

reise sind erschienen:
g für junge Mädchen.
zählg. f. junge Mädch.

Mädchen.
ge Geschichte.
en. Eine lust. Gesch.
eschichte.
ählung aus dem Welt-

lein.
nge Mädchen.
nge Mädchen.
hen.
Mädchen.
Freundinnen erzählt.
zählg. f. junge Mädch.
hen.

r jung. Mädchen.
ählung aus dem Welt-
idchen.
Mädchen.

Erzählg. f. j. Mädch.
weiser Benutzung von
idchenwelt bearbeitet.
nsionsgeschichte.
ng für junge Mädchen.
lung für Erwachsene
y blieben.
e Pensionsgeschichte.
ng für junge Mädchen.
ählung f. junge Mädch.
harlotte. Pensions

Else Ary: Kommerzienrats Oly

VI. 39
(12-16 J.)

Kommerzienrats Oly



Eine Erzählung
für
junge Mädchen

von Else Ary

In derselben Ausstattung und zu gleichem Preise sind erschienen:

J. Berger. Freudevoll—Leidvoll. Erzählung für junge Mädchen.

Martha Götter. Die Blonde Baronin. Erzählg. f. junge Mädch.

— **Im Mai des Lebens.** Drei Erzählungen.

— **Sturm und Stille.** Erzählung für junge Mädchen.

Lilli Fredrich. Schön-Euschen. Eine lustige Geschichte.

— **Schön-Euschen und die beiden Grazien.** Eine lust. Gesch.

— **Schön-Euschen's Heirat.** Eine lustige Geschichte.

Wanda Gellert. Stilles Heldentum. Erzählung aus dem Weltkrieg 1914/16.

Elisabeth Halden. Goldschmieds Töchterlein.

— **Das Schloß am Meer.** Erzählung für junge Mädchen.

— **An des Lebens Pforte.** Erzählung für junge Mädchen.

— **Schön-Elschen.** Erzählung für junge Mädchen.

— **Mamsell Übermut.** Erzählung für junge Mädchen.

— **Mamsell Übermut als Braut.** Paulas Freundinnen erzählt.

— **Mamsell Übermut als junge Frau.** Erzählg. f. junge Mädch.

— **Evas Lehrjahre.** Erzählung für junge Mädchen.

— **Die Rosen von Hagenow.** Erzählung für jung. Mädchen.

Grete Hallberg. Eine Kriegsheldin. Erzählung aus dem Weltkrieg für junge Mädchen.

S. Kadelburg. Else. Erzählung für junge Mädchen.

E. Maul. Lizzi Roland. Erzählung für junge Mädchen.

Nanny Necker. Im Rodamer Pfarrhaus. Erzählg. f. j. Mädch.

Marie Otto. Heideprinzchen. Mit teilweiser Benutzung von E. Marlitts Erzählung. Für die deutsche Mädchenwelt bearbeitet.

Marga Rayle. Majors Einzige. Eine Pensionsgeschichte.

— **Als Majors Einzige heimkam.** Erzählung für junge Mädchen.

— **Majors Einzige im Kriegsjahr.** Erzählung für Erwachsene deutsche Mädchen und für alle, deren Herzen jung blieben.

Emmy von Roden. Der Trohkopf. Eine Pensionsgeschichte.

Else Uth. Kommerzienrats Dilly. Erzählung für junge Mädchen.

Auguste Wachler. Goldelchen. Eine Erzählung f. junge Mädch.

E. v. Winterfeld-Warnow. Bei Tante Charlotte. Pensionsgeschichte.

Else Uth: Kommerzienrats Dilly

Komm



von

sind erschienen:

ensgeschichte für jg. Mädchen.
ählung für junge Mädchen.
Braut. Paulas Freundinnen

junge Frau. Erzählung.
Erzählung für jg. Mädchen.
lung für junge Mädchen.
ow.

sezung von „Die Rosen von
n.
ein.

arlitts Erzählung „Goldelse“

ffischgeschichten.

Geschichte.

den Grazien. Eine lustige

ine lustige Geschichte.

Benutzung von E. Marlitts
ische Mädchenwelt.

ählung für junge Mädchen.
rei Erzählungen.

ählung für junge Mädchen.
reundinnen. Erzählung für

ang für junge Mädchen.

t. Eine Geschichte für junge

nsionsgeschichte.

tkam. Erzählung für junge

er Helma v. Rosen. Ein

ang für junge Mädchen.

Charlotte. Ein Jahr aus

uer. Erzählung für junge

ag G. m. b. H., Berlin

Kommerzienrats Ollly
Else Ury

S. V. Nr. 18
M. 12-16!

Kommerzienrats Ollly



von
Else Ury

In derselben Ausstattung sind erschienen:

Emmy v. Rhoden, *Der Trogtopf*. Eine Pensionärgeschichte für jg. Mädchen.
 Elisabeth Halden, *Mamsell Übermut*. Erzählung für junge Mädchen.
 Elisabeth Halden, *Mamsell Übermut als Braut*. Paulas Freundinnen erzählt.

Elisabeth Halden, *Mamsell Übermut als junge Frau*. Erzählung.

Elisabeth Halden, *An des Lebens Pforte*. Erzählung für jg. Mädchen.

Elisabeth Halden, *Evass Lehrjahre*. Erzählung für junge Mädchen.

Elisabeth Halden, *Die Rosen von Hagenow*.

Elisabeth Halden, *Familie Rühewitz*. Fortsetzung von „Die Rosen von Hagenow“. Erzählung für junge Mädchen.

Elisabeth Halden, *Goldschmieds Töchterlein*.

Auguste Wähler, *Goldelschen*. Nach E. Marlitts Erzählung „Goldelise“ für die weibliche Jugend bearbeitet.

Anna Schöber, *Lotte und Käte*. Zwei Badfischgeschichten.

Lilli Fredrich, *Schön Suschen*. Eine lustige Geschichte.

Lilli Fredrich, *Schön Suschen und die beiden Grazien*. Eine lustige Geschichte.

Lilli Fredrich, *Schön Suschens Heirat*. Eine lustige Geschichte.

Marie Otto, *Heideprinzesschen*. Mit teilw. Benutzung von E. Marlitts Erzählung „Heideprinzesschen“, für die deutsche Mädchenwelt.

Martha Eitner, *Die blonde Baronin*. Erzählung für junge Mädchen.

Martha Eitner, *Im Mai des Lebens*. Drei Erzählungen.

Else Ury, *Kommerzienrats Ollg*. Eine Erzählung für junge Mädchen.

Marga Kaple, *Komtes Ruth und ihre Freundinnen*. Erzählung für erwachsene Mädchen.

M. v. Eschen, *Pension und Leben*. Erzählung für junge Mädchen.

Lilli Fredrich, *Tante Margots Testament*. Eine Geschichte für junge Mädchen, dem Leben nach erzählt.

Marga Kaple, *Majors Einzige*. Eine Pensionärgeschichte.

Marga Kaple, *Als Majors Einzige heimkam*. Erzählung für junge Mädchen.

Marga Kaple, *Die wundersame Reise der Helma v. Rosen*. Ein Roman für junge Mädchen.

J. Berger, *Freudvoll – Leidvoll*. Erzählung für junge Mädchen.

E. v. Winterfeld, *Warnow, bei Tante Charlotte*. Ein Jahr aus dem Leben eines jungen Mädchens.

Marga Kaple, *Christa v. Blums Abenteuer*. Erzählung für junge Mädchen.

Weidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H., Berlin

Else Ury: Kommerzienrats Ollg

Komm



Kommerzienrats Olly

von

Else Hey



Kommerzienrats Olly

Kommerzienrats Olly

Eine Erzählung
für junge Mädchen von
Else Ury

Buchschmuck von Wanda Lehre

51. bis 53. Tausend

Melitta Kiehl

14 30

Meidinger's Jugendschriften Verlag G.m.b.H.
Berlin

Inhalt

Kapitel	Seite
1. Olly	5
2. Badfischgesellschaft	24
3. Der deutsche Aufsatz	39
4. Das häßliche junge Entlein	52
5. Klasse Ia	67
6. Ungleiche Schwestern	85
7. Märchenbilder	95
8. Ein Bohlitätsfest	105
9. Die neue Mutter	123
10. In Pension	141
11. Nun muß sich alles, alles wenden	159
12. Ein mutiges Mädchen	174
13. Wieder daheim	191
14. Streit	207
15. Aus dem Entlein ist ein Schwan geworden	229

1. Kapitel.

Oly.



erzengerade stieg der schwarze Qualm aus den ruhigen Fabrikschornsteinen in die sonnengoldene Herbstluft hinein. Rasseln und Rattern, Surren und Schnurren, Hämmern und Bochen, unausgesetzt sich erneuernd, dröhnte aus dem großen, roten Ziegelsteinbau der Hildebrandtschen Maschinenfabrik. Bis zu der zierlichen Moskovilla, die ein ausgedehnter Garten von den Fabrikgebäuden trennte, klang dies ewige Lied der Arbeit.

Zwischen den von blutrotem wilden Wein umfletteten Säulen der Veranda stand der Kaffeetisch. Blütenweißer Damast deckte ihn, silbernes Gerät blühte im Herbstsonnenstrahl.

Die Familie war noch nicht versammelt. Kommerzienrat Hildebrandt, ein noch immer schöner Mann trotz seiner siebenundvierzig Jahre, zwirbelte ungeduldig den blonden Schnurrbart.

Bohtausend — wo blieben sie denn — er mußte wieder in sein Bureau. . . „Fräulein Arnold — Fräulein Arnold . . .“ die Stimme des Kommerzienrats durchschallte aufgeregt Haus und Garten.

Aber als die Gerufene jetzt, umringt von den Kindern, in dem Rahmen des roten Weinlaubes erschien, glättete sich die unheilvolle Falte zwischen seinen hellen Augenbrauen.

„Kinder, reißt Fräulein Arnold nur nicht vor lauter Liebe in Stücke, daß wir endlich mal Kaffee kriegen!“ Ein Lächeln umhüschte die Mundwinkel des Vaters. Unglaublich, wie seine Krabben an der neuen Hausdame hingen!

Inzwischen versuchte Fräulein Arnold vergeblich, sich von den sie umstrickenden Armen der Hildebrandtschen Sprößlinge freizumachen. Senta, das blondköpfige Badfischchen, hatte sie rechts beim Widel, der lang aufgeschossene Primaner Rudi zerrte an ihrem linken Arm, und Herbert, der Sextaner, hatte sich ihr sogar in den Rücken gehängt. So schleppte man sie im Triumph zum Kaffeetisch.

Lachend hatte Fräulein Arnold endlich die Hände freibekommen und waltete jetzt anmutig ihres Amtes, die Tassen mit dem duftenden bräunlichen Trank zu füllen. Sie war eine elegante Erscheinung, Mitte der Dreißiger, aber die heißen Wangen nach überstandenen lustigen Kämpfen ließen sie bedeutend jünger erscheinen.

„Wo bleibt denn Oly?“ Der Vater sah fragend auf den einen noch leeren Platz und dann zu seinem Töchterlein hin.

Sentas rosiges Gesichtchen vertiefte sich noch um eine Nuance. Sie und Rudi waren beide das Ebenbild ihres Vaters.

„Oly wird wohl wieder in den Fabrikhöfen stecken“, meinte sie dann achselzuckend und biß mit ihren gesunden, weißen Zähnen ein großes Stück Kuchen ab.

„Fräulein Arnold, ich wünsche nicht, daß das Mädel sich zwischen den Arbeitsräumen und Maschinengebäuden herumtreibt; die Kinder sollen den Fabrikboden überhaupt so wenig wie möglich betreten. Vielleicht versuchen Sie es, gerade Oly ein wenig mehr zu sich heranzuziehen.“

„Ich versuche es täglich von neuem, Herr Kommerzienrat, trotzdem Oly es mir auf jede Weise erschwert. Sie ist ganz anders wie die übrigen Kinder.“ Fräulein Arnold seufzte unhörbar.

„Ja, das ist sie!“ Auch der Vater seufzte, aber ungleich lauter.

Wie kam dieses störrische Mädchen unter seine anderen, so leicht erziehbaren drei? Ewig hatte man seinen Ärger mit ihm; bei keinem der Kinder machte sich das Fehlen der Mutterhand so bemerkbar wie bei Oly.

Seine Hausdame hielt bei ihm aus, mit Olys verstocktem, unfreundlichem Wesen war noch keine fertig geworden. Von Fräulein Arnolds lebenswürdiger, gewandter Art hatte er gerade für das Mädel einen günstigen Einfluß erhofft.

„Herbertchen, spring doch mal nach oben, ob du Oly nicht findest. Es ist mir ungemütlich, wenn eins zu den Mahlzeiten fehlt.“ Der Vater ließ sich das zweitemal seine Tasse füllen.

Herbertchen unterbrach gehorsam seine angenehme Tätigkeit, das Stück Kuchen auf dem Teller seiner abwesenden Schwester von sämtlichen Rosinen zu säubern, und stürmte davon. Die blonden Locken, die man ihm trotz der Sextanerwürde als Nesthäkchen noch immer nicht kurz geschoren hatte, umwehten ihn wie eine Löwenmähne. Zwei Minuten später sah man ihn gleich einem Pfeil aus der Villa schnellen und quer durch den Garten schießen.

„Der kennt alle Schliche und Verstecke von seinen Indianerspielen her“, lachte Rudi.

Senta hatte inzwischen den Blondkopf zärtlich an des Vaters Schulter geschmiegt.

„Na, Schmeichelfrage, was willst du, diese Einleitung deiner Wünsche ist mir bekannt, also?“

„Ach, Papachen, dürfen wir heute das Auto benutzen, ja?“

„Wollt ihr spazierenfahren? Meinetwegen, aber mit dieser Bitte pflegst du doch sonst nicht so viel Umstände zu machen.“

„Es kommt ja auch erst“, gestand Senta, versetzte dem Vater in plötzlicher Zärtlichkeit einen Kuß und bettelte: „Weißt du, Papachen, hellblau steht mir so gut, sagt Fräulein Arnold, und da mein weißes Kleid gar nicht mehr schön ist, wollten wir sehen, ob mir die Schneiderin noch in acht Tagen ein neues Kleid machen kann. Sonnabend ist doch Badfischgesellschaft bei Frimgard von Wütschen.“ Eine erneute Auflage von Zärtlichkeit erfolgte.

Der Vater ließ sich die Liebkosungen seines hübschen Töchterchens gern gefallen.

„Wenn Fräulein Arnold es für richtig hält, bin ich natürlich einverstanden.“ Er wandte sich zu der Hausdame. Aber ehe noch Fräulein Arnold ihre Meinung betreffs des hellblauen Kleides äußern konnte, übertönte das gewohnte Fabrikgetöse, auf das keiner mehr achtete, ein heller Schrei, halb Zauchzer, halb Kriegsfanfane.

Fräulein Arnold machte ein erschrecktes Gesicht.

„Das ist nur Herbertchens Indianerruf“, beruhigte sie Rudi.

„Er hat sie sicher erschlichen“, fiel Senta lachend ein.

Da kam der kundige Pfadfinder auch bereits in gestrecktem Galopp zurück.

„Sie sitzt ganz hinten unter dem Apfelbaum und heult“, berichtete er mit verächtlicher Miene. Seulen galt in der Sekta als überwundener Standpunkt.

„Warum hast du sie nicht mitgebracht?“ Der Vater zog die Uhr, er mußte wieder an die Arbeit.

Herberts dunkle Augen, die einen seltsamen Gegensatz zu seinem lichten Haar bildeten und ihn zur Schönheit der Familie stempelten, hingen begehrlieh an dem Kuchen auf dem Tisch.

„Sie will ja nicht, sie bockt, nicht mal Kuchen will sie!“ Damit ließ der Süßschnabel das Stück, das Fräulein Arnold vorsorglich für Ollly aufgelegt, in den eigenen, ewig hungrigen Mund spazieren.

„Warte, Papa, ich bringe sie sofort.“ Rudi setzte seine langen Beine in Bewegung.

„Wir bringen sie, tot oder lebendig.“ Senta, die zuerst ein bestürztes Gesicht gemacht, jagte lachend hinter dem Bruder drein, daß ihre Blondköpfe mit den halblangen Röcken um die Wette flogen.

„Auf, zum Kampf!“ Herbertchen durfte natürlich nicht fehlen. Den Rest des gemausten Kuchens in den Mund stopfend, galoppierte er den beiden Großen nach.

„Eine Wandel!“ Mit strahlendem Gesicht sah Kommerzienrat Silberbrandt seinen drei Blondköpfen nach.

Unter dem alten, fnorrigen Reinettenbaum, dicht an

dem Stachelzaun, den man wegen der beutelustigen Hände der Arbeiterfinder am Obstgarten entlanggezogen hatte, hockte ein sechzehnjähriges Mädchen. Ein langes, dünnes Ding war es, unter dem weißen Leinenrock schauten ein paar Füße von erstaunlicher Größe hervor. Die dünnen Arme hatte es um den Stamm des Apfelbaumes geschlungen, den dunklen Kopf fest gegen die Rinde gepreßt.

Waidgerecht umstellten die drei das aufzuseuchende Wild. Mit lachenden Augen, den Finger auf den Mund gelegt, so lugten sie durch das Buschwerk. Jetzt bückte sich Rudi, griff einen vom Wind abgeschlagenen Apfel und warf ihn mit zielender Hand der nichts ahnenden Schwester in den Schoß.

„Der Schönsten!“ rief er übermütig, „der Schönsten den Apfel der Eris!“

Wie von der Tarantel gestochen, sprang Ollly auf die Füße. Das gelblich blasse, magere Gesicht überflog Hornesröte, aus den verweinten, schwarzen Augen sprühten Butteufelchen. Der Bruder hatte sie mit seinen Worten an ihrer empfindlichsten Stelle verwundet.

Mit geballten Fäusten wollte sie an ihm vorüber. Aber schon hatten sich die drei die Hände zur festen Kette gereicht. Unter Herbertchens Indianergeheul umtanzten sie in wilden Sprüngen ihr Opfer. Vergeblich suchte Ollly sich einen Durchschlupf zu verschaffen, immer enger ward der Kreis, den man um sie schloß. In ohnmächtiger Wut verbarg sie aufs neue das Gesicht in den Händen.

„Mädchen, warum weinst du,
Weinst du, weinst du,
Mädchen, warum weinst du,
Weinst du so sehr?“

Ausgelassen erklang es von Sentas roten Lippen, und jubelnd fielen die Brüder ein.

Sie meinten es nicht Lüge, die drei, es war durchaus keine Schlechtigkeit der Geschwister, nur jugendlicher Übermut. Sie hatten sich daran gewöhnt, Ollly, die jeden Scherz krumm nahm und stets abweisend und unliebenswürdig gegen sie tat, allenthalben aufzuziehen und zu foppen. Hätte sie nur ein wenig von Sentas harm-

los lustiger Art gehabt, mit der diese jeder Rederei zu begegnen pflegte, so hätte sie sich selbst manch böse Stunde ersparen können. Aber gerade, daß sie stets außer sich geriet, reizte die andern.

Als Rudi die Schwester als Begleitung zu ihrem Gang laut schluchzen hörte, empfand er Mitleid mit ihr.

„Blöf nicht, Ollly, du sollst zu Papa kommen — los, los, er wartet auf dich.“ Damit versuchte er, sie vorwärts zu schieben.

Ollly widerstrebte nicht länger. Wenn Papa etwas befahl, gehorchten die Kinder aufs Wort. Erstens, weil sie ihren schönen Vater über alles liebten, und dann — Papa konnte auch manchmal recht ungemütlich werden. Aus den Fabrikgebäuden schallte seine Stimme ab und zu unheilvoll herüber. Dann pflegten die Hausdamen noch schnell ein Extragericht einzulegen, um die Laune des Kommerzienrats zu verbessern, und die Kinder waren dann stets bemüht, jeden Verdruß aus dem Wege zu räumen.

„Na, Ollly, muß man dich erst zum Kaffee einladen lassen; ich bitte mir aus, daß du die Mahlzeiten künftig pünktlich innehältst“, empfing der Vater sein vertrocknetes Töchterchen ernst.

Während er den anderen Kindern gegenüber fast immer liebevoll zärtlich war, erschien ihm bei der störrischen Ollly Strenge als einziges Erziehungsmittel. Er ahnte nicht, daß sich dadurch das junge Herz nur noch mehr in sich selbst zurückzog.

„Was hat denn die Überschwemmung zu bedeuten, hm?“ Mit hochgezogenen Augenbrauen betrachtete Papa die roten Tränenflecke in dem unschönen, blutleeren Mädchenantlitz.

Ollly stand mit verschlossenem Gesicht da. Fräulein Arnold schenkte ihr Kaffee ein und schob ihr ein neues Stück Kuchen zu.

Die Falte auf des Kommerzienrats Stirn vertiefte sich.

„Unerhört, daß du dich derartig von Fräulein Arnold bedienen läßt, und nicht mal ein Dankeschön für

ihr liebevolles Sorgen hast. Umgekehrt wäre es richtig, solch große Tochter müßte mir hier am Kaffeetisch schon die Hausfrau ersetzen“, fuhr der Vater sie an.

Um Olllys blasser Lippen zuckte es, aber sie erwiderte keinen Ton.

Brummend erhob sich der Kommerzienrat.

„Daß einem doch jede gemütliche Stunde in seinem Heim von dem Mädel verstört wird — na, was gibt's noch?“ Er blieb neben ihr stehen. Es war sichtbar, daß sie mit sich kämpfte, ihre Lippen bewegten sich, und ihre tränenverquollenen Augen hingen flehentlich an dem Vater. Sie tat ihm leid.

„Ich habe eine Bitte, Papa“, stieß sie plötzlich hervor. „Darf ich heute das Auto benutzen?“

„Nummer zwei, nun kommt gleich das hellblaue Kleid, oder willst du ein rosa?“ Papa war froh, daß Ollly wenigstens wieder sprach und nicht mehr wie ein störrischer Maulesel dastand. „Die eine versucht's mit Küffen, die andere mit Tränen. Mädel, was seid ihr verschieden!“

Ollly fühlte einen Stich durchs Herz. Sie wußte es ja ganz allein, daß sie verschieden waren! Die eine war eben hübsch und die andere häßlich! Aber daß Papa dies so unumwunden, so schonungslos aussprach . . . das törichte Mädel faßte die Worte des Vaters, die sich lediglich auf das Wesen seiner Töchter bezogen, gänzlich falsch auf.

„Hellblau wird Ollly nicht stehen, es würde sie zu gelb machen“, mischte sich Fräulein Arnold hinein. „Ich denke, ihr Weißes wird noch gehen, sie hat es später bekommen als Senta.“

Was lag Ollly an dem hellblauen Kleide, aber — sie wurde schon wieder zurückgesetzt!

„Ich will überhaupt kein Kleid!“ rief sie in unliebenswürdigem Ton. „Ich möchte das Auto benutzen, um . . .“ — sie schluckte krampfhaft — „es ist Mamas Geburtstag heute!“ Vorwurfsvoll blickte sie auf den Vater, der zum erstenmal seit fünf Jahren diesen Geburtstag außer acht gelassen.

Papa machte denn auch ein erschrockenes Gesicht.

„Wichtig, der achtzehnte September! Ja, die Arbeit, da vergißt man alles. Na, Kinder, wenn ihr zum Kirchhof fahren wollt, ich bin leider heute nicht abkömmlich, sagt es Müller.“ Das war der Chauffeur.

Der Kommerzienrat sprang leichtfüßig die Stufen, die von der Veranda in den Garten führten, hinab. Ehe er aber noch die unterste erreicht hatte, war Senta ihm nachgeeilt und hatte von hinterrücks die Arme um seinen Hals geschlungen.

„Papachen, du hast es mir zuerst versprochen, die Schneiderin macht mir das Kleid sonst nicht mehr!“ Auch Sentas Stimme konnte weinerlich klingen, aber es war trotzdem ein schmeichelnd, liebenswürdiger Ton darin.

„Kinder . . .“, der Vater fuhr sich aufgeregt durch das sich kaum lichtende blonde Haar. „Also gut, dann fahren wir alle am Sonntag zum Kirchhof — erledigt!“ Er eilte den Fabrikgebäuden zu.

Fräulein Arnold klingelte dem Hausmädchen, um den Kaffeetisch abräumen zu lassen. Oly hatte ihre Tasse noch nicht berührt. Mit verächtlichem Gesicht blickte sie auf die knapp ein Jahr jüngere Schwester, welche triumphierend zu ihr hinblinzelte.

„Oly, willst du nicht trinken?“ Fräulein Arnold gedachte der Mahnung des Kommerzienrats, sich des Mädchens mehr anzunehmen.

Aber keine Antwort wurde ihr.

„Herbertchen, wir werden dich mitnehmen und an deiner Turnhalle abliefern, mein Junge. Rudi, Sie haben wohl zu arbeiten. Zieht euch an, Mädels, damit wir noch helles Tageslicht zum Auswählen der Farbe haben.“

Senta wirbelte Fräulein Arnold glückselig über das in Aussicht stehende neue Kleid noch einigemal auf der Veranda herum, ehe sie sich in das ihr gemeinsam mit Oly gehörende Zimmer begab.

„Fix, Oly“, drängte die Hausdame, da das junge Mädchen durchaus keine Anstalten machte, sich zu erheben.

„Ich komme nicht mit“, knurrte Oly schließlich, nachdem die Aufforderung zum drittenmal an ihr Ohr gedrungen.

„Und warum nicht?“ Fräulein Arnolds Stimme klang nun auch gereizt.

„Was soll ich denn dabei, wenn für Senta ein Kleid gekauft wird, Sie werden meinen Geschmack wohl entbehren können“, stieß sie ungezogen heraus.

„Wui, Oly, schäme dich!“ Fräulein Arnold legte ihr die Hand auf die Schulter. „Für so schlecht hätte ich dich doch nicht gehalten, daß du deiner Schwester das Kleid nicht gönnst!“

Der lange Badfisch machte sich unsanft los. Sie schwieg.

Was sollte sie auch sagen? Fräulein Arnold würde ihren Schmerz ja gar nicht verstehen, daß der Schwester ein neues Kleid wichtiger war als der Geburtstag der toten Mutter! Schon vor dem Kaffee hatte sie sich in ihrem Stübchen deswegen mit Senta gezankt. Deswegen hatte sie unter dem Apfelbaum gefessen und geweint. Nun hatte es die Schwester doch bei Papa durchgesetzt, wie sie ja alles durchsetzte, nur weil sie hübsch war!

„Und ich bin eben häßlich, folglich kann mich kein Mensch leiden, und alle geben mir unrecht, selbst Papa!“ Da war Oly mit ihren Gedanken wieder an dem dunkelsten Schatten ihres sechzehnjährigen Lebens angelangt. Daß sie selbst durch das ständig Sichzurückgefühlen, durch ihr abstoßendes, verschlossenes Wesen zu der Entfremdung mit Vater und Geschwistern beitrug, daran dachte das unreife Badfischchen nicht.

Das silbergraue Automobil mit den roten Lederpolstern war vorgefahren. Fräulein Arnold in einem eleganten Herbstkostüm nahm darin Platz. Ihr zur Seite Senta. Das niedliche, rosige Puppengesicht unter dem großen Stidereiut nicht strahlend zu Rudi zurück. Herbertchen in gelbgrauem Turnanzug, den Damen gegenüber, und — tu — u — ut — mit schrillum Aufbeulen setzte sich das Auto in Bewegung.

An den Fenstern des Fabrikgebäudes, die nach der Straße zu lagen, erschienen bleichgraue Gesichter.

„Die haben's jut, die fahren jetzt spazieren.“ — „Die Gäßliche, det arme Ding, haben sie natürlich wieder zu Hause jelassen . . .“ — Den Rest verschlang das Rädergerassel der arbeitenden Maschinen.

In der Koskoviilla, die noch vor kurzem so belebt gewesen von jugendlichen Stimmen, war es still geworden. Rudi schwigte über seinen griechischen Aufgaben, Oly hatte sich in das Rauchzimmer des Vaters geslichen.

Dort hing über dem Schreibtisch das lebensgroße Ölgemälde ihrer Mutter.



Die Hände auf die Lehne von Papis Schreibtisch gestützt, so stand Oly lange. Lange sah sie zu der schlanken Frauengestalt in dem schwarzen Samtkleid empor. Es war ein ebenso schönes als sympathisches Gesicht, das da auf ihr Kind niederschaut. Tiefsunkles Haar umrahmte mit weichem Scheitel das zarte Profil. Die Augen glichen dem Samt des Kleides, in sinnendem Ernst blickten sie. Und doch, Oly wußte, daß der rote Mund einst lachen, scherzen, singen und küssen gekonnt hatte.

Das junge Mädchen wischte sich mit dem Handrücken schnell die schon wieder hervorquellenden Tränen aus den Augen.

Seit Mamas Tode hatte sie keiner wieder geküßt. Wenn die anderen Kinder zärtlich dem Papa entgegenprangen, dann stand sie abwartend, mit sehnsüchtigem Herzen daneben. Es fiel ihr nicht ein, dem Vater wie Senta an den Hals zu fliegen. Nein, wenn Papa ihr nicht von selbst einen Kuß geben mochte — am Ende war sie ihm zu häßlich dazu! Papa aber sah kopfschüttelnd auf sein kaltherziges, gefühlloses Töchterchen, das ihm nicht einmal zum Gutenachtkuß die Lippen reichte.

Solange Mama gelebt, hatte Oly sich nicht von der Natur und von den Menschen zurückgesetzt gefühlt. Sie war Mamas „Schwarzköpfchen“, so wie Senta ihr „Blondköpfchen“ war. Und wenn sie auch niemals ein leicht zu erziehendes Kind gewesen, die Mutter hatte die Gefühlstiefe in dem jungen Kinderherzen erkannt. Mutterliebe fand stets den richtigen Weg zu demselben. Dann aber hatten Fremde an die sich im ersten Weh in sich selbst zurückziehende Kindesseele mit rauhem Wort gerührt. Ihr stilles, gedrücktes Wesen hielt man für Trost, ihre scheue Art für den Ausdruck eines schlechten Gewissens. Bald wußte es Oly, daß die anderen Kinder gut, freundlich und schön waren, sie dagegen böse, unliebenswürdig und häßlich. Spott und Ungerechtigkeit gesellten sich dazu, unwillkürlich zogen die Hausdamen, die Diensthofen, ja auch Papa, die hübschen, stets lachenden Kinder dem schwarzen, mißmutigen Mädel vor. So war Oly zum störrischen, verbitterten Wadfish geworden.

Was war das früher am achtzehnten September für ein Lachen und Gläserklingen, für ein Gratulanten-schwarm und Blumenmeer in der Koskoviilla gewesen! Und heute sollte Mama auch ohne das allerfeinste Blümchen bleiben? Keiner hatte Zeit für sie?

„Doch, Mamachen, ich komme, und wenn ich den weiten Weg auch zu Fuß gehen müßte!“ flüsterte Oly leidenschaftlich zu dem Bilde empor.

Hastig eilte sie die mit roten Teppichen belegten Treppen, die in das obere Stockwerk führten, hinauf.

Es war ein duftig zierliches Mädchenzimmer, das sie gemeinsam mit Senta bewohnte. Weißgetupfte Mullgardinen flossen, von breiten, mattblauen Atlas-schleifen gehalten, an den Fenstern hernieder. Die Möbel leuchteten in lichtem Weiß, ein zierliches Rohrsofa, mit blauen Libertykissen belegt und rundem Tischchen davor, bildete eine gemütliche Ecke. Die Wände waren blau tapeziert. Allerlei nette Genrebilder, Konsolen und Brettchen mit Vasen hatte Senta auf der Seite, an der ihr von hellblauer Seidensteppdecke bedecktes Bett stand, geschmackvoll angebracht. Die Wand, die zu Olys Reich

gehörte, war leer. Nur eine Photographie der Mutter, um die sich ein grüner Blätterkranz schlang, hing über ihrem Bett.

An das Stübchen schloß sich ein zierlich gefügter Goldgitterbalkon. Bunte Bethunien und brennend rote Pelargonien blühten trotz des Herbstes dort in üppiger Pracht. Oly pflegte ihre Blumen mit der ganzen Zärtlichkeit ihres liebebedürftigen, vereinsamten Herzens, während Senta, der Laufewind, wenig Sinn dafür hatte. Auf dem niedrigen Soder konnte Oly stundenlang in unfruchtbarem Träumen sitzen und an all den schwarzen Fabrikföten, die hier im Norden Berlins wie gewaltige Vorposten vor den Toren der Stadt aufgepflanzt waren, vorüberstarren. Bis zu den grünen Wiesen, auf denen bunte Flaggen von grün angestrichenen Lattenhäuslein wehten, den Laubenkolonien der Arbeiter, im Berliner Volksmund „Kamerun“ geheißten, bis zu dem Wasserband des Kanals, das die bläulich schimmernden Wälder der Jungfernheide umgürtete.

Heute aber hatte Oly keine Zeit zum Sinnen und Starren.

Einen unbehaglichen Blick warf sie dem halbfertig auf ihrem Schreibpult liegenden französischen Exerzitium zu; durch den Streit mit Senta war es in Vergessenheit geraten. Dann sperrte sie es kurz entschlossen in die Mappe.

Ach was — Mamas Geburtstag war wichtiger!

Schnell den Matrosenhut aufgestülpt! Sie pflegte, im Gegensatz zu Senta, nur selten, kaum beim Frisieren, in den Spiegel zu sehen. Oly haßte den Spiegel. Unbarmherzig sagte er ihr ja stets aufs neue, wie häßlich sie war. Doch heute mußte sie ihrem Feinde einen Besuch abstatten. Mit verweintem Gesicht, wie ein Kind, mochte sie nicht auf die Straße hinaus.

Brrr — gräßlich! Die tränenverschwollenen Augen, die roten Flecke auf dem ohnehin schon unreinen Teint, die vom Weinen gerötete Nase, die viel zu groß für das schmale Gesicht erschien, und die schwarzen Augenbrauen.

die sie so böse zusammenzog, daß sie wie ein kleiner Bald anguloben waren.

Und doch — sie hatte Ähnlichkeit mit Mama!

Oly lachte plötzlich laut und bitter auf.

Sie und ihre schöne Mama — haha — aber je länger sie auf ihr Spiegelbild starrte, um so deutlicher trat ihr die Gleichheit in der Kopfform, in der Farbe der Haare, der Augen entgegen. Nur daß bei Mama alles weich und abgerundet war und bei ihr alles hart, edig und unfertig.

Schnell wandte Oly dem Glas den Rücken. Sie schämte sich ihres an Größenwahnsinn grenzenden Gebahrens. Scheu blickte sie um sich. Es war ihr, als ob die Gelchwister spöttisch hinter ihr in ein Gelächter ausbrechen müßten. Aber alles blieb still, nur das Stöhnen der Maschinen ächzte durch die offene Balkontür herein.

Nun noch Geld eingesteckt, und dann leise, ganz behutsam an Rudis Tür vorüber. Daß sie nur unangehalten aus dem Hause kam! Einen Augenblick stand Oly vor dem Zimmer des mit lauter Stimme griechische Verse auffagenden Bruders still. Ob sie Rudi bat, mit ihr zu kommen? Er würde es am Ende tun, er war noch am wenigsten schlecht zu ihr. Aber nee — er hatte heute nachmittag mit dem Parisapfel doch auch so gemein gegen sie gehandelt! Und dann gab's erst noch eine große Auseinandersetzung mit Papa und Fräulein Arnold abends — nee, nee, das beste war schon, es erfuhr überhaupt keiner, daß sie fort gewesen. Das Treppenhäus lag leer, lachende Stimmen der Dienerschaft erschallten aus dem Souterrain.

Unten an dem Hausportal in der Nachmittagssonne lag fliegenschnappend Murks. Bei Olys Erscheinen hob er den weißen, mit blauer Seidenschleife geschmückten Kopf und wedelte wohlherzogen mit dem buschigen Schwänzchen. Oly mochte den Seidenpinscher nicht. Alles im Hause verwöhnte und vergärtelte ihn. Da hatte sie den struppigen, ruppigen Fabrikföter, den Karlemann, tausendmal lieber. Der war ebenso häßlich und zurückgesetzt wie sie selbst.

Murks war ein Geselligkeit liebender Hund. Hiemlich oberflächlich veranlagt, langweilte er sich, wenn er auf sich allein angewiesen war. Da er seine Nachmittagspromenade noch nicht gemacht hatte, schloß er sich Ollly mit dreister Selbstverständlichkeit an. Diese mochte ihn nicht zurückjagen, aus Angst, daß sein Bellen jemand aufmerksam machen könnte. So ließ sie sich die Begleitung des Seidenpinschers, wenig erfreut, gefallen.

Herzklopfend stand sie auf der Straße, die von verschiedenen Fabriken gebildet wurde. Wohngebäude gab es hier draußen, abgesehen von den Villen der Fabrikbesitzer, nicht. Nur hin und wieder ganz gleich ausschauende, einstöckige Gebäude, welche besonders menschenfreundliche Herren für ihre Arbeiter als Wohnungen hatten herrichten lassen.

Sie wußte sehr wohl, daß sie im Begriff war, etwas Unerlaubtes zu unternehmen. Es war den Kindern, abgesehen vom Schulweg, streng verboten, ohne Begleitung nach Berlin hineinzufahren. Selbst Rudi machte dem Vater vorher Mitteilung, wenn er mit einem Freund gemeinsam arbeiten wollte. Meistens stand ja auch das Auto zur Verfügung.

Zur Schule benutzten die Hildebrandtschen Kinder die elektrische Bahn. Der Vater war ein verständiger Mann; es erschien ihm großspurig und ungehörig, wenn seine Sprößlinge im Automobil an der Schule vorfuhren.

Heute aber mußte Ollly bis zur nächsten Stadtbahnstation. Der Kirchhof lag am anderen Ende der Stadt, so kam sie am schnellsten hin. Denn die Septembersonne warf schon recht schräge Strahlen über das staubig verunkelte, kärglich mit Gras bestandene Baugelände, das sie durchschritt. Aber zweieinhalb Stunden blieben ihr immerhin noch bis zum gemeinsamen Abendessen. Da konnte sie reichlich wieder zurück sein.

Es war voll auf der Bahnstation. Fast alles Arbeiter mit ihren Blechkannen. Die große Gewerksfabrik, die in der Nähe lag, schloß um eine Stunde früher als die anderen.

Das Kommerzienratstöchlein löste eine Fahrkarte zweiter Klasse. Aber als sie an dem Kontrollbeamten vorbei wollte, hielt man sie am Armel zurück.

„Sie da, Fräuleinchen, gehört die Hundetöle zu Ihnen? Die muß 'n Billett haben, und zweiter Klasse is nich, ins Hundecoupé müssen Sie mit der!“

Witterböse sah Ollly auf Murks. Aber es half nichts, sie mußte noch einmal die Perrontreppe heruntersteigen und für den unerwünschten Begleiter ein Billett nachlösen. Als sie wieder oben anlangte, fauchte ihr der „Morbring“ gerade vor der Nase fort. Das verstärkte ihre Sympathien für Murks nicht.

Endlich saß sie, ihre „Hundetöle“ auf dem Schoß, eingepfercht zwischen blauen Arbeiterblusen, in dem Hundecoupé der dritten Klasse. Schlechter Pfeisentabak und Zigarrenqualm verdichtete die Luft. Man nahm keine Notiz von ihr. Lärmend unterhielten sich einige Jüngere über Lohnzulage und Kürzung der Arbeitszeit.

Murks, dem verwöhnten Seidenpinscher, war der Aufenthalt nicht standesgemäß genug. Seinen Unwillen über die ihm aufgenötigte Gesellschaft ließ er in herausforderndem Geknurr gegen einen dicken, schläfrigen Mops auf der anderen Bank aus. Mit dem Gleichmut des Phlegmatikers nahm der plebejische Mops überhaupt keine Notiz von dem eleganten Schoßhündchen. Das ärgerte Murks, der gewöhnt war, im Hause des Kommerzienrats eine Hauptrolle zu spielen.

Ehe Ollly von seinen ruhestörenden Absichten etwas merkte, fuhr er mit einem Satz, laut blaffend, auf den müde blinzelnden Mops los. Ein Mops hat für gewöhnlich ein dickes Fell und friedliche Gesinnung. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Wütendes Gefläß und Beißen entspann sich zwischen den beiden.

Mit lautem Lachen schürten die jüngeren Arbeiter den Kampf der verschiedenen Hundeklassen. Aber der Besitzer des Mopses wandte sich in grobem Ton an den entleert dreinschauenden langen Wadfish.

„Ihr Köter hat anfangen, ziehen Se doch det Bieft eins iever, det er Order pariert, der saubere Musjeh!“

Ollj rief in angstvollem Ton: „Murks — Murks. hierher!“

Aber Murks hatte alle Bande der Wohlerzogenheit von sich gestreift, er blaffte und heulte wie von Sinnen.

Da nahm der Besitzer des Mopfes die Lederleine, an der er seinen Hund zu führen pflegte, und zog dem „sauberen Russeh“ selbst eins über. Laut aufbeulend trock Murks, dem eine solche Behandlung in seinem vierjährigen Hundeleben noch nie zuteil geworden, zu der wie auf Kohlen sitzenden Ollj zurück.

Inzwischen durchraste der Zug das Herz der unzähligen, menschenbevölkerten Verkehrsadern pulsierenden Millionenstadt. Ollj atmete auf, als ihr Ziel erreicht war. Nun war es nicht mehr weit bis zum Friedhof.

Die schönsten Rosen, die sie finden konnte, erstand sie in einer Gärtnerei. Eins wenigstens von ihren Kindern kam heute zur Mutter, wenn auch nur das häßlichste.

Ein prächtiges Erbgrabnis mit Granitsäulen wölbte sich über den stillen Grabhügel. Hier hatte Ollj stets Trost für ihre quälenden Gedanken und unverständigen Tränen gefunden. Wenn der Wind ihr leise übers Haar strich, war es wie ein Gruß von weicher Mutterhand.

Aber heute kam sie nicht zu Sammlung und Andacht. Murks, der abscheuliche Hund, ließ ihr keinen Moment Ruhe. Bald setzte er über einen fremden Geseuhügel, bald germalte er Blumen und Gräser. Jetzt jagte er die friedlich schirpenden Späken aus ihren Büschen auf, und nur mischte er sich, lustig bellend, gar unter die Leidtragenden eines feierlich vorüberziehenden Trauerzuges.

Ollj mochte ihn nicht zurückrufen, es war ihr peinlich, daß der Hund zu ihr gehörte. Wenigstens fand sie jetzt noch einige Augenblicke zur stummen Zwiesprache mit ihrer so früh dahingegangenen Mutter.

Es wurde kühl. Die Sonne war herunter, frühe Herbstnebel zogen. Sie mußte an den Heimweg denken.

Aber vergeblich sah sie sich nach ihrem vierbeinigen Gefährten um. Der Seidenpinscher hatte sich, seitdem sie sich nicht mehr um ihn gekümmert, nicht wieder blicken

lassen. Sie eilte zum Ausgang, sie lief wieder zurück, sie rief, sie lockte und erschrak vor ihrer lauten Stimme, die den Kirchhofsfrieden störte. Kein Murks ließ sich blicken.

Den Totengräber, die Gärtner, verschiedene Besucher befragte Ollj aufgeregt, niemand wußte, wo Murks hingekommen. Schließlich erinnerte sich einer, einen kleinen weißen Hund in der Nähe des Bahnhofes gesehen zu haben.

Ollj atmete auf, sicher war das Murks. Dem mochte das Warten zu langweilig geworden sein, und er war auf eigene Faust vorausgelaufen.

Sie raste die Straße, die zum Bahnhof führte, hinunter, ein Mann mit einer langen Stange entzündete bereits die spärlichen Gaslaternen hier draußen. Auf dem verkehrsreichen Bahnhof gab es mehrere Hunde, weiße, gelbe, braune und schwarze, Pudels, Möpse, Spitze und Dadel — aber keinen Murks. Ollj weinte vor Ärger und Aufregung.

Wenn sie ohne den verhätschelten Seidenpinscher nach Hause kam — eher konnte sie fortbleiben, als der von allen geliebte und vergötterte Schoßhund, sagte sie sich mit bitterer Ungerechtigkeit. Sämtliche Beamte fragte sie nach Murks, keiner hatte ihn gesehen.

Wieder im Galopp zurück zum Friedhofstor. Das war bereits geschlossen. Kopfschüttelnd sahen die Leute auf das große, weinende Mädel, das an ihnen vorbeiraste. Inzwischen war es dunkel geworden.

Sie mußte jetzt unbedingt nach Hause fahren, dem väterlichen Strafgericht entging sie sowieso nicht mehr.

„Haben Sie nicht einen Seidenpinscher gesehen?“ wandte sie sich noch einmal an einen halbwüchsigen Bur-schen, der selbst einen Hund hatte.

„Wenn Sie vielleicht 'nen Affenpinscher meinen, den seh' ich“, antwortete der Junge lachend.

„Wo denn — wo?“ Am Ende war es Murks.

„Dreh'n Sie sich man um, da — kiefen Sie rin!“ Der unverschämte Bengel wies grinsend auf eine Spiegel-scheibe, aus der Ollj ihr eigenes Gesicht entgegenschaute.

Der ihr angetane Schimpf verjagte auf Minuten die Sorge um den entlaufenen Rötter. Selbst die Leute auf der Straße verspotteten sie schon wegen ihrer Sätzlichkeit! In ihrem Schmerz darüber hatte Oly nicht acht auf das Schild des einfahrenden Zuges. Sie sprang schnell hinein, um dem höhnischen Lachen des Jungen zu entgehen.

Vielleicht hatte Murks allein heimgefunden, aber nein, von einem Ende der Riesenstadt zum andern, dieser Trost war aussichtslos.

Ein Gedanke durchblitzte Oly. Sie brauchte ja gar nicht zu sagen, daß Murks mit ihr fort gewesen. Dann war er eben allein davongelaufen, er hatte schon einmal Freiheitsgelüste verspürt und war von einem Arbeiter, der ihn kannte, wieder eingeliefert worden. Aber nein — gleich darauf schämte sie sich dieses Gedankens. Sie war höflich, aber schlecht war sie deshalb noch lange nicht! Oly Hildebrandt brachte keine Unwahrheit über ihre Lippen.

Ganz anders sahen die Stationen jetzt im Lichte der elektrischen Flammen aus. War sie denn noch nicht bald da? Sie fuhr doch schon ewig. Nach der letzten schlechten Erfahrung traute sie sich nicht mehr einen Fremden zu befragen, aus Furcht, wieder verlacht zu werden. Schließlich aber faßte sie sich doch ein Herz und bat mit leiser Stimme einen alten Herrn um Auskunft.

„Kind, da sind Sie ja im falschen Zug. Sie sind Südring statt Nordring eingestiegen. Auf der nächsten Station müssen Sie heraus und die ganze Strecke wieder zurückfahren.“

Oly war geradezu entsetzt. Sie dachte nicht mehr an Murks, sie dachte nur noch an die Sorge und Aufregung, die sie durch ihr heimliches Fortlaufen daheim verursachen würde. Sicher saßen sie schon beim Abendbrot

In der Kokosovilla, in dem geräumigen Speisezimmer, herrschte Schwüle. Soviel auch Senta von ihrem neuen Kleide vorschwärzte, so liebenswürdig Fräulein Arnold auch die saftigsten Scheiben Roastbeef

anbot, die gefurchte Stirn des Hausherrn glättete sich nicht.

Unglaublich war es! Dieses Mädchen, diese Oly, wagte es, seinem strikten Befehl, die Mahlzeiten pünktlich innezuhalten, Trotz zu bieten! Hatte sich sicherlich in einen Schmolzwinkel zurückgezogen und wollte erst wieder gebeten sein. Aber da konnte sie lange warten.

Mit tiefer Stimme meldete die große Standuhr die neunte Stunde. Das Abendessen wurde abgetragen, Herbertchen sagte gute Nacht.

Das ging denn doch zu weit! Geräuschvoll schob der Kommerzienrat seinen Stuhl zurück und trat mit schweren Schritten in das Treppenhaus.

„Oly —!“ Papas Stimme durchschallte gebieterisch die ganze Villa. Der verstohlene Trostkopf erschien nicht.

„Oly —!“ durch den Garten, bis zu den Fabrikräumen hin erklang sein Ruf — vergebens.

Es wurde dem Kommerzienrat in der Stille plötzlich angst zumute, sie würde doch nicht etwa davongelaufen sein — zuzutrauen war dem Mädel alles.

Die Diensthoten wurden befragt, da kam es heraus, daß auch Murks sich nicht zu seiner Abendmahlzeit eingestellt hatte.

„Oly kann Murks nicht leiden, die hat ihn ganz sicher nicht mitgenommen, meinen geliebten Murks; wenn ihn nur nicht der Schinder gefangen hat!“ Senta brach in Tränen aus.

„Sei nicht so kindisch, Senta!“ Papa fuhr in seiner Erregung jetzt selbst seinen Liebling an. „Die Hauptsache ist, daß Oly erst wieder da ist!“

Papa griff nach seinem Gut. Rudi begleitete ihn. Als sie die dunkle Straße ein Stückchen gegangen waren, kam plötzlich etwas Weißes an ihnen vorbeigejagt.

„Oly —!“ rief der Kommerzienrat mit fragender, angstgefüllter Stimme. — Herrgott, sie war doch sein Kind!

Ein bekanntes Schluchzen antwortete ihm. Und im Nu hatten sich seine väterlich zärtlichen Gefühle in die ähnenden der gestrengen Gerechtigkeit verwandelt.

„Wo kommst du jetzt her?“ herrschte er Ollly an.
Lange dauerte es, bis Ollly ein Wort herausbekam.
„Von Mama.“

Es klang so jammervoll und dabei doch so schlicht und rührend selbstverständlich, daß es Papa eigentümlich zumute wurde. Er fand kein Wort des Vorwurfs mehr für sie.

Um so mehr Vorwürfe aber hatte Senta für die Schwester. Sie war ganz außer sich, daß ihr geliebter Murks fort war.

Denn trotzdem in allen Zeitungen sein holdes Kontorfei mit der Unterschrift: „Weißer Seidenpinscher entlaufen, abzugeben gegen hohe Belohnung bei Kommerzienrat Sildebrandt“ erschien — Murks war und blieb verschwunden.

2. Kapitel.

Badfischgesellschaft.

Bei Jrmgard von Buschen war Badfischgesellschaft. Zu Ehren ihres sechzehnten Geburtstages hatte sie ihre sämtlichen Freundinnen auf goldumranderten Karten eingeladen. Keine Nachmittagschokolade mit Kaiser-torte — o nein, ein regelrechtes Lämmerhüpfen mit richtigen Herren!

Trotzdem Jrmgard noch in die Schule ging, tat sie schon ganz so wie eine junge Dame. Sie war ein großes, schlankes Mädel mit kastanienbraunem Haar, braunen Rehaugen und pfirsichblütendem Teint. Das sah alles sehr hübsch aus, weniger hübsch aber war es, daß keiner mehr von Jrmgards Schönheit überzeugt war als sie selbst. Der Zug unter dem feinen Näschen zu den Mundwinkeln hin verriet es deutlich: „Ich bin bildhübsch, ich gefalle jedem, selbst die Leute auf der Straße sehen sich nach mir um.“

Gegen ihre Freundinnen war Jrmgard ziemlich hochfahrend und herrschsüchtig. Aber da sie schon fast ganz lange Kleider trug und die Haare bereits zum Rest am

Hinterkopf gesteckt hatte, ordneten sich die andern ihr willig unter. Jrmgard von Buschen war tonangebend in der Oberklasse.

Während der Unterrichtsstunden freilich nicht. Herrgott, da hatte sie wirklich an anderes zu denken als an schlesische Dichterschulen und unregelmäßige Verben!

Es hatte große Aufregung in der Oberklasse geherrscht, wen Jrmgard wohl alles einladen würde. Manches Mädchenherz hatte heimlich bang geschlagen, denn wer mit Jrmgard von Buschen verkehrte, gehörte zu den Vornehmen in der Klasse. Manche Empörung und manches Sichzurückgesetztfühlen hatten die goldumranderten Karten ausgelöst, aber auch freudigen Stolz, ungeduldrige Erwartung und wichtige Kleiderfragen.

Selbst Ollly, die häßliche Ollly Sildebrandt, die fast alle in der Klasse über die Achsel ansahen, und über die man sich heimlich allgemein lustig machte, war gebeten. Allerdings nur nach heftigem Kampfe mit Jrmgards Mutter. Das Töchterchen wollte durchaus nur Senta und Rudi, wenn der auch eigentlich noch ein grüner Junge war, zu ihrem Geburtstag einladen. Aber das hob Frau Hauptmann von Buschen nicht zu. So konnte man Kommerzienrats nicht vor den Kopf stoßen.

„Ach die“ — machte Jrmgard und warf die Lippen auf, „die setzen Ollly ja selbst am meisten zurück.“ Aber sie drang diesmal nicht mit ihrem Willen durch.

So mußte auch Ollly sich an dem bewußten Sonnabend in Gala werfen. Jrmgard hatte ihr mit der Einladung gar keinen Gefallen getan. Nirgends fühlte sie sich unglücklicher, täppischer und von der Natur mehr vernachlässigt als unter lachenden, hübschen jungen Mädchen. Und nun noch gar mit richtigen Herren! Das, was Sentas Badfischberg mit hellem Jubel erfüllte, war ihr eine Quelle vorausempfunderer Demütigungen. Keiner würde mit ihr tanzen — sicher nicht — ach Gott, sie konnte es ja auch niemandem verdenken!

Unter diesen Gedanken machte Ollly Toilette. Inzwischen saß Senta vor dem Spiegel und ließ sich von Fräulein Arnold frisieren. „Süß“ war Fräulein Arnold,

so hatte sich noch keine Hausdame ihrer angenommen. Fräulein Arnold setzte ihren Stolz darein, ihr Pflegekind als eine der Schönsten herauszuputzen. Dreimal hatte sie ihr das Blondhaar wieder gelöst, immer noch war es nicht ganz zur Zufriedenheit. Senta wollte heute durchaus keine Hängezöpfe haben, was sollten die „richtigen Herren“ wohl davon denken! Die Defreggerfrisur, wie Oly sie zu tragen pflegte, machte ihr rundes, frisches Gesichtchen zu breit. Aber jetzt, das lose Nest, das Fräulein Arnold ihr am Hinterkopf grazios aufgesteckt, stand ihr famos — genau wie Irmgard von Buschen war sie frisiert — das war das Schönste dabei! Sie mußte Fräulein Arnold noch ganz schnell, trotzdem es schon recht spät war, einen Kuß dafür geben.

„So, Oly, nun komm du her“, die Hausdame wandte sich zur älteren Schwester.

„Ich bin schon fertig“, antwortete Oly abweisend und steckte sich die letzte Nadel in die dunklen Zöpfe.

„Was — ohne Spiegel — ist mir denn so was vorgekommen — und die Haare glatt aus der Stirn gestrieckelt, du mußt du ja so — —“ beinahe hätte Fräulein Arnold gesagt „so häßlich aussehen“, aber sie hatte es noch schnell heruntergeschluckt.

Oly wußte, daß ihr keine Schmeichelei zugebracht gewesen war, das machte ihre dunklen Augenbrauen noch finsterner.

Senta schlüpfte in das neue hellblaue Kleid und drehte sich den Kopf fast vor dem Spiegel aus, um sich von allen Seiten zu begucken. Diesmal war selbst Fräulein Arnold zufrieden. Allerliebste sah das Mädchen aus, und als sie ihm noch den Vergißmeinnichtkranz in das Blondhaar gesteckt, warf sogar Oly einen heimlich bewundernden Blick zu der Schwester hin.

Sie selbst hatte ihr schon etwas ausgewachsenes weißes Kleid angelegt. Dasselbe ließ ihre langen Gliedmaßen noch scharfkantiger erscheinen, außerdem sah sie heute besonders blaß aus, die Unlust schaute ihr aus den Augen, während Senta vor Aufregung glühte.

„Klink noch den Apfelblütenkranz, Oly“, drängte

Fräulein Arnold, da diese bereits in den Abendmantel schlüpfen wollte.

„Ich will keine Blumen“, wehrte sich das junge Mädchen, denn es fühlte, daß jeder Aufputz seine Säßlichkeit nur noch mehr hervortreten lassen würde.

Aber diesmal gab Fräulein Arnold nicht nach. Das sollten sie bei Hauptmanns nicht sagen, daß sie die eine der anderen vorzog. Hatte Senta einen Kranz im Haar, mußte Oly auch einen tragen.

Es kam zu einem regelrechten Krach zwischen der Hausdame und dem Backfischchen. Oly weinte, was ihr Aussehen nicht verschönte. Längst war das Automobil vorgefahren. Rudi trommelte ungeduldig gegen die Tür des Mädchenstübchens.

Da ließ sich Oly schließlich mit den ungezogenen Worten: „Der Klügere gibt nach“, widerwillig den roßigen Blütenkranz um die festgeflochtenen schwarzen Zöpfe legen.

Einen Augenblick schwankte Fräulein Arnold. Sollte sie ihr den Kranz nicht doch lieber wieder abnehmen? Ihr Schönheitsgefühl riet es entschieden, aber nein — der Trostkopf durfte nicht recht behalten!

Das Auto brachte die drei in kurzer Zeit nach Charlottenburg, wo Hauptmann von Buschen wohnte. Die meisten waren schon versammelt, man sah es an den dichtbehangenen Garderobenhaken. Ein Riesenpfeiler-Spiegel warf die Gestalten der Hildebrandtschen Schwestern zurück.

Auch Oly sah sich plötzlich ihrem Spiegelbild gegenüber. Und was sie da neben der zierlichen, blauen Senta erblickte, war so niederschmetternd, daß sie am liebsten beim Ablegen helfenden Burschen ihren Mantel wieder aus den Händen gerissen hätte und davongelaufen wäre.

Aber es war schon zu spät. Die Türen wurden bereits geöffnet, strahlende Helle flutete von der Kristallkrone ihnen entgegen. Eine tiefe Falte in der Stirn, so schritt Oly hinter Senta auf die sie freundlich bewillkommende Irmgard zu.

„Senta, so spät, aber entzückend siehst du aus — Tag, Olly, der Kranz steht dir famos!“ Irmgard mußte sich schnell einer andern zuwenden, sonst hätte sie der ihr einen finsternen Blick zuwerfenden Olly geradezu ins Gesicht gelacht. Wie konnte die sich bloß noch obendrein so entstellen!

Senta begrüßte in ihrer ungezwungenen Liebenswürdigkeit und in dem die Stimmung hebenden Bewußtsein, eine der Sübschesten zu sein, ihre Schulkameradinnen. Sie war allgemein beliebt und hatte viele Freundinnen.

Auch Olly reichte einem jeden der ihr bekannten Mädels mit mißtrauischem Gesicht die Hand. Richerten die da nicht hinter ihr her?

Der lange Backfisch fühlte die Blicke der Herren, unter denen die Leutnantsuniform vorherrschte, wie scharfe Messerstiche.

Die Vorstellung begann. Senta kannte einen Teil der jungen Herren von der Eisbahn und vom Tennis her, Olly hatte sich stets von allem Sport zurückgehalten. Mit gerunzelten Augenbrauen nickte sie, an Stelle des lieblichen Lächelns von Senta, wie ein Droschkengaul bei den Verbeugungen der Herren kurz und böse mit dem Kopf.

„Ääh — merkwürdiger Balg — wer ist denn diese exotische Schönheit?“ lachte ein blutjunger Leutnant zu dem gerade neben ihm stehenden Jüngling.

„Das — das“ — der Jüngling errötete wie ein Mädchen — „das ist meine Schwester!“ Deibel auch, brachte einen diese abscheuliche Olly selbst hier in Verlegenheit! Rudi warf ihr gerade keinen sehr freundlichen Blick zu.

Der Leutnant machte ein nichts weniger als schlaues Gesicht.

„Oh — ääh — nettes Ding — ääh“, er wandte sich unbehaglich ab.

Überall hatten sich Gruppen gebildet. Alles lachte und scherzte. Nur eine hohe Säule, ein langer, dünner Backfisch ragte stets allein aus diesem fröhlichen Beiein-

ander heraus. Olly hatte keine Freundin. Sie mochte sich nicht den untereinander flüsternden oder mit den Herren scherzenden Mädchen anschließen. Wenn doch Senta sich ein bißchen mehr um sie gekümmert hätte! Die war stets, wo das hellste Lachen erschallte. Aber sie, Olly, war doch schließlich die ältere! Eine Schande, daß sie von der kleineren Schwester unter die Flügel genommen werden wollte. Was sollte sie denn bloß hier? Immer finsterner wurde Ollys Blick.

„Wie findet ihr bloß die Ungerechtigkeit von der Vanger?“ — „Rädchen, wieviel Fehler hast du denn im Extemporal?“ — „Literatur bei Müller war doch wieder himmlisch“ — so schwirrten die Mädchenstimmen durcheinander.

„Ach, laßt doch wenigstens heute die dummen Schulschichten!“ Irmgard genierte sich vor ihren richtigen Herren.

„Irmchen,“ Mama winkte dem als Mittelpunkt glänzenden Geburtstagskind, „du mußt dich mehr um Olly Hildebrandt kümmern, sie steht immer abseits.“

„Ich wollte sie nicht einladen, nun mag sie sich meinetwegen mopsen!“ flüsterte die junge Wirtin recht wenig gottsfreundlich.

Der gute Papa sprang ein. Er gesellte sich zu dem verlassen dastehenden jungen Ding und richtete freundliche Fragen an sie. Aber Olly war scheu und unzugänglich. Sie hatte solchen Respekt vor dem Herrn Hauptmann, daß sie kaum zu antworten wagte.

Das rote Gesicht des Herrn Hauptmanns schwitzte wie bei der anstrengendsten Rekrutenübung.

Sol's dieser und jener — ein Jüngerer würde schon eher den richtigen Ton mit der schwierigen jungen Dame finden!

„Et — von Treuenfels, sind Sie schon Fräulein Olly Hildebrandt vorgestellt?“ Gute Unterhaltung, meine Herrschaften!“ Ein auffordernder Blick des Vorgesetzten belehrte den jungen Leutnant darüber, was man von ihm erwartete. Es war derselbe, der sich Rudi gegenüber so schmeichehaft über Olly geäußert hatte.

Jetzt drehte er wütend an seinen winzigen Schnurrbartspitzen.

Wetter auch — so viele allerliebste Mädchen gab es hier, und er mußte gerade zu diesem greulich schwarzen Niesenbadschisch abkommandiert werden!

„Äh — gnä Fräulein, gehen wohl gern in Gesellschaft?“ eröffnete er als gehorsamer Soldat das Gespräch.

Das gnädige Fräulein stieß ein ungnädiges „Neel“ heraus.

Verblüfft sah der kleine Leutnant drein.

„Pyramidales Mädel, Fräulein Irmgard von Buschen, finden gnä Fräulein nicht?“

„Ich weiß nicht, was pyramidal ist“, brummte Oly nach einigen Sekunden angestrengten Nachdenkens.

„Hü—ü—it—“ der Leutnant stieß einen merkwürdig pfeifenden Ton durch die Zähne — also nicht nur bildhäßig, sondern auch grüßdämlich!

„Äh — ääh — pyramidal — ääh — das ist eben pyramidal, dafür hat die deutsche Sprache kein anderes Wort“, ließ er sich dann zu einer Erklärung herbei.

Wieder eine Pause.

„Spielen gnä Fräulein viel Tennis?“

„Neel“, Oly war der Mensch mit seiner ewigen Fragererei lästig.

„Aber tanzen tun Sie doch gern?“ Erwin von Treuenfels trällerte einen bekannten Walzer.

„Ich weiß nicht“, es war ja die erste Badschischgesellschaft, die sie mitmachte.

Auch dem kleinen Leutnant schien es heiß und schwül zu werden. Er, der solch ein gewandter Gesellschaftler war, sollte mit seiner Unterhaltungskunst hier von diesem unausstehlichen Badschisch kampfunfähig gemacht werden?

Ob er einfach fahnenflüchtig wurde und zu einer kleinen Schönen desertierte, die ihn besser zu würdigen verstand? Aber da drüben stand Hauptmann von Buschen, der gestrenge Vorgesetzte, der paßte ihm scharf auf die Hacken.

Na, zu seinem Vergnügen war er ja schließlich auch nicht hier, also neuer Sturm auf die Festung.

„Welches ist denn Ihre beste Freundin?“ Darauf würde sie doch wohl anbeißen.

„Gerrgott, seien Sie doch nicht so neugierig!“ entfuhr es Oly, die nicht gewöhnt war, sich zu beherrschen, unliebenswürdig. Was ging denn das den an, daß sie seine einzige Freundin besaß, sie drehte dem zudringlichen Menschen den Rücken.

Ganz perplex sah Leutnant von Treuenfels ihr nach.

Abgeblüht — er — und noch dazu von einem Schulmädel, von einem so reizlosen, dummen Ding, zu dem er sich herabgelassen hatte — das war ihm denn doch noch nicht passiert. Aber wenigstens war er jetzt aller Pflichten ledig und konnte seine geknickten Lebensgeister bei dem allerliebsten Vergißmeinnicht drüben wieder aufstecken.

Nachend erzählte er ihr von der geistreichen Unterhaltung mit jener dünnen Zitrone — na, die da, die da drüben mit den angeklebten schwarzen Haaren, kannte das gnädige Fräulein die nicht?

Senta's rote Wangen färbten sich noch um einige Töne tiefer, dann wurde sie blaß. Ob sie die heikle Frage nicht am besten überhörte? Es war solch ein lustiger Mensch, der Leutnant von Treuenfels, er behandelte sie schon ganz wie eine Dame, aber wenn er wußte, wer die „dürre Zitrone“ war? Ach was, sie verleugnete Oly einfach.

Das wäre auch ganz gut gegangen, wenn man nicht manchmal sogenannte Freundinnen besäße, die einem nur zu gern eins auswaschen.

Lotte Edert, die gerade verkündete: „Kinder, mein Kussay wird diesmal famos!“ unterbrach plötzlich ihre Schulunterhaltung mit den Mädeln. Glücklich, daß sie Senta, die mehr Triumphe feierte als sie selbst, demütigen konnte, mischte sie sich mit scheinheiligem Gesicht ins Gespräch.

„Du, Senta, ich glaube, der Herr Leutnant meint deine Schwester Oly“, sagte sie mit erhobener Stimme.

„Wie — was?“ der kleine Leutnant stand entgeistert

da. War er heute etwa schon das zweitemal herein-geplumpst?

Senta biß sich wütend auf die Lippen. Na warte, Eckertchen, das vergessen wir dir nicht, das streichen wir dir ein anderes Mal wieder an! Das Blondchen nahm all seine Geistesgegenwart zusammen.

„Ach, ich glaubte, Sie meinten das junge Mädchen daneben — die Große, die ist allerdings meine Schwester.“ Sie lachte, wenn es auch etwas gefünstelt klang.

„Äh — selbstverständlich sprach ich von der andern jungen Dame.“ Der arme kleine Leutnant ergriff mit beiden Händen den rettenden Strohalm, den Senta dem unter der kalten Wasserdusche Ertrinkenden mitleidig reichte. Aber er konnte sich doch nicht enthalten, sich noch einmal zu vergewissern: „Irrten sich gnä Fräulein auch bestimmt nicht — ääh — keine Spur von Ähnlichkeit, kaum denkbar!“ Er verglich das rosige Gesichtchen vor ihm mit dem gelblichen der andern — und wieder schüttelte er hilflos den Kopf.

Es sah so komisch aus, daß Senta hell auflachen mußte. Mein Gott, sie war doch auch schließlich nicht für ihre Schwester verantwortlich, was konnte sie denn dafür, wenn Oly so mordsmäßig häßlich war!

Oly stand wieder allein irgendwo herum und zählte mechanisch die Sterne in dem Teppichmuster. Da trat jemand hinter sie.

„Ein Nichtenbaum steht einsam“ — erklang es lächelnd.

Sie wandte jäh den Kopf. Ihr blaßes Gesicht wurde rot.

„Wolfgang Steinhardt“ — sie hatte ja keine Ahnung davon, daß er bei Buschens verkehrte.

Er lachte über ihr backfischmäßiges Erröten.

„Selbst hier abseits von dem lustigen Kreis, Oly, das ist nicht recht! Warum hältst du dich so zurück?“

„Weil ich häßlich und unliebenswürdig bin, weil ich anders bin wie die lachenden Mädels da ringsum“, ihre Lippen sprachen es nicht aus, nur ihre trübseligen Augen verrieten es.

Er blickte sie gutmütig an.

„Kopf hoch, Oly, sei doch fröhlich unter den Fröhlichen, und wenn du noch ein übriges tun willst, geh in die Garderobe und nimm dir das Kuhfutter aus dem Paar, es steht dir nicht“, sagte er ehrlich.

Jedem andern hätte Oly sicherlich eine schroff abweisende Antwort gegeben. Aber Wolfgang Steinhardt gegenüber wollten ihr unfreundliche Worte nicht über die Lippen. War er doch der einzige, der sich ab und zu ihrer ein wenig annahm.

Sie kam sich jetzt nicht mehr ganz so verlassen unter der lachenden Jugend vor.

Aber gerade, als er ihr einen Sessel gebracht und sich einen Stuhl dazu schob, um ein wenig mit ihr zu plaudern und das arme Ding ein bißchen aufzuheitern, wurden seine beiden Hände lebhaft von hinten ergriffen. Und eine lustige Mädchenstimme rief:

„Wölfschen Steinhardt, hast du bis jetzt Maschinen schmieren müssen, da du als letzter auf der Bildfläche erscheinst?“

Lachend wandte sich Wolfgang um.

„Bohtausend, Sentschen!“ Mehr sagte er nicht.

Ungeniert packte ihn Senta beim Arm.

„Komm, Wolfgang, ich muß dich meinen Freundinen vorstellen, sie sind schon furchtbar neugierig auf dich!“

Sie zog ihn mit sich fort. Und er, er dachte auch mit keinem Gedanken mehr daran, daß da hinter ihm ein blaßes Mädel mit Augen, in denen ungeweihte Tränen brannten, zurückblieb.

Der junge Herr Diplomingenieur Wolfgang Steinhardt war seit einem Jahre in der Sildebrandtschen Maschinenfabrik tätig. Durch seine Tüchtigkeit und Intelligenz hatte er sich bald unentbehrlich gemacht. Da er außerdem der Sohn von einem Jugendfreunde des Kommerzienrats war und von früh auf mit den Sildebrandtschen Kindern befreundet, kam er als häufiger Gast in die Rosokovilla.

„Herr Diplomingenieur Steinhardt, unser Freund

u. b. Kommerzienrats Oly.

— meine Freundinnen — und nun folgte die Erzählung sämtlicher Votten, Ediths, Gretchen und Rätchen, daß es dem Herrn Ingenieur davon wie ein Maschinenrad im Kopf brummte.

Die Senta hatte doch wirklich ein unverschämtes Glück. Nicht nur, daß sie als Kommerzienratstochterlein auf die Welt gekommen, jetzt konnte sie sich sogar mit einem Freund, der schon fünfundzwanzig Jahre alt war, vor den Schulkameradinnen brüsten. Und hübsch und stattlich war er überdies noch, das „Wölschen“. Er gefiel allen mit seiner schlanken, großen Figur, den hellbraunen Haaren, dem kühn geschnittenen Profil und den guten, blauen Augen. Nur Votte Edert flüsterte ihrer Intima Edith zu: „Pff — das ist der berühmte Herr Ingenieur, der hat ja einen Buckel auf der Nase, und seinen Schnurrbart trägt er nicht mal amerikanisch — pff — — —“ Sie hatte es nicht allzu leise geflüstert, damit Senta es auch hören sollte.

Aber als sich der Herr Ingenieur jetzt mit lachendem Gesicht dem jungen Dämchen zuwandte: „Lieben das gnädige Fräulein mehr Vollbart oder englischen Wadenbart?“ da sah sie blutübergossen wie ein kleines ertapptes Schulmädchen da.

Inzwischen hatte sich Oly still und unauffällig aus dem Zimmer geschlichen. Es war jetzt leer in der Garderobe. Wäre es nicht das Gescheiteste, sie nahm ihren Mantel und fuhr mit einer Elektrischen nach Hause? Dem tat sie einen Gefallen, wenn sie blieb? Weder sich selbst noch den andern.

Aber nein — was würden Jrmgard's Eltern davon denken!

Oly löste den Apfelblütenkranz aus ihrem Haar und schleuderte ihn in eine Ecke. So — nun sah sie doch wenigstens nicht häßlicher aus als sonst. Dann mischte sie sich wieder unter die Gesellschaft.

Die Wirtin hat gerade zur Tafel. Man hatte es sich leicht gemacht und keine Tischordnung vorgeschrieben. „Freie Wahl“ hieß es. Im Nu waren die hübschesten und lustigsten Wadische geangelt.

Noch ehe der kleine Leutnant von Treuenfels seine Verbeugung vor Senta machen konnte, hatte Wolfgang schon ganz selbstverständlich ihren Arm durch den seinen gezogen. Senta war eigentlich nicht sehr erbaut davon, Wolfgang's Gesellschaft konnte sie doch öfters genießen, und im Grunde genommen, behandelte er sie doch noch meistens wie ein richtiges Jör. Aber schließlich das stolze Gefühl, mit dem man antworten konnte: „Ich bedaure, ich bin schon verheiratet“, das war doch auch was wert.

Ein Paar nach dem andern spazierte an Oly vorüber, die den Mund zu einem krampfhaften Lächeln verzog. Daß es nur keiner merkte, wie zurückgesetzt sie sich wieder vorkam, wie das da drinnen im Herzen weh tat. Ja, hatte sie denn wirklich im Ernst gedacht, daß Wolfgang — Wolfgang Steinhardt sie zu Tisch auffordern würde? Ganz recht war ihr diese Enttäuschung, weshalb hegte sie auch solche anmaßenden Gedanken! Und Oly lächelte weiter, krampfhaft und Weinerlich.

Ein Paar nach dem andern — es leerte sich im Zimmer. Wolfgang und Senta schritten an ihr vorüber, ersterer nickte ihr zu, aber kein Gegengruß ward ihm. Einen Augenblick schwankte der junge Ingenieur. Sollte er das arme Mädchen nicht mit zu seiner Linken nehmen? Aber noch waren ja Herren da, er störte dadurch vielleicht nur die Paare.

Ein einziger Herr noch, der kam sicher zu ihr — es war zwar der etwas einfältige Wetter Jrmgard's, aber was tat das, nur nicht sitzenbleiben! Nur nicht aller Augen mitleidig-spöttisch auf sich gerichtet sehen! Jetzt war er schon ganz dicht vor ihr, Oly versuchte ein möglichst freundliches Gesicht zu machen, aber nein — er verbeugte sich vor dem kurzen, rundlichen Annschen, das wie ein Pfannkuchen aussah, aber stets von einem Ohr zum andern lachte.

Sie war allein. Abgesehen! Wie durch einen Tränenschleier sah sie die lachenden und schwachenden jungen Menschen drinnen an blumengeschmückter Tafel.

Da trat Heini, Jrmgards kleiner Bruder, der eigentlich noch gar nicht hatte aufbleiben sollen, auf sie zu. Der hoffnungsvolle Tertianer verbeugte sich ritterlich.

„Darf ich bitten?“

Ollly tat, als ob sie den gebotenen Arm ihres niedlichen kleinen Kavaliere nicht sähe. Mit niedergeschlagenen Augen schritt sie neben ihm in das Speisezimmer.

Wie sie lachten, wie sie tuschelten — sicherlich über das merkwürdige Paar! Der Knirps in kurzen Hosen reichte seiner langen Dame ja kaum bis zur Schulter.

Mit drohendem Blick hob Ollly die Augen und ließ sie über die Tafelrunde schweifen. Aber da schien gar keiner auf sie acht zu geben. Jeder lachte und amüsierte sich mit seiner Tischdame.

Heini war ein liebes, aufgewecktes Jungchen. Wäre Ollly nicht so mit Bitterkeit angefüllt gewesen, hätte sie sich sehr gut mit ihm unterhalten und amüsieren können. So aber gab sie dem armen kleinen Kerl, der eifrig bemüht war, ein Gespräch mit seiner großen Dame, auf die er sehr stolz war, in Gang zu bringen, so schroffe und kurze Antworten, daß Heini ganz erschrocken verstummte. Er zog es vor, sich mit den Lederbissen auf seinem Teller zu beschäftigen, anstatt mit seiner unliebenswürdigen Tischdame.

Ollly sah wieder mitten in den fröhlichen Bogen jugendlichen Übermuts, wie auf einem einsamen Eiland, unbeachtet, ausgestoßen. Der Herr zu ihrer Rechten war Leutnant von Treuenfels, der hatte noch genug von der Unterhaltung mit ihr. Gerade gegenüber aber hatte ein tödlicher Zufall Wolfgang und Senta die Plätze angewiesen. Jedes Wort, das die beiden miteinander sprachen, es waren fast nur ausgelassene Redereien, mußte Olllys Ohr auffangen. Das helle Lachen des blonden Vergißmeinnichts ward zum Tränenknäuel, das dem dunkelhaarigen Mädchen die Kehle fast zusammenschnürte. Es rührte die Speisen kaum an, unausgesetzt starrte es auf den Fuß seines Bowlenglases.

„Profit, Ollly!“ Wolfgang hob das Glas gegen sie. Sie sah nicht auf, sie tat, als ob sie taub wäre.

Mann — was hatte er ihr denn getan, daß sie mit ihm maulte? In seiner ausgelassenen Stimmung raffte er einige Blüten zusammen, mit denen die Tafel geschmückt war, und zielte nach ihrer Nase.

„Schläfst du, Ollly — profit!“

Senta amüsierte sich köstlich, Ollly aber rief mit funkelnden Augen: „Das verbitte ich mir!“

„Gerrsteh, friß mich nur nicht gleich —“, ganz erstaunt sah er ihre empörte Heftigkeit.

Was hatte das Mädel denn nur heute? Sie kamen doch sonst ganz gut miteinander aus!

Junges Volk will nicht lange tafeln, sondern tanzen. Naum, daß die Eispeisen und der Toast auf das Geburtstagskind, den ein junger Student in Versen hielt, genügend gewürdigt wurden.

Die Mädchenfüße in den ausgeschnittenen Schuhen zuckten bereits im Walzertakt.

Eins, zwei, drei, waren die Tische an die Seite geräumt. Jrmgards schon etwas ältere Rufine, die eigentlich gar nicht mehr zu der

„Babygesellschaft“ hatte kommen wollen, saß am Klavier und spielte die Walzer aus den neuesten Operetten. Junge, tanzfreudige Gesichter erglühnten im wiegenden Neigen.

Jeder tanzte, wie es die Sitte vorschrieb, zuerst mit seiner Dame. Heini wußte, was sich gehörte. Er schwenkte seine lange Bohnenstange, die sich nur widerwillig drehte, mit Anspannung all seiner kräftigen Zungenmuskeln im Zimmer herum, krebsrot sah der kleine Kerl von der Anstrengung aus.



Jetzt lachte man wirklich über das ungleiche Paar. Weder versteckt noch spöttisch, sondern ganz harmlos und öffentlich. Aber Ollj hatte nicht die Gabe, in das lustige Gelächter, das weniger ihr als dem Kleinen galt, mit einzustimmen. Sie war bitterböse und riß sich von ihrem Dreiküsehoch unwirsch los.

Walzer, Polka, Rheinländer — je lustiger die Weisen erklangen, um so finsterner wurden Olljs Blicke. Sie saß an ihrem Stuhl wie angeleimt, keiner holte sie zum Tanz. „Na, Olljchen, wir wollen uns wieder vertragen“, Wolfgang Steinhardt streckte die Hand aus, um sie zum Walzer fortzuziehen.

Ollj blieb steif wie eine Holzpuppe sitzen.

„Ich danke“, sagte sie mit zuckenden Lippen. Und wenn sie den ganzen Abend keinen Schritt tanzte, nein, aus Gnade nahm sie nichts!

„Wie — was — was soll denn das heißen, laß doch die Kindereien, Ollj.“ Er schien wirklich ärgerlich.

„Das soll heißen — daß — daß — daß ich mit Ihnen nicht tanzen will!“ Ihre Stimme klang heiser vor Erregung. Sie sagte plötzlich zu ihm, den sie doch seit ihren ersten Lebensjahren kannte und duzte, „Sie“.

Da lachte der Herr Diplomingenieur wieder.

„Kindskopf!“ sagte er und drehte sich um. Den ganzen Abend sah er sie nicht mehr an.

Das hatte sie nun davon.

Hauptmann von Buschen sorgte dafür, daß sie nicht völlig an ihrem Stuhl festwuchs. Er schickte all seine Leutnants nacheinander „an das schwere Geschütz“, wie die boshaften Jünger des Mars sein Kommando nannten.

In der Tat, Ollj tanzte nichts weniger als graziös. Sie hatte im vorigen Winter mit Senta Tanzstunde gehabt, aber während sich letztere leichtfüßig wie ein Eislein drehte, wußte die Schwester mit ihren langen Beinen und großen Füßen nicht recht was anzufangen.

„Ollj watschelt wie eine Ente, sieh nur, Wölschen“, machte die spottlustige Senta ihren Herrn auf die Vorüberstanzende heimlich aufmerksam.

„Das häßliche junge Entlein!“ entfuhr es Wolfgang Steinhardt.

„Hahaha — das muß ich ihr heute noch erzählen, das häßliche junge Entlein — hahaha — au weh, die wird mir die Augen auskratzen“, lachte Senta ausgelassen.

Wolfgang packte Senta beim Handgelenk.

„Das wirst du nicht tun“, sagte er sehr ernst, wie er sonst nie mit ihr zu reden pflegte. „Versprich mir, daß du schweigen wirst! Das wäre brutal gegen das arme Ding, es war nicht hübsch von uns, aber — es trifft den Nagel auf den Kopf!“

Es wurde Senta schwer, Wolgangs Worte zu befolgen. Sie ärgerte Ollj zu gern. Aber ihren Freundsinnen mußte sie den ulkigen Beinamen, den Wölschen für die Schwester gefunden, unter dem Siegel der Verschwiegenheit natürlich noch an demselben Abend anvertrauen.

Lachend und unbedacht fliegt uns oft ein Spottname von den Lippen. Aber das kleine, leichte Wort wächst, es wächst von Tag zu Tag, und der andere hat oft sein Leben lang an der schweren Last dieses Namens zu schleppen.

Bald hieß Ollj in der ganzen Klasse nur noch „das häßliche junge Entlein“.

3. Kapitel.

Der deutsche Auffsatz.

Ollj ahnte nichts von diesem Spitznamen. Sie hatte sich daran gewöhnt, daß die Schulkameradinnen ihre Glossen über sie machten. Verstoßt und verschlossen war sie auch in der Schule. Sogar in den Stunden, den Lehrern gegenüber.

Es lohnte ihr nicht, wenn sie selbst eine Antwort wußte, sich dazu zu melden. Stumpf und teilnahmslos sah sie auf ihrem Platz. Und da ihre Gedanken meistens

abliegende, trübselige Wege wanderten, hörte sie oft gar nicht die Worte des Lehrers. Dann wurde sie natürlich wegen Unaufmerksamkeit und mangelnden Fleißes getadelt. Das aber empfand die gekränkte Oly wieder als eine Ungerechtigkeit — selbst hier in der Schule setzte man sie zurück!

Trotzdem Senta fast ein ganzes Jahr jünger war als Oly, saß sie über der Schwester. Zuerst war das recht demütigend gewesen, aber auch daran hatte sie sich schließlich gewöhnt. Sie wurde nicht mehr rot, wenn die Lehrer sagten: „Oly Gildebrandt, nehmen Sie sich an der Schwester ein Beispiel!“ Ob Senta „sehr gut“ unter einer Arbeit hatte und sie „noch nicht genügend“, das war ihr alles ganz gleichgültig.

Aber heute hatte sie zum erstenmal wieder eine sogenannte Ungerechtigkeit in Empörung gebracht. Die deutschen Aufsätze waren zurückgegeben worden.

Senta war kein besonders begabtes, nur ein fleißiges und ziemlich ehrgeiziges Mädel. Der häusliche Aufsatz war immer eine wahre Tortur für sie. Da saß sie in ihrem netten Zimmer, den hübschen Blondkopf in die Hand gestützt, mit gefurchter Stirn vor dem unbeschriebenen Bogen, sah den rußgeschwärzten Späßen nach, die vorüberflatterten, und zerbiß ihren Federhalter.

Da bei dieser Tätigkeit aber wenig Gedanken zutage gefördert wurden, so hat sie mit ihrer liebenswürdig schmeichelnden Art einen jeden, der ihr in den Weg lief, ihr zu helfen. Wenn Papa mittags aus der Fabrik herüberkam, mußte er ganz schnell nur mal den Anfang sagen, weil der doch immer das schwerste ist. Fräulein Arnold beim Einkochen der Gläser mit Obstmarmeladen, Rudi bei seinen Horazschen Oden, sie alle mußten unbedingt ihrer armen, verzweifelten Senta das schwere Dasein erleichtern und ihr ein paar Brocken zu ihrem Aufsatz stiften. Selbst Wolfgang lauerte das kleine, blondhaarige Sexlein auf, der wußte immer solchen feinen Schluß. Aus diesen milden Brosamen und wenigen eigenen hinzugefügten Ingredienzen fabrizierte Senta dann geschickt ein ganz schmackhaftes Aufsatzragout.

Auch der heutige Aufsatz war unter gütiger Mitwirkung zustande gekommen. Strahlend blickte Senta auf ihr in roten Lettern darunter prangendes „Gut“.

Oly hatte ihr Heft noch nicht zurückerhalten. Sie war niemals neugierig auf das Resultat einer Arbeit. Trotzdem sie entschieden geistig mehr veranlagt war als Senta, gab sie sich keine Mühe, nachzudenken. Meistens schmierte sie den Aufsatz am letzten Abend nur so herunter, gar nicht erst in Unreine, sondern gleich ins Heft. Die Arbeit sah dann schon äußerlich so unsauber und nichtig aus, daß sie selten, trotzdem vielleicht hin und wieder ein netter Gedanke zutage trat, als genügend bezeichnet werden konnte.

Heute aber war Oly begierig auf die Kritik ihres Aufsatzes. Zum erstenmal hatte sie sich damit Mühe gegeben. Das Thema hatte sie merkwürdig angezogen. Es lautete: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu.“ Es war ihr, als ob dieses Wort ihr geradezu aus der Seele gesprochen wäre. All das Weh, das ihr Spott und Demütigungen je bereitet, legte in ihr auf. Gedanken kamen und scharten sich um sie, sie brauchte nur aus der Fülle die besten herausgreifen und aneinanderzufügen. Der Aufsatz war ihr keine Arbeit, sondern ein endliches Aussprechen zurückgebrängter Empfindungen. Denn Oly war über ihre Jahre ernst geworden.

Und nun hielt Doktor Müller ihr durch den roten, marinierten Deckel schon äußerlich kenntliches Heft in der Hand.

„Oly Gildebrandt — ungenügend!“

Das junge Mädchen starrte den Lehrer geradezu fassungslos an. Das hatte sie nicht erwartet!

„Sie wundern sich darüber, wie mir scheint, ebenso wie ich mich über Ihren Aufsatz gewundert habe. Und wie sich vielleicht auch Ihre Angehörigen, die Ihnen bei der Arbeit geholfen haben, über das Resultat wundern werden. Der Aufsatz an und für sich hätte zweifellos „sehr gut“ verdient, es ist eine reife Arbeit. Aber da ich nicht die Gedanken Ihres Vaters, oder wer den Aufsatz

sonst für Sie gemacht hat, über das gegebene Thema wissen will, sondern Ihr eigenes Können, ist die Arbeit für mich ungenügend!"

Ollly warf den Kopf mit den schweren, dunklen Böpfen empört zurück. Ein verächtliches Nöcheln kräuselte ihre Lippen. Senta, die sich den Aufsatz hatte machen lassen, bekam „gut“, und sie, der kein Mensch daran dachte zu helfen, „ungenügend“, weil man es ihr nicht zutraute. Sie hätte dem Lehrer am liebsten ins Gesicht gelacht.

„Ja, Mädchen, sind Sie denn ganz und gar nicht geschickt! Noch obendrein solch ein impertinentes Gesicht zu machen! Sehen Sie sich auf den letzten Platz!“ fuhr Doktor Müller Ollly aufgebracht an.

Ollly war das Lachen vergangen. Auch die anderen machten entsetzte Mienen. Eine derartige Strafe pflegte in der Ia nicht mehr vorzukommen. Schweigend nahm sie den schmachvollen Platz ein. Nein — sie brachte es nicht über sich, sie vermochte es nicht, dem Lehrer frei und offen zu sagen, daß sie selbst sich das „sehr gut“ erarbeitet hatte. Wah — wozu? Man würde ihr ja doch nicht glauben.

So ging es ihr ja nicht nur in der Schule, auch daheim, überhaupt ihr ganzes Leben hindurch. Das waren häßliche Gedanken, die da hinter der Stirn des sechzehnjährigen Mädchens kreuzten, während Ollly mit tränenlosem Blick auf ihr rotes Gest starrte.

Senta schwankte. Zum erstenmal tat Ollly ihr leid. Sie wußte ja ganz genau, daß ihr keiner zu Hause geholfen hatte. Aber warum sagte das dämliche Ding das denn nicht selbst? Sie war doch nicht der Bormund von Ollly, daß sie es dem Lehrer mitteilen mußte. . . . Ne — lieber nicht, nachher kam es noch heraus, daß sie selbst den Aufsatz nicht allein gemacht hatte! Und dann, es war auch immerhin ein beschämendes Gefühl, wenn das häßliche junge Entlein „sehr gut“ hatte, und sie selbst bloß „gut“.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Das war ein merkwürdiger Tag für Kommerzienrats. Da ruhte das Rassel, Hämmern und Lärmen, das sonst aus der Welt

der Arbeit in das beschauliche Leben der Kolorovilla herüberdrang. Da war es so still, so feiertäglich; selbst die hohen Schornsteine hielten den Atem an. Papa saß des Morgens gemütlich mit der Zeitung am Kaffeetisch, ohne wie sonst in sein Bureau zu gehen. Die Kinder, die an Schultagen jeder einzeln, wie sie gerade kamen, in Eile die Tasse Kakao heruntergossen, genossen heute ausgiebig das Behagen der gemeinsamen Frühstücksstunde.

Nur Ollly begrüßte den Sonntag nicht freudig. An keinem anderen Tage kam sie sich so verlassen vor. Da war sonst die Schule, die sie beschäftigte, und dann vor allem die Fabrik. Von klein auf war Ollly mit den großen Mätern, den arbeitenden Riesenmaschinen gut Freund gewesen. Stundenlang konnte sie irgendwo in einem Winkel der Fabrikräume lauern und den ratternden Ungetümen zuschauen. Je größer das Mädel wurde, um so lebhafter interessierte es sich für das Entstehen und Zusammensetzen der gewaltigen Maschinenkörper, die aus der Gildebrandtschen Fabrik hervorgingen. Aber auch für die blassen Menschen, die da den ganzen Tag in den bunstigen Räumen zusammengepfercht bei der Arbeit hockten. Es fühlte etwas Verwandtes mit ihnen, waren sie nicht auch zurückgesetzt hinter vielen anderen, hatte das Leben ihnen nicht auch seine Gaben karglicher zugemessen? Freundlicher, als es sonst seine Art war, grüßte es die Arbeiter in den blauen Blusen, die bleichen Frauen, die in langen Reihen den Fabrikfälen zueilten. Da waren Mädchen darunter, nicht älter als Ollly selbst. Sie alle regten die Finger zur einförmigen Arbeit. Ollly begann sich zu schämen. Was hatte sie denn vor ihnen voraus, daß sie hier im faulen Nichtstun dem Schaffen so vieler emsiger Hände zuschauen durfte und es trotzdem viel besser hatte als sie alle, die Meißigen?

Besser — nein, sie hatte es nicht besser! Weiter, als bis zu diesem Tage kam Ollly nie mit ihrem Denken und Grübeln. Wie hatte neulich der Arbeiter Schulz seiner jungen Tochter, die ihm mittags das Essen in dem buntgewürfelten Zipfeltuch gebracht, liebevoll die Wangen mit den schwieligen Händen geklopft. Und das Mädel

war doch auch nicht hübsch, nee, ganz im Gegenteil, mit ihrem sommersprossigen Gesicht!

Aber war ihr Papa nicht auch lieb und zärtlich zu den Geschwistern? Ja, bei den Reichen war das wohl anders als bei den Armen. Reiche Leute sahen mehr auf das Äußere — mit solchen unverständigen Überlegungen quälte sich Olly fast täglich. Es war ein seltsames Gemisch von frühzeitig reifen und wiederum kindisch törichten Gedanken in dem schwarzhaarigen Mädchenkopf.

Am Sonntag, wenn Papa sich seiner Familie mehr widmen konnte, empfand sie die innerliche Aflust, die sie von den anderen trennte, doppelte. Papa war Sonntags stets guter Laune. Er neckte Senta, interessierte sich lebhaft für Rudis Arbeiten zum Abiturientenexamen und ließ sich sogar herbei, mit Herbertchen an den Turngeräten auf dem Gartenplatz die Muskelstärke zu prüfen. Für Olly hatte er am Sonntag ganz besonders häufiges Kopfschütteln und Ermahnungen. Denn gerade in seiner heiteren Feiertagsstimmung empfand er ihr ablehnendes, unzugängliches Wesen um so störender.

Nur der allwöchentliche Mittagsgast söhnte das junge Mädchen mit den Sonntagen, an denen ihm die Stunden zu schleichen schienen, aus. Dieser Sonntagsgast war Wolfgang Steinhardt. Wenn der Freund da war, stand Olly nicht mehr abseits von den anderen. Er richtete das Wort an sie, er bildete die Brücke, die sie wieder mit Papa und den Geschwistern verband. Ja, es war sogar vorgekommen, daß Olly einmal über ein lustiges Wort des jungen Ingenieurs ganz richtig gelacht hatte. Hell und jung, wie das ihren sechzehn Jahren zukam. Ganz betroffen hatten sich die anderen bei diesem ungewohnten Ton angesehen. Keiner hatte Olly seit Mamas Tod lachen gehört. Sie aber war errötend in den Garten hinausgelaufen.

Heute freute sich Olly ganz und gar nicht auf den Sonntag. Nicht nur, daß sie böse auf Wolfgang war, sie war auch mit sich uneinig, wie sie ihn anreden sollte. Da sie nun einmal in ihrem Ärger „Sie“ zu ihm gesagt, mochte sie nicht wieder zum „Du“ zurückkehren. Nein,

„du“ sagte sie bestimmt nicht mehr! Ihre Freundschaft miteinander war aus! Und „Sie“? Wenn er sie nur nicht neulich deswegen ausgelacht hätte! Sie würde ihn einfach gar nicht anreden, ja gewiß, er war jetzt Lust für sie!

Als Olly herzklopfend das Wohnzimmer betrat, saß Wolfgang mit Papa im eifrigen Gespräch über eine neue Maschinenzzeichnung.

„n Tag“, brummte Olly, ohne ihm die Hand zu geben.

Er merkte es in seinem Eifer gar nicht. Er redete von Rädern, Spulen und Sebeln, zeichnete und rechnete. Rudi las die Zeitung, Senta gähnte, und Herbertchen hing fliegen.

Olly hatte sich hinter Wolfgang gestellt. Sobald sie etwas von Maschinen hörte, war ihr Interesse geweckt. Sie verstand zwar durchaus nicht alles, was er da vor Papa entwickelte und zeichnete, aber sie vermochte doch immerhin einigen seiner Ausführungen zu folgen.

Jetzt war er fertig. Papa nickte beifällig mit dem Kopf. Olly stand ganz vertieft da.

„Wie so meinst du“ — nein, sie wollte ja nicht mehr „du“ zu ihm sagen — „wie so meinen Sie“ — wie die anderen jetzt alle grinsten — „wie so meint man, daß diese neue Maschine die vierfache Arbeit der bisherigen leisten wird? Das habe ich nicht verstanden“, half sie sich stotternd aus der Enge. Sie hatte es in ihrem Eifer ganz vergessen, daß sie ja nicht mehr mit Wolfgang reden wollte.

„Das brauchst du auch wirklich nicht zu verstehen, Kind; sieh lieber nach, ob wir noch nicht essen können“, sagte Papa, seine Pläne zusammenlegend.

Olly entwichte aus dem Zimmer. Es war ihr ganz angenehm, daß erst einige Minuten über ihre merkwürdige Anrede verstreichen konnten, vielleicht hatte man sie inzwischen vergessen.

„Tag, Olly, haben wir uns eigentlich schon begrüßt?“ empfing Wolfgang sie, als sie am Mittagstisch wieder auftauchte.

„Keine Ahnung.“ Oly zuckte gleichgültig die Achsel.

„Es gehört sich, daß die Tochter des Hauses einen Gast freundlich bewillkommt, Oly“, mischte sich Fräulein Arnold mit leisem Vorwurf ins Gespräch.

„Ich weiß allein, was sich gehört!“ beehrte das junge Mädchen, das sich schämte, getadelt zu werden, auf.

„Du weißt es ganz und gar nicht, wenn du in diesem ungehörigen Ton zu Fräulein Arnold sprichst.“ Auf Papas Stirn erschien die unheilvolle Falte. „Alt genug bist du allerdings, um so was zu wissen; ich verlange, daß du dich nachher bei Fräulein Arnold entschuldigst.“

Oly warf der Hausdame einen feindseligen Blick zu. Eher biß sie sich die Zunge ab, als daß sie irgend jemand um Entschuldigung bat. Oly mußte sich alle Mühe geben, daß ihr die Tränen nicht ihre Suppe versalzten.

Der Augenblick der allgemeinen Besskommenheit, der einer öffentlichen Miße stets zu folgen pflegt, war von den Bogen lustiger Unterhaltung längst davongeschwemmt worden. Oly saß mit niedergeschlagenen Augen, erregt an dem Gipfel ihrer Serviette zupfend, einsilbig da.

Das häßliche junge Entlein tat Wolfgang Steinhardts gutem Herzen leid. Auch er hatte sich inzwischen daran gewöhnt, Oly in Gedanken so zu nennen, der Name paßte zu treffend auf sie.

„Wölfschen, ich habe ‚gut‘ unter meinem Aufsatz, du hast auch an dem Ruhm Anteil“, berichtete Senta freudig.

„Und du, Oly?“ Er benutzte die Gelegenheit, um das junge Mädel mit ins Gespräch zu ziehen. Es war ihm entgangen, daß ihre Miene sich bei Erwähnung des Aufsatzes noch verfinstert hatte.

„Das geht dich — das geht Sie — das geht keinen was an!“ Die ihr widerfahrene Ungerechtigkeit in der Schule machte ihren Ton noch schärfer.

„Oly . . .“ Der Kommerzienrat sah sie mit warnendem Blick an.

„Ei, Oly, noch immer nicht von neulich ausgebockt

— na, schlechter als ungenügend wird der Aufsatz ja wohl nicht ausgefallen sein“, neckte Wolfgang harmlos.

Da brach das junge Mädchen plötzlich in Tränen aus, verbarg das Gesicht hinter ihrer Serviette und eilte hinaus.

Verdutzt sahen sich alle an. Keiner verstand diesen plötzlichen Schmerzensausbruch. Nur Senta kannte die Ursache. Aber die mochte nicht reden.

„Es ist mit dem Mädchen wirklich nicht mehr auszuhalten, ich denke allen Ernstes daran, sie in eine Pension zu tun“, meinte der Kommerzienrat sorgenvoll.

„Hat sie denn ‚ungenügend‘ gehabt?“ Wolfgang wandte sich an Senta. Er versuchte sich vergeblich, den Vorgang zu erklären.

Diese nickte errötend. Dann aber bekam das Gute in ihr doch die Oberhand.

„Eigentlich hätte sie ‚sehr gut‘ verdient, aber Doktor Müller hat gedacht, sie hätte sich den Aufsatz machen lassen, darum hat er ihr ‚ungenügend‘ runtergeschrieben“, bequeme sie sich zu berichten.

„Na, hat denn der Schafsbock Doktor Müller dabei gelassen?“ Rudi nahm es mit seinen Ausdrücken nicht genau.

„Ja, natürlich — die ist doch viel zu faul und zu verstockt, um den Mund zu einer Entgegnung aufzumachen.“ Senta lachte schon wieder.

„Weißt du, Sentchen, ich finde, dann wäre es deine Pflicht als Schwester gewesen, dem Lehrer von dem wahren Sachverhalt Mitteilung zu machen.“ Wolfgang Steinhardt sah das blonde Mädchen ernsthaft an.

„Ja, Senta, das ist auch meine Meinung!“ Kommerzienrat Sildebrandt war ein durch und durch rechtlich denkender Mann.

Senta war wütend. Hätte sie doch bloß geschwiegen. Was kam von ihrer Gutmütigkeit!

„Na, das fehlte mir auch noch, mir um des häßlichen jungen Entleins willen Ungelegenheiten in der Schule zu machen!“ sagte sie und schwippte mit den Wängern.

„Was — um wissen willen — wie hast du Oly eben genannt?“ Alle, mit Ausnahme von Wolfgang, bestürmten sie mit Fragen.

Der aber blickte sie mahnend, den Finger auf den Lippen, an. Wenn Wölschen wußte, daß die ganze Klasse Oly nicht anders mehr nannte!

„Ach — nichts — wirklich gar nichts“, versuchte sie sich herauszureden.

Fräulein Arnold kam ihr zu Hilfe.

„Wie wär's denn, wenn wir nach dem Kaffee einen weiten Spaziergang in die Jungfernheide unternehmen würden?“ schlug sie vor, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Au ja“ — „famos“ — „jetzt im Herbst sind die Laubfarben dort besonders schön“ — „wir können ja bis zum Walde das Auto benutzen.“ Papa lächelte über die allgemein lebhafteste Zustimmung. Weiß der Himmel, Fräulein Arnold traf doch immer das Rechte.

„Wenn sich Oly nicht bis zum Kaffee bei Ihnen entschuldigt hat, bleibt sie zu Hause.“ Damit ging Papa in sein Zimmer, um das gewohnte Sonntagnachmittags-schlöschen zu halten. Der Gedanke an Oly verdarb ihm jedesmal seine besten Stimmungen.

Wolfgang schob seinen Arm in den von Senta und Rudi und zog sie mit sich in den Garten.

„Weißt du, Sentschen, geh rauf zu Oly und rede ihr zu, sich zu entschuldigen. Damit sie nicht den ganzen schönen Nachmittag zu Hause hocken muß!“

Senta, die noch eben lächelnd neben dem Freund einherstolztierte, machte sich ungestüm los.

„Nee, so stehen wir beide nicht miteinander, Oly und ich. Ich mische mich nicht in ihre Angelegenheiten.“

„Das hast du ja gestern in der Schule auch bewiesen.“ Wolfgang war unzufrieden mit dem jungen Ding.

„Alter Sittenprediger, du bist mir heute zu tranig!“ Damit machte das Wadtschichen ihm einen schnippischen Knicks, ließ ihn stehen und jagte lachend hinter Herbertchen, der nach der Scheibe schießen wollte, her.

„Wolfgang, kommst du mit?“ fragte Rudi, auf die Blinde weisend.

„Nee, ich möchte mich lieber ein wenig ruhen.“ Er wollte Senta bestrafen.

„Rüde doch dem alten Großpapa den Lehnstuhl zu-recht!“ schrie die unverbesserliche Senta übermütig herüber durch die Klare, jedes Wort tragende Herbstluft.

„Du kannst dir's in meinem Zimmer bequem machen, Wolfgang.“ Damit ging auch Rudi zu dem Schicksalstand.

Wolfgang Steinhardt war bei Kommerzienrats wie Rind im Hause. Man machte absolut keine Umstände mit ihm. Dadurch gerade fühlte er sich auch so wohl dort. Er stieg zu Rudis Zimmer, das neben dem der Schwestern lag, empor.

Ehe er sich aber auf das Ledersofa niederließ, trat er ans Fenster. Die Aussicht von hier über die Herbst-wiesen bis zur Heide, die Oly so liebte, nahm auch ihn stets gefangen.

Er stand und schaute. Da hörte er plötzlich ein unterdrücktes Weinen dicht neben sich, jetzt ein lautes Schluchzen — aha — vorsichtig lugte er um den Fenster-pfeiler zu dem angrenzenden Goldgitterbalkon. Eine bunte Wand von Bohnen, Binden und Kressen verbarg ihm die Weinende. Aber er wußte Bescheid, auch ohne das Loch in der Blumenwand, durch das er gerade Olys schwarzes Haar durchschimmern sah. Sie hatte den Kopf fest gegen ihre Blütenliebliche gepreßt, als ob die sie in ihrem Jammer trösten könnten.

Jetzt schluchzte sie wieder ganz besonders herzbrechend auf.

Mitleidig streckte Wolfgang die Hand durch das Blütentor und strich sanft und beruhigend über das dunkle Mädchenhaar. Zuerst beachtete Oly es nicht, sie glaubte, es seien die im Nachmittagshauch wehenden Blumen. Dann aber hob sie jäh den Kopf.

Wolfgang hatte keine Zeit mehr, seine Hand zurückzuziehen. Oly hatte sie ungestüm ergriffen.

„Audi, hältst du wenigstens zu mir?“ — Nein, das war nicht des Bruders knochenige Knabenhand, das war . . . Ebenso ungestüm, wie Oly die tröstende Hand ergriffen, ließ sie dieselbe jetzt wieder sinken.

„Kindchen, was quälst du dich denn hier so allein?“

Keine Antwort. Nur das krampfhaft aufzuckende der schlanken Gestalt ward ab und zu durch den Blumenborhang sichtbar. Sie schien sich aufs neue ihrem Jammer hinzugeben.

„Sei verständig und geh' zu Fräulein Arnold, Oly. Papa hat gesagt, er ließe dich heute nachmittag zu Hause, wenn du dich nicht entschuldigst“, klang es überredend aus dem Fenster.

„Nein!“ — Hart tönte es vom Balkon zurück.

„Auch nicht, wenn ich dich darum bitte, Oly?“

„Nein.“ Das zweite Nein klang lange nicht so schroff wie das erste.

„Glaubst du denn nicht, daß ich es gut mit dir meine?“

„Ich — ich habe es geglaubt — bis neulich — aber jetzt nicht mehr . . .“ Die Stimme ging in erneutes Schluchzen über.

„Warum in aller Welt denn aber jetzt nicht mehr?“ Wolfgang spähte ratlos durch die Blütenzweige.

„Weil — weil Sie mich — weil man mich mit Senta bei Buschens neulich verspottet hat!“

Ein Erschrecken ging über das scharf geschnittene Männergesicht. Hatte Senta nicht reinen Mund gehalten, wußte das arme Ding von jenem Spottnamen, den er ihr angehängt?

„Sie — ich — man hat mir Blumen an die Nase geworfen und mich noch obendrein ausgelacht.“ Es tat Oly wohl, ihrem Herzen Luft zu machen.

Wolfgang atmete erleichtert auf. Sie schien nichts zu wissen.

„Wer wird so empfindlich sein, Oly; ich meine es doch nicht böse, wenn ich dich auch ein wenig necke. Das weißt du doch!“

Oly hob den Kopf und lächelte unter Tränen.

„Ich danke dir, Wolfgang, daß du so gut gegen mich bist.“ — sie fand nun wieder das natürliche „du“ — „und ich bleibe jetzt heute nachmittag sehr gern zu Hause.“

„So willst du mir nicht den Gefallen tun und dich entschuldigen?“

„Jeden anderen, aber — das kann ich nicht!“ Oly schüttelte energisch den Kopf.

„Dann gib mir wenigstens deinen Aufsatz zu lesen, für den du ein ‚sehr gut‘ verdient hast.“

„Woher weißt du?“ Oly stammelte es in errötender Freude.

„Bon Senta.“ Er zog die Hand mit dem Heft durch die Blumenlücke zurück. Dann lag er auf dem Sofa und ließ die frühreifen, aus schweren Stimmungen geborenen Gedanken, die in dem unschönen Mädchenkopf erstanden.

Durch den grauen märkischen Sand jagte das Silberbrandtsche Auto dem Waldesduft entgegen. Eine Wolke von Staub und Benzindunst folgte ihm. Drinnen merkte man nichts davon, Lachen und Kreischen erschallte.

„Gut, daß Oly nicht mit ist, dann wäre es noch enger“, sagte Herbertchen, den man zwischen den Damen auf dem Vorderitz eingeklemmt hatte, während auf dem Rücksitz die drei Herren vergeblich bemüht waren, sich so dünn wie nur irgend möglich zu machen.

Noch einer gedachte der einsam Dabeingeblichenen, das war Wolfgang Steinhardt. Während die blonde Senta ihn übermütig wegen seines Weltschmerzes aufzog, mußte er immer wieder an jenes häßliche, schwarzhaarige Mädchen denken, das so tief die Zurücksetzung empfand. Man tat unrecht an dem jungen Kinde — ob er mal mit dem Kommerzienrat sprach oder mit Senta?

Die, der diese ersten Gedanken galten, saß inzwischen in stillem Sinnen zwischen ihren Blumen auf dem Balkon. Zum erstenmal fühlte sie wieder etwas wie Freude und Glücksempfinden in sich erwachen. Senta hatte doch der Wahrheit die Ehre gegeben, die Schwester war nicht so treulos zu ihr, wie es bisher geschienen! Und Wolfgang — ach, der war so gut zu ihr gewesen — so gut . . .

Ollly lächelte still vor sich hin.
Nur die wehenden Blüten sahen, wie merkwürdig
dies Lächeln ihr Gesicht verschönte.

4. Kapitel.

Das häßliche junge Entlein.



ommerfäden, liches, zart weißes Gespinnst
flog von der Heide her über die sich bräun-
lich färbenden Wiesen. Aber an dem
großen Fabrikgebäude, vor dem unbarm-
herzig schwarzen Ruß zerflatterten die
letzten Grüße des Sommers.

Ollly blidte in den tiefblauen Himmel.
Hier und da ein silbernsaumiger Streifen,
als ob der himmlische Maler nur gerade seinen Wolken-
pinsel daran ausgewischt. Der Garten stand im goldenen
Herbstkleide, Ästern und Georginen blühten. Lustig bunte
Papierwimpel wehten von den Laubkolonien, in
weitem Bogen schossen die Schwalben darüber hin. Sie
sammelten sich schon zur Winterreise.

Alles so schön — so wunderschön war die Welt, und
nur sie allein darin häßlich und garstig! Ollly hatte einen
ausgeprägten Schönheitsinn, nie empfand sie die eigene
Häßlichkeit mehr, als wenn sie die harmonische Schönheit
der Natur in sich aufnahm. Darum kam sie selbst unter
Gottes freiem Himmel nicht zu einem reinen Genießen,
sogar die Freude an der Natur verbitterte sie sich selbst.

„Wer doch so schön wäre wie ihr!“ Mit weichen
Fingern strich sie über ihre Balkonblumen, hier ein gelbes
Blättchen lösend, dort ein Hälmchen Unkraut auszupfend.

„Ollly — Ollly...“ Senta's helle Stimme erklang
aus ihrem gemeinsamen Zimmer.

„Was ist denn los?“ Ziemlich brummig und ver-
broffen kam es vom Balkon zurück.

„Du, Ollly, du hast ja deine Geometrieaufgaben
noch nicht gemacht.“ Senta kümmerte sich sonst wenig
um Olllys Schularbeiten. Aber mit der verzwickten
Geometrie wurde sie allein nicht fertig. Da war es ihr
ganz wertvoll, von Ollly, die für Rechnen begabt war,
ein wenig abzuschreiben.

Die ältere Schwester antwortete nicht. Aber das
war Senta nichts Neues. Ollly war meistens wortfaul.

„Morgen setzt es wieder einen Tag mit Doktor
Elbing wie voriges Mal, wo du nicht gearbeitet hattest!“
rief sie.

„Das geht dich nichts an!“ Die Ältere hatte es ab-
weisend hervorgestoßen. Gleich darauf aber biß sie sich
erschreckt auf die Lippen.

Was hatte sie sich neulich an jenem Sonntag, als
Senta es bei Tisch erzählt, daß die Schwester eigentlich
ein „sehr gut“ unter ihrem ungenügenden Aufsatz ver-
dient hatte, gelobt? Sie wollte nicht mehr unfreundlich
gegen Senta sein, und auch zu den übrigen nicht, sie
wollte versuchen, sich die Herzen der übrigen durch Liebe
zu gewinnen. Seit wieder jemand so gut und herzlich mit
ihr gesprochen wie Wolfgang Steinhardt neulich, emp-
fand das liebebedürftige Herz Olllys mehr als je den
Wunsch nach der Zuneigung des Vaters und der Ge-
schwister.

Aber die Kluft, die sich seit Jahren zwischen ihr und
den übrigen Familiengliedern aufgetan, ward nicht so
leicht überbrückt. Vor einem spöttischen Wort, ja, nur
vor einem verwunderten Blick erlahmte Olllys guter
Wille sofort.

Jetzt nahm sie wieder einen Anlauf zu einem besseren
Einvernehmen mit der Schwester, ihre schroffe Abweisung
tat ihr heimlich leid.

„Was verstehst du denn nicht?“ fragte sie, in das
Zimmer tretend, denn sie wußte sehr wohl, daß Senta's
Sorge um ihre Arbeit lediglich eigenem Interesse ent-
sprungen.

Senta war nicht stolz, wenn es galt, sich helfen zu

lassen. Sie stützte den hübschen Blondkopf auf, sah Oly verzweifelt an und stöhnte herzbrechend.

„Gott, tu' bloß nicht so!“ wollte es Oly schon wieder entfahren, denn Senta's schauspielerischen Talente waren ihr vertraut. Aber sie schluckte es, ihrer Bornahe eingedenk, noch schnell herunter und rückte sich einen Stuhl an den gerlichen weißen Schreibtisch. Bald neigten sich der schwarze und der blonde Mädchenkopf eifrig über das mit Zahlen bedeckte Heft.

Die lustig durcheinander piepsenden Späßen da draußen in ihren rußgeschwärzten Grauröschchen, die sich fest wie Berliner Straßenjungen bis auf den Balkon wagten, ahnten es nicht, daß dieses Schwesterliche Einnehmen nur eine Ausnahme bildete. Es sollte denn auch nicht von langer Dauer sein.

Diesmal war Oly unschuldig daran.

Als Senta an der geometrischen Klippe, an der sie fast gescheitert, glücklich vorbei war, war es auch mit ihrer Dankbarkeit gegen die Schwester vorbei. Ja, sie ärgerte sich sogar, daß „das häßliche junge Entlein“, das allgemein verlacht und hintenangefetzt wurde, irgend etwas besser verstand als sie.

„Spar' dir nur deine Kenntnisse für die morgige Geometriestunde, daß du nicht wieder dasitz wie aus Dummsdorf, als ob du nicht bis drei zählen kannst!“ unterbrach sie plötzlich Olys Auseinandersetzungen höhnisch.

Oly sah sie groß an, mit Augen, die den jähen Stimmungswechsel gar nicht verstanden.

Dieser Blick war Senta unangenehm. Sie empfand ihr Unrecht und ließ es, wie man es ja leider oft tut, an dem anderen aus.

„Na ja, Doktor Ebing hat doch erst neulich zur Klasse gesagt: ‚Ist — seien Sie still — Oly Hildebrandt schläft wieder mal, wir wollen sie nicht wecken‘ —, denkst du, es ist angenehm für mich, wenn unser Name immerfort lächerlich gemacht wird?“ rief sie ärgerlich.

Über Olys blaßes Gesicht jagte eine Blutwelle. Das war der kritische Augenblick, den die übermütigen Ge-

schwister stets zu benutzen pflegten, um sie mit einem hänselnden „Kk — Kk — Kk — Kk“ völlig in Wut zu setzen.

Auch jetzt konnte Senta der Lust nicht widerstehen, Oly zu reizen.

„Kk — Kk — Kk“, zischte sie, daß all ihre weißen Zähne zum Vorschein kamen.

Da kam Leben in Olys Starre. Ohne zu wissen, was sie tat, hob sie die Hand und ließ sie klatschend auf Senta's rosige Wange niederfaulen.

Das war seit ihrer Kinderzeit nicht mehr vorgekommen. So schlecht sie sich auch vertragen, und so wenig Schwesterlich das Verhältnis auch war, geschlagen hatten sie sich, seitdem sie die Kinderschuhe ausgezogen und in das Badfischalter getreten, niemals. Meist ließ sich Oly stillschweigend und verstoßt alle Sticheleien gefallen, höchstens weinte sie Tränen ohnmächtiger Wut.

Um so entsetzter war Senta über diesen unerwarteten Angriff. Laut aufweinend, die Hände gegen die flammendrote Wange gepreßt, lief sie aus dem Zimmer. In der Tür wandte sie sich noch einmal zurück.

„Häßliches junges Entlein!“ Oly suchte unter dem Ton der Schwester schmerzhafter zusammen als Senta soeben unter ihrem Schlage.

Dann flog die Tür zu. Oly war allein.

Allein mit einer ganz merkwürdigen Empfindung. Das befreiende Gefühl, die Schmähreden Senta's endlich einmal gerächt zu haben, das die Ohrfeige zuerst in ihr ausgelöst, war brennender Scham gewichen. Das junge Mädchen schämte sich unsagbar, daß sie sich so hatte hinreißen lassen können. Dazu kam das Weh über die Worte, die ihr Senta noch zuletzt entgegengeschleudert.

Wie war es doch gewesen?

„Häßliches“ nur auf dies eine Wort konnte Oly sich besinnen, das andere hatte das Säusen und Brausen ihres zornig erregten Blutes übertönt. Aber es genügte auch. Es genügte, daß Oly in tränenlosem Schmerz auf Senta's Geometrieheft starrte, der un-

schuldigen Ursache zu ihrem Stille. Ihre eigenen Aufgaben zu machen, daran dachte sie nicht mehr.

Sie grübelte, wie es nur möglich war, daß sie dieses eine kleine Wort „häßlich“, von dessen Wahrheit keiner mehr überzeugt war als sie selbst, so ins Innerste treffen konnte. Dann überlegte sie, wie schwer es doch war, gut zu sein. Sie hatte sich heute alle Mühe gegeben, nett gegen Senta zu bleiben, und dadurch gerade waren sie so böse aneinandergeraten. War es da denn nicht besser, sie sprach überhaupt nicht, war unfreundlich und abstoßend wie gewöhnlich? Wenigstens wurden so scharfe Auftritte wie der heutige vermieden.

Oly wußte nicht aus noch ein vor den gegen sie anstürmenden Gedanken. Sie empfand, daß nicht alles richtig war, was sie dachte. Wenn doch einer, den sie lieb hatte, zu dem sie Vertrauen haben konnte, ihr den richtigen Weg aus diesem Gedankenlabyrinth gewiesen! Wenn sie sich doch jetzt in ihrer Not an ein verständnisvolles Mutterherz hätte flüchten können!

Schritte auf der Treppe. Der dicke Teppich dämpfte sie, aber Oly hörte doch, daß sie sich ihrem Zimmer näherten.

Sicher Papa! Gewiß hatte Senta sie bei Papa verflagt, und er kam jetzt, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Aber Oly empfand keine Angst davor. Feigheit lag ihr fern. Im Gegenteil, sie wollte Papa alles erzählen, wie es gekommen, auch daß es ihr jetzt leid tue. Vielleicht verstand er sie, vielleicht war er heute gut gegen sie, ihr schöner, statlicher Papa, nach dessen Zuneigung sie sich so sehnte.

Die Tür wurde geöffnet — Fräulein Arnold trat ins Zimmer. Mit strafendem Gesicht ging sie auf Oly zu. Diese fühlte alle weichen Gefühle, die sie noch soeben durchdrungen, beim Anblick der ihr unsympathischen Hausdame schwinden. Trotz und Verstocktheit lagerten sich auf der Mädchenstirn.

„Schämst du dich denn gar nicht, du großes Mädel, dich gegen deine Schwester so unerhört zu benehmen?“ begann sie.

Oly, die sich soeben noch ganz entsetzlich ihrer Handlungsweise geschämt hatte, fühlte bei den Vorwürfen Fräulein Arnolds keine Spur von Reue mehr. Nur stumme Auflehnung drückte ihr Wesen aus.

„Ich werde Papa von deinem unglaublichen Benehmen in Kenntnis setzen . . .“

„Ich lasse mich nicht von einer Fremden abkanzeln, daß Sie's nur wissen — ich bin ein fast erwachsenes Mädchen — bald siebzehn!“ Das war wieder ganz die in ihren Ausbrüchen ungezügelte Oly, mit der noch keine Hausdame fertig geworden.

„Ja, so benimmst du dich auch — ganz wie ein erwachsenes Mädchen!“ Fräulein Arnold verließ das Zimmer.

Olys geballte Hände sanken schlaff herab. Ihrer Festigkeit folgte tiefe Niedergeschlagenheit.

Wenn doch Fräulein Arnold das Haus wieder verlassen würde!

Ein Gedanke kam Oly plötzlich. Ein heller, verlockender Gedanke. Ostern hatte sie ihre Schulzeit beendet, dann wollte sie Papa bitten, Fräulein Arnold zu entlassen und überhaupt keine Hausdame mehr zu engagieren. Dann wollte sie selbst versuchen, dem Hause die verstorbene Mutter zu ersetzen. Mit etwas gutem Willen würde es schon gehen. Daß sie alles andere eher als guten Willen besaß, daran dachte Oly nicht.

Ihr Zukunftsplan brachte sie ein wenig über die unerquickliche letzte Stunde hinweg. Sie saß und träumte, wie dann alles werden würde. Ach, am Ende würde Papa sie dann auch ein wenig lieb haben, so häßlich sie auch war, wenn er sah, daß sie sich für ihn mühte und sorgte. Und die Geschwister würden sich dann mit allem an sie wenden müssen, sie wollte ja so gern auf die Wünsche eines jeden eingehen. Dann würde man nicht mehr auf sie herabblicken und sie verspotten, wenn sie etwas leistete. Sie war dann die Seele des Hauses, die treibende Kraft der komplizierten Wirtschaftsmaschine.

„Alle, du sollst zu Papa ins Bureau kommen, aber balli!“ Serbertchen steckte den lockigen Blondkopf zur

Lür herein. Er nannte die große Schwester oft „Oll“, um sie zu ärgern, und heute, wo Fräulein Arnold und Senta so böse auf sie waren, machte er natürlich gleich gemeinsame Sache mit der Gegenpartei.

„Dalli, Oll!“ drängte er noch einmal, da sie sich nicht rührte, und gab dann plötzlich Fersengeld. Oll hatte sich erhoben, und der Kleine fürchtete wohl, von ihrer heutigen Schlagfertigkeit auch noch eine Probe zu erhalten.

Aber die Schwester dachte nicht daran.

„Die treibende Kraft der Wirtschaftsmaschine“, als die sich Oll noch soeben geträumt, ging langsam, ganz langsam, als ob sie nicht einmal die Kraft hätte, sich selbst zu treiben, die Treppe in das Untergeschoß hinab. Wenn Papa sie in sein Bureau rufen ließ, dann stand es schlimm. Oll wußte, wie böse Papa werden konnte.

Als sie durch den sonnenbestimmten Garten schritt, erblickte sie unter dem großen Birnbaum Fräulein Arnold und Senta. Auf einer Leiter aber stand, mit dem Obstheber bewaffnet, der lange Rudi und pflückte den Damen die herrlichen Früchte.

Es war zu spät, einen Bogen um ihre Gegnerinnen zu machen. So schritt Oll erhobenen Hauptes, gravitätisch wie der Hahn drüben im Bühnenhof, an der Gruppe vorbei. Da fauste es unweit ihrer hochgetragenen Nase vorüber. Rudi, der Übermütige, hatte gut gezielt. Der Birnenstiel streifte gerade noch ihr nicht eben kleines Näschen.

Die möglichst Gleichmut zur Schau tragende Miene Olls wurde bitterböse.

„Du, Oll, ziehe dir doch meinen Winterüberzieher an, der ist dick, da fühlst du Papas Wische nicht so durch“, schallte es noch nedend von dem Birnbaum herab hinter ihr her.

Tränen schossen in die schwarzen Mädchenaugen. Alle hatten auf ihr herum, selbst Rudi war jetzt immer so eifrig zu ihr!

Auch der gutmütig ehrerbietige Gruß der ihr in den Fabrikhöfen begegnenden Arbeiter vermochte sie nicht zu

trösten. Man hatte das junge, häßliche Fräulein, das nie stolz tat, sondern diesen und jenen, den sie noch aus ihrer Kinderzeit her kannte, oft freundlich nach seiner Familie befragte, in der Fabrik allgemein gern.

Lange Reihen von Kohlenwagen zogen an ihr vorüber. Aus den Maschinenräumen schallte ohrenbetäubender Lärm. Rußgeschwätzte Gesichter tauchten auf, feuriger Funkenregen prasselte hernieder. Aber all das, was Oll sonst mit lebhaftem Interesse erfüllte, das Rischen, Schnaufen und Zuden der gewaltigen Maschinenkörper, heute ließ es sie gänzlich teilnahmslos.

Sie trat in den einstöckigen, den Fabrikfälen angegliederten Bau, in dem die Bureauräume lagen. Um in das Privatkontor des Vaters zu gelangen, mußte sie die Ingenieurzimmer durchschreiten.

Das war das Schlimmste an der ganzen Sache. Wolfgang Steinhardt würde es merken, daß sie etwas ausgeessen hatte und nun wie ein Gör von Papa abgefanzelt wurde. Ach, wie sie sich schämte!

Sie hielt die Augen gesenkt, als sie die Zimmer, in denen fünf oder sechs Ingenieure eifrig über ihre Zeichnungen und Berechnungen saßen, durcheilte. Ihr „guten Tag“ klang so leise, daß selbst Wolfgang nicht von seiner Arbeit aufblickte. Ungelesen kam sie hindurch.

Papas Privatbureau hatte stets etwas Beflemmendes für die Hildebrandtschen Kinder. Die schweren Möbel, die dunklen, wuchtigen Lederessel, die vielen großen Bücher und Folianten, all das wirkte ernst und streng. Auch Papa pflegte in dieser Umgebung niemals so freundlich und heiter auszusehen wie drüben in der Villa. Er hatte hier seine Arbeitsmiene aufgesetzt, ernst und streng wie das Zimmer. Selbst Senta, sein Liebling, wagte hier kaum ihre Bärtlichkeiten und kleinen Schmeicheleien. Dazu kam, daß die Kinder fast nur das Bureau betraten, wenn ihnen irgend etwas Unangenehmes bevorstand. Wenn ein Lehrer sich beklagt hatte oder die Hausdame; Papas Privatbureau war mit einer Strafpredigt aufs innigste verwachsen.

Seute wirkte es ganz besonders düster und streng

auf die herzlosend eintretende Oly, und der rasche Seitenblick, den sie zu Papas Gesicht hinwarf, offenbarte wenig Gutes.

Vorläufig kümmerte sich Papa nicht um sie. Er saß da, schrieb und schrieb. Mit jedem Federzug auf dem knisternden Bogen wurde es Oly schwüler zumute.

„Du hast mich rufen lassen, Papa“, wagte sie nach einer ganzen Weile leise zu sagen.

Papa wandte sich um und zog die Augenbrauen zusammen. Ein schlechtes Zeichen, dann war er sehr böse.

„Mir sind ganz unerhörte Dinge zu Ohren gekommen“, begann er vorläufig ruhig. „Senta kam schluchzend zu mir mit brennendroter Wade, so hast du sie geschlagen — eine Schwester schlägt die andere, ein fast erwachsenes Mädchen, das eine gute Erziehung bekommen hat — ja, bist du denn ganz von Sinnen, Oly?“ Des Kommerzienrats Stimme war drohend angeschwollen.

Angstvoll sah Oly nach der Tür — Herrgott, das mußten ja die Ingenieure nebenan hören, jeden Ton mußte Wolfgang Steinhardt vernehmen. Sie hatte die Worte des Vaters gar nicht erfasst, nur seine heftige Stimme.

„Da stehst du nun wieder stumm und steif und verstockt, ich weiß es nicht, wie ich zu solch einer Tochter komme!“ Papa stieß es mit einem tiefen Seufzer hervor.

Es zuckte Oly in den Gliedern, zum Vater hinzueilen, die Arme um seinen Hals zu schlingen, wie Senta es zu tun pflegte, alles Weh an seiner Brust auszuweinen und Besserung zu geloben. Aber die Beine waren ihr so schwer, als ob Zentnergewichte daran hingen, sie vermochte sie nicht von der Stelle zu heben. Und der zuckende Mädchenmund, der die Worte „es tut mir leid“ aussprechen wollte, brachte keinen Ton hervor.

Papa merkte nicht, wie sie kämpfte.

Er hatte sich jetzt erhoben. Trotzdem Oly hoch aufgeschossen war, überragte der Vater sie noch um Kopflänge. Wie stattlich und schön ihr Papa war, es kam ihr selbst in diesem Augenblick wieder zum Bewußtsein. Sie hätte ihn bitten mögen: „Schilt mich, aber habe mich

wenigstens lieb!“ Wenn ihr Stolz es zugelassen hätte, um Liebe zu betteln.

„Nicht einmal ein Wort der Entschuldigung hast du für dein unglaubliches Benehmen, und das Schlimmste von allem“ — Papas Stimme wurde vor Erregung wieder lauter — „daß du sogar gegen Fräulein Arnold respektlos und ungezogen gewesen bist! Gegen diese liebenswürdige Dame, die dir in gütiger Weise Vorstellungen gemacht hat . . .“

„In gütiger Weise — hahahaha.“ Oly hatte Papa unterbrochen und bitter aufgelacht. Aber ihr Lachen klang in ein seltsames Schluchzen aus.

„Du lachst, wenn ich böse bin? Ich will dich nicht mehr sehen, in den nächsten Wochen kannst du in deinem Zimmer essen — marsch!“ Das war jene Stimme, vor der die Arbeiter zitterten, die ab und zu unheimlich bis zur Villa herüberschallte. Der Kommerzienrat zeigte gebieterisch nach der Tür.

Den Kopf in die Schultern gezogen, so schlich sich Oly hinaus.

Nur Wolfgang Steinhardt war im ersten Ingenieurzimmer. Die anderen hatten es bei des Kommerzienrats aufgebracht Stimme vorgezogen, lieber ein Zimmer weiter zu gehen.

„Oly, armes Kind, was hat's denn gegeben?“ Wolfgang legte die Hand auf die Schulter des vorüberreisenden jungen Mädchens und sah sie voll Mitleid an.

Aber Oly konnte jetzt keinem Rede und Antwort stehen. Der Schmerz über Papas letzte Worte war zu groß.

Unsanft machte sie sich frei, und mit einem kurzen: „Ach, laß mich!“ war sie davon.

Sie lief und lief, unbekümmert um die erstaunt neugierigen Mienen der Angestellten. Ganz hinten im Garten machte sie erst halt. Unter dem Reinettenbaum, ihrem Lieblingsplatz, dem „Schmollwinkel“, wie die Geschwister ihn getauft. Dicht am Stachelzaun, verdeckt von den Johannisbeerbüschen, hatte sie sich aus welchem

Raub einen Sitz geschichtet. Dort saß sie und blickte mit brennenden Augen in den goldenen Herbsttag.

Papa wollte sie nicht mehr sehen!

Sie, ein bald siebzehnjähriges Mädchen, wurde wie ein ungezogenes Kind gestraft! Sie verbarg das Gesicht in den Händen, sie schämte sich vor der sie mit flimmernden Strahlenfingern streichelnden Sonne.

Schrilles Tuten ließ Oly aus ihrem schmerzhaften Grübeln emporfahren.

Feierabend.

Hunderte von Arbeitern zogen, nach dem Aufenthalt in den dunstigen Fabriksälen die herb frische Spätsommerluft in langen Zügen einatmend, heimwärts. Lachen und Scherze erschallten, Stimmen von Kindern, die den Vater aus der Fabrik abholten. So manchen sehnsüchtigen Blick aus Kinderaugen hatte Oly öfters aufgefangen, zu der schönen Rosokovilla hin, zu dem herrlichen Blumen- und Obstgarten und den feingekleideten Kommerzienratstöchtern. „Die haben's mal gut!“ stand deutlich in den bewundernden Kinderaugen zu lesen. Ach, Oly hätte ja gern mit dem ärmsten getauscht, das der Vater zärtlich in seine Arme nahm!

Immer mehr, immer neue Scharen strömten heraus, Oly empfand die Größe des gewaltigen Betriebes, dem ihr Vater vorstand. So viele Hände einten sich zu einem Werke, so vielen gab die Fabrik den Lebensunterhalt. Der Wunsch regte sich in dem Mädchenherzen, den Leuten, die da all ihre Kräfte für die Arbeit des Vaters einsetzten, es mal später durch Vergünstigungen im Alter, durch tatkräftiges Sorgen für ihre Kinder danken zu können. Drüben, in der großen Gewerfabrik, gab es Arbeiterhäuser mit freundlichen Gärten davor, ein großes Haus, in dem die Alten, Arbeitsunfähigen in Frieden den Feierabend ihres Lebens genießen durften. Das war es, wovon Oly oft träumte: Ihre liebe Fabrik sollte auch ein Segen für viele werden!

Die langen Reihen hatten sich allmählich gelichtet, nur vereinzelt kamen noch einige Nachzügler. Die Maschinenmeister, die Werkführer, das Bureaupersonal,

die Ingenieure. Nun würde auch Wolfgang Steinhardt bald heimgehen.

Sie kannte seinen Schritt. Gleichmäßig und hart klang er auf dem gepflasterten Steig. Er kam näher, aber dazwischen tönte noch eine andere Gangart, leichtfüßig, schnell, fast hüpfend. Er war nicht allein.

Unweit des Reinettenbaumes blieb Wolfgang Steinhardt stehen.

„Nun sage bloß mal, Senta, was war denn heute nachmittag bei euch los? Erst kommst du heulend zum Papa gelaufen, hinterher Fräulein Arnold mit empörtem Gesicht, und den Schluß macht unser häßliches junges Entlein, ganz geknickt und flügelahm. Papa hat entsetzlich mit ihr geschimpft, was hat das arme Mädel denn nur wieder begangen?“ so hörte die dicht am Stachelzaun hockende Oly die Stimme Wolfgangs.

Es war ihr, als ob eine eifige Hand plötzlich nach ihrem warmen Herzen griff und es zusammenpreßte, als ob all die spitzen Stacheln des Zaunes, der sie verbarg, sich in ihr Herz hineingruben. Sie hätte vor Weh aufschreien mögen. Da war es, das Wort, das ihr Senta heute wuterfüllt entgegengeschleudert, auf das sie sich nicht besinnen konnte! Aus dem Munde des einzigen Menschen, von dem sie geglaubt hatte, daß er ihr wohlwollend gesinnt sei, tönte es ihr jetzt aufs neue entgegen! Oly preßte das Taschentuch gegen den Mund, damit kein Laut die heimliche Lauscherin verrate.

„Ja, nimm sie nur noch in Schutz, das häßliche junge Entlein,“ das war Sentas aufgebrachte Stimme, „geschlagen hat sie mich, das rohe Ding, und gegen Fräulein Arnold ist sie mehr als unverschämt gewesen! Hoffentlich hat Papa sie tüchtig abgefanzelt!“

„Ihr behandelst das Mädel falsch, durch Strenge und Härte macht ihr sie nur noch rebellischer. Oly ist einzig und allein durch Liebe zu gewinnen, glaube es mir, Senta! Versuche es doch mal, Schwesterlich und liebevoll zu ihr zu sein, wie es in den Wald hineinschallt, schallt es auch wieder heraus. Du sollst mal sehen, sie ist nicht unempänglich gegen Güte und Liebe!“

„Na, das sollte mir einfallen, auch noch liebevoll zu der zu sein, wo sie immer so gemein gegen mich ist, nee, Wölfschen, das kann dein Ernst nicht sein!“

Oly hörte nicht, daß die Stimmen sich entfernten, sie hatte überhaupt nichts weiter vernommen, was die beiden gesprochen. Ihr Bewußtsein war an Wolfgang Steinhardts Wort „unser häßliches junges Entlein“ hängen geblieben. Das schrillte ihr noch immer ins Ohr, als es schon längst im Luftraum verhallt war.

„Häßliches junges Entlein“ — der Wind, der in den Blättern des Apfelbaumes flüsterte, rief es ihr hohnlachend zu, die Späzen ringsum schirpten es freischend in die Luft, die Abendsonne brannte es mit glühender Purpurschrift ihr wie ein Rainszeichen auf die Stirn.

„Das häßliche junge Entlein“ nannte man sie, man spottete und lachte heimlich über ihre Häßlichkeit!

Oly brach in ein wildes, trockenes Schluchzen aus, sie fand keine Träne.

Die Sonne ging hinter dem düsteren, großen Fabrik-schlot zur Ruhe, in der Stokobvilla glänzten Lichter auf. Dort saß man jetzt in angeregter Unterhaltung beim Abendbrot. Oly war das Essen auf Pappas Anordnung in ihr Zimmer geschickt worden.

Das junge Mädchen wußte nicht, wie lange es unbeweglich unter dem Reinettenbaum gesessen. Empfindliche Abendkühle ließ es zusammenschauern. Oly sah auf. Dunkel, alles dunkel ringsumher, wie es auch in ihr war. Da war nirgends ein freundliches Licht, das dem einsamen Mädchenherzen Wärme und Sella spendete.

Nirgends? Doch, aus dem väterlichen Hause schimmerte es hell und traulich. Als ob es dem verzagten jungen Menschenkinde den Weg weisen wollte, den es gehen mußte, um nicht mehr allein und verdußert zu sein. Aber Oly schlug den Weg nicht ein. Pappas Strenge stellte sich als ein unüberwindliches Hindernis ihr entgegen. Mit steifen Gliedern schlich sie sich um das Haus herum zum Hintereingang und zu ihrem Stübchen hinauf.

Die bereitstehende Abendmahlzeit blieb unberührt,

Oly war der Hals wie zugeschnürt. In dem Eckspindchen, das ihre Kinder- und Mädchenbücher enthielt, begann sie mit rascher Hand zu framen. Da — da war es, was sie suchte. Ein einbandloses, zerlesenes Buch — Andersens Märchen. Mama hatte den Kindern oft daraus vorgelesen. Dann hatte es Herbertchen in die zerstörenden Finger bekommen. Erst vor kurzem hatte Oly es wieder ihrer Bibliothek eingereicht. Was Mama mit ihren schlanken, weißen Händen berührt hatte, sollte wert gehalten werden.

Olys schönste Kindererinnerungen waren mit diesem Buche verknüpft. Sie sah sich wieder, ihr Stühlchen ganz dicht neben den Sitz der Mutter gerückt, den dunklen Kopf gegen das lichte Frauengewand geschmiegt. So lauschte sie mit großen Augen den wunderbaren Geschichten, welche auch ihr Mütterchen mehr als alle anderen Märchen liebte. So oft sie nach Mamas Tode ihr altes Märchenbuch aufgeschlagen, glaubte sie wieder die weiche, melodische Stimme der geliebten Mutter zu vernehmen. Aber heute sprach die Erinnerung nicht zu ihr, die Vergangenheit schwieg, um so lauter aber redete die Gegenwart.

„Das häßliche junge Entlein“ — — mit brennenden Augen starrte Oly auf den Titel des vor ihr liegenden Märchens.

Dann begann sie zu lesen.

Ja, so war's — ganz so! Kein Name hätte besser auf sie gepaßt.

Groß und häßlich, von ganz anderer Art als die zierlichen, schönen Entlein des Hofes, verlacht und verhöhnt, zurückgesetzt und herumgestoßen, von keinem verstanden, gebissen und fortgejagt, selbst von den Ge-



schwiftern — war es nicht ganz dasselbe mit ihr? Man brauchte nicht auf einem Entenhof geboren zu sein, um all diese Schmerzen zu durchleben, man konnte sie gerade so in einer Kommerzienratsvilla empfinden!

Ein dichter Schleier begann sich Oly vor die Augen zu legen, langsam löste sich Tropfen um Tropfen von ihren dunklen Wimpern.

Die ersten befreienden Tränen. Den Druck, der auf der jungen Brust lag, das Knäuel, das ihr die Kehle zusammenpreßte, wuschen sie nach und nach fort.

Wieder knisterten die Seiten. Blatt um Blatt schlug Oly voll Erregung um, als ob es ihr Schicksalsbuch sei, das sie durchblätterte.

Ein Schwan — ein edler Schwan war aus dem armen, mißhandelten Entlein geworden! Schöner und herrlicher als alle die, welche es verspottet hatten, ward das kleine, zurückgekehrte Entlein!

Mutlos ließ Oly das Buch sinken.

So ging's im Märchen — nur im Märchen! In der Wirklichkeit, da blieb man, was man war, da wurde aus einem grauen, häßlichen Entlein niemals ein blendend weißer, stolzer Schwan!

Oly fröstelte zusammen und schloß die Balkontür. Wieder und wieder las sie die Geschichte ihrer kleinen Leidensgenossin, und als sie schließlich mit zerschlagenen Gliedern ihr Lager aufsuchte, um Senta nicht mehr sehen zu müssen, legte sie das alte Märchenbuch gleich einem Heiligtum unter ihr Kopfkissen.

Ihr war zumute wie dem Bettelmann, dem man das letzte Stücklein Brot, das er in den Händen gehalten, mitteillos entriß und ihm dafür einen harten Kieselstein gereicht hatte. Leer war es in ihrem Herzen — statt der guten Worte Wolfgangs, die sie darin aufbewahrt, nur der grausam harte Spottname: „Das häßliche junge Entlein!“

5. Kapitel.

Klasse Ia.

Herbst war es über Nacht geworden.

Kalter, nebelgrauer Herbst. Das lichte Sommergespinnst war zerflattert und zerstoßen. Die Sonne, die sich noch gestern in den blanken Fensterscheiben der weißen Moskovicilla lachend gespiegelt hatte, war hinter dicken regenschweren Wolkensäcken verschwunden. Über die Wiesen kam der Oktoberwind einhergestürmt, heulend, mit flatternden Haaren und rüttelnden Fäusten. Scheiben klirrten, Türen schlugen, Kohlenstaub wehte, in tollem Wirbel jagte totes Laub durch den Garten.

Olys arme Blumen froren. Ihre junge Pflegerin hatte heute noch keine Zeit für sie gefunden. Die saß auf der Schulbank und fror innerlich in ihrer Vereinsamung mehr als die Blumen auf dem Balkon. Sie lauschte dem Brausen des Sturmes, dem Achzen der Schulhastanien und dem, was in der eigenen Brust stürmte und tobte — wilder als da draußen. Die Worte des Lehrers verhallten ungehört an ihrem Ohr, und doch gingen dieselben sie ganz besonders an.

„Oly Gildebrandt — wie oft soll ich noch fragen, ich vermiss' Ihre Geometriearbeit!“ Doktor Elbing blidte aus kurzfristig blinzeln den Augen von dem auf dem Rathe der liegenden Stoß Hefte zu der regungslos Daisenden hinüber. Er hatte die Gewohnheit, die Arbeiten gleich in der Stunde zu korrigieren.

Mädchen Lehmann, die hinter Oly saß, puffte sie mit einem „Menschenkind, schläfst?“ wohlwollend in den Rücken. Jetzt endlich erhob sich Oly. Sie hatte seit dem Zurückgeben der Aufsätze immer noch den letzten Strafplatz inne.

Die lange Gestalt nach vorn über gebeugt, wie ein zusammengeklapptes Taschenmesser, stand sie stumm da.

„Ich wünsche eine Antwort, oder ist Ihnen die Sprache eingefroren?“ Doktor Elbing war wegen seiner Ironie allgemein gefürchtet.

Ollly zuckte die Achsel. Das war ja alles so gleichgültig, wie hatte sie gestern wohl daran denken sollen, ihre Aufgaben zu machen!

„Sagen Sie mal, Senta,“ der Lehrer wandte sich zu der den Blondkopf möglichst tief in ihre Bücher Vergrabenden, „können Sie denn nicht Ihren Einfluß auf die Schwester mehr geltend machen? Sie sind mir stets eine liebe, fleißige Schülerin, auch Ihre heutige Arbeit ist fehlerlos, wenn Ihre Schwester selbst keinen Trieb hat, so müssen Sie das Mädchen anspornen und dafür sorgen, daß sie ihren Pflichten nachkommt.“

Senta war emporgeschneelt. Blutübergossen stand sie da. Sie wagte nicht, zu Ollly hinüberzusehen, aber sie fühlte trotzdem deren verächtlichen Blick. Schmiückte sie sich doch schon wieder mit fremden Federn! Die Arbeit, um derentwillen sie belobt wurde, war zum größten Teil Olllys Werk. Die Arbeit, die den Anstoß zu der häßlichen gestrigen Streitszene zwischen ihnen gegeben.

„Sehen Sie sich,“ Doktor Elbing winkte der in peinlicher Verlegenheit dastehenden Senta wohlwollend zu, „und Sie, Ollly Hildebrandt,“ jetzt machte er ein paar Schritte gegen den letzten Platz hin, „merken Sie sich, ich weiß sehr wohl, Sie können, wenn Sie nur wollen. Sie sind für Geometrie begabt, lediglich Ihr mangelnder Fleiß und Ihre Teilnahmslosigkeit sind schuld daran, daß Sie nicht vorwärtskommen. Die Oktoberzensuren sind zwar schon geschrieben, aber ich ändere sie noch, falls Sie mir bis Ende der Stunde keine Aufklärung über die fehlende Arbeit gegeben haben!“

Der Lehrer nahm wieder seinen Platz auf dem Katheder ein und Ollly den ihrigen. Sie wußte es, mit Doktor Elbing war nicht gut Kirichen essen, wenn er einen erst auf dem Strich hatte. Aber was sollte sie ihm denn bloß als Entschuldigungsgrund angeben?

Blätter raschelten, Federn kribbelten wieder, eifrig beugten sich die hellen und dunklen Mädchenköpfe über die Aufgaben.

„Wetten, daß das häßliche junge Entlein den

Schnabel hält und sich nicht entschuldigt!“ Eine hohe Stimme flüsterte es so deutlich durch die Stille, daß die Worte unbedingt das Ohr Olllys erreichen mußten.

„Halten Sie gefälligst selbst den Schnabel, die Geometriestunde ist nicht zum Schnattern da!“ Doktor Elbing hatte nur das Letzte verstanden, er sah mißbilligend zu der Sprecherin hin.

Auch die übrigen Schülerinnen, die fast alle den Spottnamen kannten, vor allem Senta, blickten erschreckt und vorwurfsvoll zu Jrmgard von Buschen. Die warf den kastanienbraunen Kopf herausfordernd in den Nacken und gab die Blicke hochmütig zurück. Sie fragte nicht danach, daß Ollly Hildebrandt so weiß geworden war wie das Blatt Papier, das unbeschrieben vor ihr lag. Daß sie die Fingernägel in die Handflächen grub, um nur nicht die Herrschaft über sich selbst zu verlieren.

So weit war es also schon gekommen! Die ganze Klasse kannte bereits ihren Spottnamen. Oh, die Schmach, die Schmach!

Die Stunde verrann, Ollly Hildebrandt dachte nicht mehr daran, einen Entschuldigungsgrund für die fehlende Arbeit zu finden!

„Ich gehe nicht mehr in die Schule, nicht zehn Pferde bringen mich wieder hierher!“ Das stand bombenfest in ihr.

Erst aber wollte sie Jrmgard zur Rechenschaft ziehen.

Als das junge Mädchen, das Filzhütchen mit Schleier auf dem weichen Haar — Jrmgard von Buschen war die einzige, die es wagte, mit einem Schleier in die Schule zu kommen — als Jrmgard nach Schulschluß grade zur Tür hinaus wollte, vertrat Ollly ihr den Weg.

„Wen haßt du vorhin mit dem ‚häßlichen, jungen Entlein‘ gemeint?“ Olllys Stimme klang heiser vor Aufregung.

„Anwesende sind stets ausgeschlossen, das solltest du doch wissen, mein schönes Fräulein.“ Jrmgard lachte leichtsinnig auf.

„Ich will wissen, von wem du den Ausdruck haßt?“ Ollly stieß es so drohend hervor, daß es selbst der nicht

leicht zu verblüffenden Irmgard unbehaglich zumute wurde.

„Nah — frage doch deine Schwester, die wird dir darüber Auskunft geben können, was geht's mich an!“ Irmgard zuckte die schlanken Schultern, und fort war sie.

Der Heimweg von der Schule bis zur Haltestelle der Elektrischen hatte immer etwas Bitteres für Oly. Auf diesem Endchen empfand sie es ganz besonders, daß sie keine einzige Freundin hatte. Lachend und fichernd zog Senta, zu dreien und viere untergearmelt, mit den Kameradinnen voran, während Oly wie ein störrischer, bissiger Kötter allein hinterhertrabte.

„Herrgott, wo bleibst du denn wieder?“ Das war das einzige, womit Senta an der Haltestelle von der Schwester Notiz zu nehmen pflegte; denn nach Hause mußten sie zusammen kommen.

Heute war der Zwischenraum zwischen den beiden Schwestern größer als je. Senta schlug das Gewissen und trieb sie vorwärts. Außerdem traf sie, wenn sie rasch ging, die netten Studenten vom Tennis und von der Eisbahn. Es war ein beseligendes Gefühl für das blonde Backfischchen, wenn die bunten Mützen ehrerbietig wie auf Kommando in die Luft flogen.

Oly grüßte keiner. Von allen Sportvergünstungen zog sie sich zurück, man kannte sie nicht. Auch bohrte sie stets mit ihren Blicken ein Loch in das Steinpflaster, sie würde einen Gruß noch nicht einmal beachtet haben.

Als Senta die Haltestelle erreichte, war die Elektrische gerade im Begriff, abzugehen. Einen Augenblick schwannte das junge Mädchen, sollte es hinauffspringen? Dann ging es dem ungemütlichen Weisamensein mit Oly am besten aus dem Wege. Aber Papa hatte anbefohlen, daß sie beide gemeinsam fuhren — ach was, warum trödelte die denn auch so lange! Den Tod konnte man sich ja bei diesem Sturm an der zugigen Ecke holen. Dazu hatte Senta ihr junges Leben zu lieb. Schon schwang sie sich grazios auf das Trittbrett und winkte den Freundinnen ein lachendes Lebewohl zu.

In diesem Augenblick bog auch Oly um die Ecke, und

mit ihr zugleich der Oktoberwind. Der packte sie bei ihren schwarzen Defreggerzöpfen und riß ihr — hast du nicht gesehen — die graueodenmütze vom Kopf. Hinter der elektrischen Bahn wirbelte er sie her, Oly mußte ihre langen Beine in Trab setzen und dem Ausreißer nachfolgen. Die Mitschülerinnen hielten sich die Seiten vor Lachen über des häßlichen jungen Entleins plumpe Sprünge, und hinter dem Glasfenster der Bahn hervor lugte ein spitzbüßisch lachendes Mädchen Gesicht. Senta gönnte Oly diese Blamage.

Finstern stülpte Oly die endlich ergatterte Mütze auf den Kopf; verbündete sich nicht selbst Wind und Wetter gegen sie? Finster blickte sie hinter der Schwester her. Senta's augenscheinliche Flucht erschien ihr feige und verächtlich — „aber wart' du nur, du sollst mir schon Rede stehen!“

Es war am Nachmittag desselben Tages. Oly hatte keinen ihrer Angehörigen, nicht einmal Fräulein Arnold, zu sehen bekommen. Das Essen ward ihr auf ihrem Zimmer serviert. Sie schämte sich grenzenlos vor den Dienstboten, daß sie wie ein Kind bestraft wurde. Am liebsten hätte sie, wie am Abend zuvor, alles unberührt gelassen und sich dem langsamen Hungertode preisgegeben. Aber ihr gesunder Organismus verlangte sein Recht. Und das Schmähschicksal daran war, daß es ihr trotz ihres Herzeleids vorzüglich schmeckte.

Senta hatte ihre Schularbeiten so lange als möglich aufgeschoben und sich in den unteren Räumen herumgedrückt. Sie hoffte, daß Oly das gemeinsame Zimmer verlassen würde. Aber Oly tat ihr diesen Gefallen nicht, Oly wartete. Sie konnte es unmöglich hingehen lassen, daß Senta sie dem Spotte der ganzen Klasse preisgab.

Als die jüngere Schwester schließlich trällernd, als ob nichts geschehen sei, das Stübchen betrat, war Oly gerade dabei, ihre Blumen auf dem Blumentischchen unterzubringen. Liebevoll suchte sie für jedes Pflänzchen den besten, geschütztesten Platz. Jetzt aber ließ sie ihre büßische Arbeit im Stich und wandte sich jäh um.

„Willst du vielleicht die Güte haben und mir Irm-

gard von Buschens heutige Worte erklären?" fragte sie kurz.

"Welche?" Senta stellte sich dumm.

"Du weißt sehr gut, was ich meine, die, welche bereits die ganze Klasse kennt!"

"Ich rede überhaupt nicht mit dir nach deinem gestrigen Benehmen!" Senta fand es für geraten, selbst die Beleidigte zu spielen.

"Laß deine Mädchen!" herrschte die Große sie an. "Schämst du dich gar nicht, solch einen Schimpfnamen für deine eigene Schwester zu erfinden und ihn dann noch in herzlosester Weise in der Klasse herumzuposaunen?" Das blonde Backfischchen duckte sich förmlich unter dem verächtlichen Ton der älteren Schwester.

"Ich habe ihn gar nicht erfunden, er stammt . . ." Sie machte jetzt doch eine Pause, denn Wolfgang Steinhardt, der sie gestern erst gebeten, liebevoll gegen Ollly zu sein, tauchte mahnend vor ihr auf.

"Woher — woher stammt der Name?" Ollly schüttelte die Schwester, ohne es zu wissen, in ihrer Aufregung an der Schulter.

"Daß los — du — willst du mich vielleicht wieder schlagen?" Senta machte sich ungestüm frei.

Ollly ließ schlaff die Arme sinken.

"Bitte, sag', von wem der Name kommt!" Ollly sah die Schwester an wie das Reh, das die Brust der totbringenden Kugel darbietet.

Senta fühlte, daß sie Ollly weh tun würde, und zum erstenmal erwachte ein schweesterliches Gefühl in ihr.

"Ich möchte es lieber nicht", meinte sie kleinlaut, nicht nur aus Furcht vor Wolfgang's Vorhaltungen.

Olllys noch eben bittende schwarze Augen bohrten sich drohend in die sanften Blauaugen.

Das reizte Senta.

"Also meinetwegen — Wolfgang Steinhardt hat den Beinamen für dich herausgefunden, nun weißt du's."

"Du lügst!" Gellend klang Olllys Stimme.

"Frag' ihn doch selbst!" Senta lachte hell auf. Sie mußte es ja ganz genau, daß Ollly sich lieber die Zunge

abbeißen würde, ehe sie den Freund befragte. Jede weiche Regung war bei ihr wieder geschwunden.

Bortlos verließ Ollly das Zimmer. Sie mochte den Kampf, der in ihr wütete, nicht vor Sentas Augen auskämpfen. Draußen im Garten der Herbststurm, der vom Kanal daherkam, hier Zweige knackte, dort Äpfel und Rüsse abschlug, der in einer toten Blätterwolke die Gartenpfade entlangbrauste, der war ihr gerade recht in ihrer augenblicklichen Stimmung. Sie ließ sich vom Winde treiben, und je mehr er an ihr riß und zerrte, um so lieber war es ihr.

"Reißt — zerrt an mir — alle — alle . . ." Zimmer wieder bildeten ihre Lippen diesen Text zu dem wilden Sang des Oktoberwindes. Aber allmählich kühlte sich ihr heißes Blut, sie ward ruhiger. Hatte sie denn wirklich so fest geglaubt, daß der Schmähnamen Sentas Kopf entsprungen sei, und Wolfgang Steinhardt ihn nur aufgegriffen und wiederholt habe? Ja, denn sonst hätte die unumstößliche Tatsache sie nicht so schmerzhaft getroffen.

"Ollly, du holst dir den Tod bei dem Wetter ohne Mantel hier draußen!" Rudi kam ihr entgegen.

"Was liegt an mir?" Ollly stieß es bitter hervor. Der Bruder blieb vor ihr stehen und packte sie bei den dünnen Armen.

"Brrr — Mädel, wie siehst du aus . . ."

"Ich weiß allein, wie garstig ich bin, du brauchst es mir nicht noch mitzuteilen." Olllys Stimme klang wie eine zersprungene Saite.

"Aber Ollly, das wollte ich doch nicht damit sagen," Rudi machte ein ganz bestürztes Gesicht, "ich meinte doch bloß, du siehst so schrecklich elend aus! Ganz bleich, und die Augen so tief umschattet — sag', hast du dir Papas Philippika wirklich so sehr zu Herzen genommen, du Dummchen?"

Trotz der letzten Schmeichelei taten die herzlich warmen Worte des Bruders Olllys frierendem Herzen wohl. Rudi war der beste von den Geschwistern, Ollly hielt besonders viel von ihm, um so mehr kränkten sie seine häufigen Hänseleien.

Sie gab keine Antwort, sie wollte sich nicht weich machen lassen. Der Bruder würde sie gerade so enttäuschen, wie der Freund sie enttäuscht hatte!

Rudi war unschlüssig stehengeblieben. Olly war wieder störrisch und unzugänglich wie immer. Das gescheiteste war, er ließ das unliebenswürdige Ding einfach laufen.

Aber da war etwas in ihrem Blick und auch vorhin in ihrer Stimme gewesen, das ihn gegen seine Überzeugung voll Mitleid bei ihr bleiben ließ.

„Du, Olly, komm ins Haus, du erkältest dich.“ Er zog ihren Arm durch den seinen.

Wie in einem Traum ließ die Schwester es geschehen. Gab es denn wirklich noch jemand auf der Welt, der sie nicht verabscheute, der mit ihr Arm in Arm gehen mochte? Das vollständig zu Boden getretene Selbstbewußtsein des jungen Mädchens begann leise und zaghaft wieder den Kopf emporzuheben.

Als sie die zum Portal emporführende Freitreppe erreicht, wandte sie errötend den Kopf Rudi zu.

„Bitte, laß uns noch einmal durch den Garten gehen“, bat sie leise, denn sie schämte sich, daß sie den Arm des Bruders noch nicht freigeben mochte.

Rudi verstand ihr zartes Empfinden nicht, aber er war froh, daß sie überhaupt wieder sprach.

„Reinetwegen“, sagte er, „aber dann komm wenigstens mit in mein Cape.“ Und er schlang den Arm mit dem Rodencape zugleich um die vor Kälte und Aufregung zitternde Mädchengestalt.

So schritten die Geschwister stumm durch den entblätternden Herbstgarten.

Ja — war es denn noch Herbst, kaltes, unfreundliches Herbstgrau?

Olly erschien der wolkendüstere Oktoberhimmel jetzt nicht mehr drohend und finster, das stumpftote Braun von Baum und Busch erglommte zu farbenfreudigem Leben, und der Sturm, der sie noch soeben gezaust, konnte ihr in Rudis Mantel nichts mehr anhaben. Da drinnen war es warm und wohlfig.

Die Eiskruste, welche die letzten Tage um Ollys Herz hatten erstarren lassen, begann in dem warmen Arm des Bruders langsam aufzutauen.

Auch Rudi war es eigentümlich zumute. Hundertmal war er mit der blonden Senta Arm in Arm lachend durch den Garten geschlendert. Aber das war etwas anderes gewesen als dieses schweigsame Beieinander heute mit Olly. Es fiel ihm ein, daß er seit Jahren sich zum erstenmal wieder brüderlich gegen die Schwester zeigte. Heute wies Olly ihn nicht zurück, wie so oft, wenn er sie mit seinen jungenhaften Redereien aufzog.

War es Täuschung, oder hatte sich das sonst so abstoßende Mädel soeben wirklich fester in seinen Arm geschniegt? Ihm kam der Gedanke, daß er Olly gegenüber viel gutzumachen habe.

„Du, Olly, soll ich Papa bitten, daß er dich wieder bei Tische essen läßt?“ fragte er aus seiner versöhnlichen Stimmung heraus.

Olly schüttelte nur den Kopf. Das Herz war ihr zu voll zum Sprechen.

„Ich habe der Senta gestern den Standpunkt klargemacht, was brauchte sie dich denn gleich bei Papa zu verflatschen — pezen ist gemein — lieber hätte sie dir wieder eine Maulschelle geben sollen, dann wäret ihr quitt gewesen!“ philosophierte Rudi.

Olly war bei seinen Worten die Schamröte über ihr gestriges Lun ins Gesicht gestiegen.

„Wir wollen nicht von Senta sprechen“, meinte sie leise, denn sie fror wieder in Gedanken an die Schwester. „Ich wollte Papa bitten, mich aus der Schule zu nehmen“, fuhr sie fort — wie merkwürdig, daß sie plötzlich jemand hatte, gegen den sie sich aussprechen konnte.

„Nanu — wieso denn? Du bist doch erst Ostern fertig, haste was ausgefressen?“ Rudi zog die Augenbrauen hoch.

„Nein — aber . . .“ Unschlüssig blickte Olly den Bruder von der Seite an. Es war doch nicht so leicht, das, was sie im Innersten verwundet, hier in Worte

zu fassen. Aber als sie Rudi's treuherzig ermunterndem Blick begegnete, überwand sie sich.

„Sie verspotten mich in der Schule — sie machen sich über mich lustig — alle — gerade so wie zu Hause, und Senta ist schuld daran!“ klagte sie leise.

Nichts hätte Rudi sein eigenes Verhalten schärfer beurteilen lassen können als Ollys schlichte Klage. „Gerade so wie zu Hause.“ Hundsgemein hatte er sich ja ebenfalls zu dem armen Ding benommen, aber — es sollte anders werden!

„Das mußt du dir nicht so zu Herzen nehmen, Ollly, sie meinen es sicher nicht böse, auch Senta nicht, die ist nur übermütig und leichtsinnig“, tröstete er.

Ollly schluckte. Sollte sie es Rudi anvertrauen, welchen Schimpf man ihr in der Schule angetan, wie man sie dort allgemein nannte? Nein, sie mochte in ihr schönes Weisammensein nicht diesen Mißklang bringen.

„Wenn ich dir raten soll, Mädel, so kommst du Papa nicht mit deinem Schulabgang. Er ist heute mittag so wie so nichts weniger als rosiger Laune gewesen, sogar Fräulein Arnold traute sich kaum, ihn anzusprechen. Die neue Maschine funktioniert nicht so recht, da ist's die ungeeignetste Zeit für deine Bitte. Überhaupt, was willst du zu Hause? Auf deinem Zimmer hocken? Mit Fräulein Arnold stehst du doch auch nicht gut“, ließ der Priester seinem Herzen freien Lauf.

Ja, was sollte sie denn zu Hause? Überflüssig war sie dort wie überall!

Aber Rudi ließ kein bitteres Grübeln bei ihr aufkommen, er fuhr fort: „Ich sehe auch nicht den geringsten Grund ein, Ollly, daß du fahnenflüchtig werden willst. Im Gegenteil, ich würde mich zusammennehmen und meinen Stolz dreinsetzen, in den Schulstunden alle zu übertrumpfen und ihnen zu imponieren! Dann werden sie schon Respekt vor dir bekommen und dich nicht mehr verlachen. Und tun sie's trotzdem, weißt du, es macht ihnen ja nur Spaß, solange sie sehen, du ärgerst dich darüber. Wenn du dich gar nicht drum kümmerst, hören sie schon von selbst auf. Glaub' es mir, ich spreche aus

Erfahrung — leid genug tut mir's jetzt!“ Das waren ehrliche, gerade Worte, eine gute Medizin für ein wehes Gemüt.

Ollly griff denn auch unter dem Cape nach Rudi's Hand und drückte sie herzlich.

„Rudi, was du mir heute gegeben hast, ist mehr, als daß ich dir dafür danken kann. Daran will ich denken, wenn du mal wieder eilig zu mir bist!“ Aus tiefstem Herzensgrunde kam es Ollly. Sie wußte es selbst nicht klar, nur dunkel empfand sie es, daß der Bruder ihr den Glauben an sich selbst zurückgegeben hatte.

„Ich will nicht wieder eilig zu dir sein — Ehrenwort, rechte Hand!“ Der Junge schüttelte Ollly fast den Arm aus dem Gelenk.

Unweit der Villa machte sich Ollly aus dem Bodencapote frei. Denn auf dem Erkersitz im Wohnzimmer, früher Mamas Lieblingsplatz, saß Fräulein Arnold und blickte durch die Scheiben mit erstaunten Augen auf die seltsame Gruppe.

In der Diele ließ Herbertchen seine Bleiregimenter gegeneinander aufmarschieren, er hatte hier den besten Platz für seine Kriegssübungen. Als der junge Feldmarschall Ollly's ansichtig wurde, schwang er streitbar seine Fahne gegen sie und begann nach den Klängen „Deutschland, Deutschland über alles“ mit Trompetenstimme „Alle, Alle, Alle, Alle“ in Musik zu setzen.

Die Schwester war heute sanftmütig wie ein Lamm, stillschweigend schritt sie unter den Klängen der Hymne die Treppe empor.

Rudi aber packte den Sextaner bei seinen Röhren.

„Warte, mein Bürschchen, wenn du noch mal frechdachsig gegen deine große Schwester sein wirst!“ Er zog den Kleinen an den Haaren, daß dieser in ein lautes Wehgeheul ausbrach.

Was war denn bloß in Rudi gefahren? Sonst hatte er ihn doch immer noch angestiftet, wenn es galt, Ollly zu ärgern, und er war doch oft schon viel frecher zu ihr gewesen!

Fräulein Arnold, die auf Herbertchens Lamento er-

schien, meinte lächelnd: „Das ist recht, Rudi, daß Sie sich als Ritter der verfolgten Unschuld annehmen!“ Dieses Lob traf Rudis Zungenstolz empfindlich.

„Ach wo“, wehrte er verlegen ab und begann sich seiner Guttat gegen Ollly heimlich zu schämen.

Diese aber hatte sich, ohne auf die den französischen Konjunktiv lernende Senta zu achten, an ihr Arbeitstischchen gesetzt. Mit großen Augen sah Senta, wie Ollly voll Eifer schrieb und schrieb. Manu, was war denn mit der los? Wollte die etwa in der letzten Woche vor den Senjuren noch nachholen, was sie das Halbjahr über veräumt?

In Ollly hatten Rudis Worte eine unglaubliche Schaffenskraft entzündet. Energie besaß sie immer, aber für die Schule lohnte es ihr nicht, dieselbe anzuwenden. Jetzt aber wollte sie. Jetzt wollte sie den dummen Dingern in der Klasse, die sie über die Achsel ansahen, vor allem Senta, zeigen, daß sie konnte, wenn sie nur wollte. Sie schrieb und lernte, daß ihr der Kopf brummte. Denn Lücken von vielen Monaten lassen sich nicht in ein paar Stunden ausfüllen. Je mehr Ollly in das Loch, das ihr Wissen aufwies, hineinstopfte, um so erschreckender ward sie inne, wie tief dieses Loch war. Da gehörte emsige Arbeit dazu, um ihre lange Teilnahmlosigkeit am Unterricht wieder wettzumachen. Aber Rudis Worte hatten ihr das Rückgrat gestählt.

Wie schön, daß sie oben in ihrem Zimmer essen konnte! Da brauchte sie das Lernen nicht dabei zu unterbrechen. Das, was ihr noch heute mittag als entehrende Strafe erschienen, hatte durch die Arbeit seinen bitteren Stachel verloren.

Und noch eins half die Arbeit zurückdrängen. Das fruchtlose Grübeln und Nachdenken über den Spottnamen, den man ihr angehängt. Ollly vergaß für einige Stunden ihren Gram. Auch als sie im Bette lag, machte ihr der französische Konjunktiv, den sie sich noch zuletzt einzutrichtern versucht hatte, so viel in Gedanken zu schaffen, daß gar kein Denken für anderes, Unerfreuliches, blieb. Nur an Rudi und seine Kameradschaftlich-

keit dachte sie noch im Einschlafen. Das löste alles Herbe in dem jungen Gesicht und wischte die häßliche Falte von der Stirn. Aus dem grünen Efeufranz an der Wand blickten heute die Mutteraugen zufrieden auf ihr sanft schlummerndes Kind.

Doktor Elbing war versöhnt. Ollly hatte ihm zu Beginn der Physikstunde die nachträglich gefertigte Geometriearbeit auf das Katheder gelegt. Allerdings zu einer Entschuldigung hatte sie sich nicht aufschwingen können. Die wollte nun einmal nicht über die trohigen Mädchenlippen. Jedoch Doktor Elbing war ein verständiger Mann. Er verlangte nicht alles auf einmal, er nahm die Tat für die Entschuldigung.

Im Laufe der Physikstunde, die für Ollly stets besonderes Interesse hatte, wenn sie auch tat, als ob die ganze Sache sie nichts angehe, zuckte ihr Arm plötzlich empor, da keine eine zufriedenstellende Erklärung für Adhäsion und Kohäsion zu geben vermochte. Aber erschreckt zog sie ihre Hand schnell wieder zurück. Scheu blickte sie um sich, hatte es auch keiner gesehen, daß sie sich von selbst gemeldet?

Doktor Elbing hatte trotz seiner Kurzsichtigkeit die plötzliche Bewegung wahrgenommen.

„Run, Ollly Hildebrandt, können Sie es uns am Ende sagen, eine blinde Henne findet auch manchmal ein Korn!“ scherzte der Lehrer.

Die Klasse kicherte über den Wit. Ollly aber biß sich auf die Lippen. Nein, sie brachte keinen Ton heraus, wenn Doktor Elbing sich so boreingenommen zeigte. Daß sie selbst durch monatelange Gleichgültigkeit den Grund dazu gelegt hatte, bedachte sie natürlich nicht.

Was für ein schadenfrohes Gesicht Jrmgard von Buschen machte! Rudis Worte: „Du mußt ihnen imponieren, dann werden sie schon nicht mehr lachen!“ wurden in ihr laut. Und ehe sie wußte, was sie tat, war sie aufgestanden und hatte, ohne zu stoßen, geantwortet: „Adhäsion ist die Kraft, mittels der die Oberflächen zweier verschiedener Körper aneinander haften — Kohäsion ist die Kraft, durch welche die Teilchen ein und

desselben Körpers sich aneinanderschließen.“ Es war, als ob eine ganz andere aus ihr sprach.

Doktor Elbing war so erstaunt über ihre richtige Antwort, daß er sich die Brillengläser putzen mußte. Dann blinzelte er sie durch die funkelnden Gläser an und sagte schmunzelnd: „Brav! Oly Hildebrandt wird noch das Lumen der Klasse Ia.“

Diesen Witz hätte er nicht machen sollen. Die Klasse, die noch eben geradezu erstarrt auf die fast immer stumme Rechte gesehen, brach in ein wieherndes Gelächter aus.

Olys mimosenhaftes Empfinden aber kroch wieder ganz in sich selbst zurück.

Nicht um alles in der Welt hätte sie sich in dieser Stunde wieder gemeldet. Aber Doktor Elbing wartete das auch gar nicht ab. Zweimal, da Senta, die Physik für das geisttötendste Zeug der Welt hielt, nichts zu antworten wußte, wandte er sich an Oly. Diese schwankte, ob sie sprechen sollte. Aber die Verlockung, Senta, die stets auf sie herabbllickte, auch einmal auszustechen, war zu groß. Oly gab die richtige Antwort. Merkwürdigerweise aber hatte sie kein erhebendes Gefühl danach, sondern doch eine lästige Empfindung, als ob sie sich ungeschwisterlich gegen Senta benommen hätte. Und das hatte doch diese wahrhaftig nicht um sie verdient!

Auch in den anderen Stunden hatten sowohl die Lehrer als auch die Schülerinnen Grund, sich über die plötzlich erwachte Regsamkeit der schläfrigen Rechten zu verwundern.

„Sie will sich lieb Kind machen!“ sagte Senta laut in der Zwischenpause zu ihrer Intima Irmgard und streifte die nur in Gesellschaft ihres Frühstücksbrottes einsam im Schulhof herumspazierende Schwester mit einem feindseligen Blick.

Oly ließ sich dadurch nicht irre machen. Sie blieb dabei, ihre Arbeiten pünktlich anzufertigen und Versäumtes nachzuholen. Melden tat sie sich nicht mehr in den Stunden, es war ihr peinlich, sich herauszustellen. Aber wenn sie gefragt wurde, wußte sie zu antworten. Zuerst freilich immer noch leise und scheu, aber durch das

ermunternde Wort der Lehrer begann ihre Unfreiheit sich zu verlieren.

Rudi schien recht zu behalten. Oly Hildebrandt hörte auf, der Zielpunkt des Spottes der Klasse zu sein. Das plötzliche Wissen der allgemein für dumm und einfältig gehaltenen imponierte den Mädchen in der Tat. Ja, es war sogar schon vorgekommen, daß sich eine, die eine Geometrieaufgabe nicht verstanden, an Oly mit der Bitte um eine Erklärung gewandt hatte. Im ersten Augenblick hatte Oly es als eine Verhöhnung aufgefaßt, so sehr war sie in den Gedanken verrannt, daß man sich allgemein über sie lustig machte. Aber als sie sah, daß es der Betreffenden Ernst mit ihrer Frage war, setzte sie allen Stolz darein, dem Glauben an ihr geometrisches Verständnis gerecht zu werden.

Da geschah etwas in der Beurlaubungspause, was Oly fast ebenso perplex machte wie die Klasse. Rätchen Lehmann, der sie vorher die Aufgabe erklärt hatte, forderte sie auf, mit ihr zu gehen. Oly mochte das freundliche Anerbieten nicht zurückweisen, trotzdem es ihr tausendmal peinlicher war, untergearmelt mit dem flachshaarigen Rätchen durch den Hof zu pendeln, als ihre sonstige Solopromenade. Daran war sie und die anderen seit Jahren gewöhnt. Heute aber tuschelten sie, stießen sich an, wenn sie an den beiden vorübergingen, und drehten die Köpfe. Es war geradezu schrecklich. Oly war wie erlöst, als es wieder zur Stunde läutete.

Trotzdem die einsilbige Begleiterin durchaus nicht amüsant für das muntere Rätchen war, stellte es sich zur Zwölfuhrpause getreulich wieder ein. Oly Hildebrandt tat ihr leid. Sie fühlte, daß man ihr unrecht tat. Und besonders von Senta fand sie es nicht schön, daß sie sich so wenig um die Schwester kümmerte. Der wollte sie mit gutem Beispiel vorangehen.

Jetzt wandten sich die Mädchenköpfe schon seltener nach den beiden um, wie an alles im Leben, gewöhnte man sich auch an den Anblick der zwei.

Oly hatte eine Schulfreundin. Freilich nur eine, mit der sie allenfalls die Vorkommnisse in der Klasse be-

sprach, jedes Persönliche Gespräch vermied das so wenig zugängliche Mädchen ängstlich. Rätchen war klug genug, nicht in sie mit Fragen zu dringen, sie mußten erst warm miteinander werden.

Die Lehrer waren jetzt mit ihr zufrieden — woran lag es nur, daß Olly trotz alledem nicht froh werden konnte, sondern immer noch gedrückt und mißmutig einherging?

Nicht nur die Erinnerung an Wolfgang Steinhardts ihr angetanes Weh war es, was kein frisch-fröhliches, jugendliches Empfinden in ihr aufkommen lassen mochte. Auch Rudis Verhalten schmerzte sie.

Auf den Bruder hatte sie nach ihrer gemeinsamen Gartenpromenade in Sturm und Nebel fest gebaut. Und wenn er sie auch nicht geradezu enttäuscht hatte, gefoppt oder gehänselt hatte er sie seitdem nie wieder, er tat auch nichts, um ihr seine brüderliche Kameradschaft zu beweisen. Im Gegenteil, er ging ihr geradezu aus dem Wege. Ja, das tat er! Als ob er Furcht vor ihr hatte, daß sie sich vertraut zu ihm stellen könnte.

Olly ahnte nicht, daß Fräulein Arnolds harmlose Worte das Aufblühen der Gemeinschaft zwischen den Geschwisterherzen im Keime erstickt hatten.

So kamen die Oktoberzensuren heran.

Sonst hatte Olly das Verteilen der Zeugnisse stets mit stumpfer Gleichgültigkeit hingenommen. Ob da genügend, mangelhaft oder gar noch nicht genügend prangte, ließ sie völlig kalt. Heute aber war sie doch ein wenig begierig, ob sich der Fleiß der letzten Tage nicht günstig bemerkbar machen würde. Die Zensuren waren freilich schon seit geraumer Zeit geschrieben, aber wenn man sie noch zum Schlechten abändern konnte, vermochte man das doch auch zum Guten.

Um so niederschmetternder war das Resultat.

Olly war wie vor den Kopf geschlagen. So schlecht war ihr Zeugnis noch nie ausgefallen. Nur in Geometrie und Physik genügend, sonst lauter mangelhaft und ungenügend. Freilich war noch eine Bemerkung hinzugefügt: „Olly Sildebrandt hat sich in der letzten Woche

erfreulicherweise zusammengenommen und gezeigt, daß nicht mangelnde Fähigkeiten, sondern nur Trägheit der Grund ihres Zurückbleibens ist. Goffen wir, daß ihr Streben von Dauer sein wird.“

Diese Klausel, die ein Lob enthalten sollte, kam einem Tadel gleich. Wie ein Hohn auf das fleißige Arbeiten der letzten Woche erschien Olly das Zeugnis.

„Ekelhafter Wischl!“ stieß sie in ihrer Erbitterung hervor, und trotz des hinter ihr sitzenden Rätchens mahnenden „Aber Olly!“ zerkrümelte sie die Zensur vor den Augen des Lehrers zu einem Knäuel.

Doktor Müller, der Ordinarius, schüttelte den Kopf und sagte trocken: „Die ist wohl nicht recht bei Troste!“ Die Klasse jubelte, Olly war wieder der Mittelpunkt des Gespöttes. Der Ordinarius aber ließ sich das mißhandelte Zeugnis reichen, glättete es und schrieb mit roter Tinte darunter: „Olly Sildebrandt hat sich ungebührlich benommen.“

Die blonde Senta war mit ihrer Oktoberzensur recht zufrieden. Betragen „lobenswert“, trotzdem das Plappermäulchen ein paarmal beim Sprechen ertappt worden war, und sonst alles durchweg „gut“. Senta strahlte über das ganze rosige Gesicht, als sie die Stufen zur Rokokovilla heraufsprang.

Den dunkelhaarigen Kopf tief gesenkt, folgte Olly.

Fräulein Arnold stand am Fenster. Als sie die Schwestern in augenscheinlich entgegengesetzter Gemütsverfassung mit ihren Zensurmappen nach Hause kommen sah, wußte sie, was die Glode geschlagen hatte.

Gerade als das junge Mädchen die Treppe hinauf in ihr Zimmer entweichen wollte, trat sie ihr entgegen. Senta hing der Hausdame bereits am Hals.

„Hurra, keine Zensur, Fräulein Arnold!“ Damit wirbelte der Unband sie im Kreise herum.

Fräulein Arnold wandte sich an die Ältere.

„Na, und du, Olly?“

Das junge Mädchen zuckte die Achsel und wollte stillschweigend seinen Weg fortsetzen. Aber Fräulein Arnold legte ihm die Hand auf den Arm.

„Willst du mir deine Zensur nicht zeigen?“

„Nein!“ sagte Olly kurz und versuchte die Hand abzuschütteln.

„Ich wünsche dein Zeugnis zu sehen.“ Fräulein Arnolds Lächeln schwand.

„Und ich geb' es nicht!“ Feindselig maß Olly die Hausdame.

Aber ehe Olly noch wußte, wie ihr geschah, hatte Fräulein Arnold mit geschicktem Griff ihr das Zensurenbest entwunden.

„Dazu haben Sie kein Recht!“ Olly ballte in ohnmächtiger Wut die Hände.

„Kein Recht, wo ich Mutterstelle an euch vertrete?“ Die Dame warf einen anklagenden Blick gen Himmel.

„Mutterstelle!“ — Olly rief es in schneidendem Ton.

„Was geht denn hier vor — Olly, vergiß dich nicht!“ Auf der Schwelle erschien der Kommerzienrat. Er kam heute etwas früher zu Tisch.

„Herr Kommerzienrat,“ sagte Fräulein Arnold leise, „ich bin dieser ständigen Aufregungen mit Olly nicht gewachsen. Es tut mir leid um Ihre anderen Kinder, die ich in das Herz geschlossen habe, als wären es meine eigenen, aber es ist besser, ich verlasse dieses Haus!“

Zweistimmiges Wehgeheul erfüllte die Diele. Senta und das schon seit geraumer Zeit neugierig herbeigekommene Herbertchen, der frischgebackene Obersextaner, packten von jeder Seite den Arm ihres geliebten Fräuleins, als ob sie ihnen sogleich entrisen werden sollte. Oben auf dem Treppenpodest erschien Rudi mit erschrecktem Gesicht.

„Meine Kinder geben Ihnen selbst die beste Antwort, Fräulein Arnold, wir lassen Sie nicht fort! Versuchen Sie es, bitte, noch einmal mit dem Mädchen, und geht es trotzdem nicht,“ — die lebenswürdig verbindliche Art des Kommerzienrats wurde drohend, er wandte sich der mit verschlossenem Gesicht dastehenden Olly zu — „merke es dir, eher gehst du mir aus dem Hause, als daß Fräulein Arnold durch dich von uns geht!“

„Papa — — —“ schrie Olly auf und schlug die

Hände vor das Gesicht. Davongejagt sollte sie werden, sie, die Tochter des Hauses, um einer Fremden willen!

Noch einmal ward Ollys Zeugnis heute zusammengeballt, und zwar von Pappas eigener Hand.

„Natürlich, dieselbe Leier in der Schule wie zu Hause, ungebührliches Benehmen und Faulheit dazu — man könnte wirklich verzweifeln, wenn ich euch nicht hätte!“ Pappas Blick umfaßte liebevoll seine drei Blondköpfe, die ihm alle drei zufriedenstellende Zensuren heimgebracht.

Droben in dem duftigen Mädchenzimmer saß Olly wieder mal in tiefem Jammer. Und wieder mal flüchtete sie sich mit ihren Schmerzen zu Andersens Märchenbuch. An den Verfolgungen des häßlichen jungen Entleins maß sie die ihrigen, und es war ihr ein wonniges Gefühl, daß es ihr selbst noch tausendmal schlechter erging.

6. Kapitel.

Ungleiche Schwestern.

Von diesem Tage an ließ das häßliche junge Entlein seine Flügel, die es so energisch zu höherem Fluge ausgebreitet, wieder ganz entmutigt sinken. Olly rührte in den Ferien, die sie zu ernsthafter Arbeit hatte benutzen wollen, kein Schulbuch an.

Wozu?

Es nützte ihr ja doch nichts! Ihr Ruf als faule Schülerin stand so fest, daß selbst das eifrigste Streben nichts daran zu ändern vermochte. Sie beschuldigte ihre Lehrer innerlich der Ungerechtigkeit und bedachte nicht, daß sie selbst damit viel ungerechter gegen dieselben war, als umgekehrt. Denn auf einen Stieb fällt kein Baum. Olly mußte den Lehrern erst beweisen, daß es ihr Ernst war mit ihrem plötzlichen Anlauf zum Lernen.

Um so enttäuschter war man in der Schule nach Ablauf der Ferien von ihrer völligen Teilnahmslosigkeit:

das war ja schlimmer als zuvor. Sie machte den Mund überhaupt nicht mehr auf, verdrossen und gelangweilt saß sie wieder auf ihrem Platz.

Der Physiklehrer, Doktor Elbing, versuchte es zuerst noch öfters, das junge Mädchen dem stumpfsinnigen Vordringlichen zu entreißen. Er stellte Fragen an Oly, die ihr Interesse an dem Gegenstande wecken sollten, appellierte an ihre kürzlich gezeigte Befähigung für Physik und Geometrie. Aber ebenfogut hätte er das Wort an den Wandkartenständer richten können, Oly blieb gerade so leblos und stumm. Da machte Doktor Elbing es wie die übrigen Lehrer, er ließ das teilnahmslose Mädel links liegen und bedachte es allenfalls hin und wieder mit einer seiner ironischen Bemerkungen.

Oly Gildebrandt, die bereits im Begriff gewesen war, sich die Anerkennung und Sympathien ihrer Mitschülerinnen zu erringen, ward wieder zum Gespött der Oberklasse.

Auch das vermochte sie nicht ihrer Stumpfheit zu entreißen. Selbst Rätchen schüttelte trübselig ihren Flächskopf, wenn sie jetzt auf Oly blickte. Sie hatte sich redlich Mühe gegeben, weiter zu ihr zu halten. Aber Oly hatte in ihrer Verbitterung allem, was Schule hieß, den Krieg erklärt. Sie hatte das freundliche Rätchen so wenig freundlich abgewiesen, daß dieses sich gekränkt nun ebenfalls von ihr zurückzog.

Auch zu Hause ging es nicht anders. Oly war nach jenem Zensurentag störrischer und verstockter als je. Rudi, den einzigen, der jetzt vielleicht den Schlüssel zu ihrem Herzen gehabt hätte, hielt Dummerjungenstolz fern von ihr. Die Schwester litt mehr darunter, als sie es sich selbst zugestand, so grenzenlos verlassen wie augenblicklich war sie sich kaum jemals vorgekommen.

Wolfgang Steinhardt ging sie mit bewunderungswürdiger Gewandtheit aus dem Wege. Seitdem sie seine sie unbarmherzig treffenden Worte unter dem Reinettenbaum belauscht, hatte sie jede Begegnung mit ihm zu vermeiden gewußt. Die erste Zeit, solange sie sich noch im Exil befand und nicht am Essen teilnehmen durfte, wurde

ihr das leicht gemacht. Schwieriger wurde die Sache erst, als sie Sonntags wieder bei Tisch erscheinen mußte. Ein- oder zweimal ließ sie sich wegen Kopfschmerzen entschuldigen. Und das war keine Unwahrheit, denn die Aufregung und die Überlegungen, wie sie sich verhalten sollte, hatten tatsächlich ein schmerzhaftes Gähnen in ihren Schläfen erzeugt.

Es war jetzt merkwürdig bei Kommerzienrats. Für den unbeteiligten Zuschauer höchst amüsant. Einer lief immer vor dem anderen davon. Oly vor Wolfgang, und Rudi wiederum vor Oly. Aber als Papa an einem Sonntagmorgen in besonders guter Laune die einsilbig vor ihrer Tasse sitzende Tochter aufzog: „Na, Oly, wie geht's heute deinen Sonntagkopfschmerzen, oder pflegen die sich erst zum Essen einzustellen?“ da hielt sie es doch für geraten, diesmal dem Mittagstisch nicht fernzubleiben.

Überhaupt, was hatte sie notwendig, vor einem Zusammentreffen mit Wolfgang Steinhardt Furcht zu empfinden! Höchstens mußte er ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber haben.

Dies schien aber ganz und gar nicht der Fall. Der junge Ingenieur hatte keine Ahnung davon, daß Oly von dem Ehrentitel, den er ihr angehängt, Wind bekommen hatte. Denn Senta hütete sich wohl, etwas darüber verlauten zu lassen. So nahm er an, lediglich die schlechte Oktoberzensur und eine damit zusammenhängende Strafe sei schuld an Olys Unsichtbarkeit.

Als sie heute mit der Suppe zugleich an den geschmackvoll mit buntem Herbstlaub geschmückten Sonntagstisch trat, fühlte sie, wie das Blut ihr in die blassen Wangen schoß.

Ihr ohnedies finsterer Gesichtsausdruck wurde dadurch nicht liebenswürdiger. Sie neigte den Kopf zu kurzem Gruß, ihm die Hand zu reichen, das brachte sie nicht über sich. Dazu war sie zu wahr in allen ihren Empfindungen.

Der nichtsahnende Wolfgang nahm die kühle Begrüßung humoristisch. Er stand auf, machte der jungen

Dame eine tadellose Verbeugung und sagte: „Mein Name ist Steinhardt.“

Alles lachte. Olly runzelte die schwarzen Augenbrauen und setzte sich stillschweigend auf ihren Platz.

Vergeblich richtete Wolfgang während der Mahlzeit einige Male das Wort an sie. Olly tat, als ob sie schwerhörig wäre. Sie hatte es in der Schule allmählich darin zu einer gewissen Virtuosität gebracht. Nur mußte sie hier jeden Augenblick befürchten, daß Papa oder Fräulein Arnold eingriffen und es wieder zu einem unerfreulichen Intermezzo käme.

Auch Wolfgang hegte dieselben Befürchtungen, und da er Olly keine Unannehmlichkeiten machen wollte und auch das Zwecklose seiner Bemühungen einsah, ließ er sie in Ruhe. Er hielt ihr verändertes Wesen ihm gegenüber nur für backfischartige Launenhaftigkeit und freute sich an Senta's gleichmäßiger Feiterkeit.

Aber als Olly unmittelbar nach dem Gesegete-Mahlzeit-Sagen in ihr Zimmer entweichen wollte, eilte ihr Wolfgang mit raschen Schritten nach. Auf der Treppe stellte er sie.

„Nun sage mal, Olly, was soll das kindische Schmolzen und Beleidigtun eigentlich! Habe ich mir unwissentlich irgendwie deine Ungnade zugezogen, dann bitte ich unterwürfigst um Verzeihung — aber verdirb mir die Stimmung nicht, Mädels, mit deinem ewigen Gefränksein!“ Wolfgang hielt ihr kameradschaftlich die Hand entgegen.

Olly übersah es. Sie kränzte schmerzlich die Lippe. Er hatte ihr mehr als die Stimmung verdorben, als er jenen Spottnamen für sie erfunden! Sie gab keine Antwort.

„Ich denke, wir sind Freunde, Olly, du warst doch sonst nicht so abstoßend zu mir! Du hast mir doch öfters bewiesen, daß du anders sein kannst — warum verstellst du dich heute?“

„Ich verstelle mich nicht, ich bin ehrlich, aber du — Sie verstellen sich!“ rief Olly mit flammenden Augen. Wolfgang Steinhardt tippte lachend auf seine Stirn.

„Du gast ja 'n Piepmatz, Olly!“ scherzte er mit der brüderlichen Offenheit, die er den Hildebrandtschen Kindern gegenüber stets an den Tag zu legen pflegte.

„Das verbitte ich mir!“ Das junge Mädchen war außer sich. „Überhaupt ich verbitte mir auch Ihr Du, ich bin bald siebzehn Jahre und will mich nicht mehr mit Ihnen duzen.“

„Ich mich aber mit dir.“ Wolfgang lachte ganz gemüthlich.

„Dann — dann — sind Sie von heute an Lust für mich!“ Ihre schwarzen Augen sprühten ihn zornig an, und — fort war sie.

„Du bist ein ganz unreifes Mädel!“ Das hörte sie gerade noch, ehe sie die Tür zuschlug.

Trotzdem Wolfgang Steinhardt die Angelegenheit als Kinderei betrachtete, war ihm der Sonntag gründlich verstimmt. Was hatte denn dieser Trostlopf bloß wieder? Sollten Vater und Geschwister am Ende doch recht haben, daß mit Olly kein Auskommen war? Sollte die Schuld wirklich nur an ihr liegen? Und doch . . . es schmerzte ihn, daß er ihr Vertrauen wieder eingebüßt hatte. Er hatte gehofft, Einfluß auf sie zu gewinnen und sie dadurch auch ihrer Familie näherzubringen.

Da stürmten Rudi, Senta und Herbertchen auf ihn los. Alle drei kamen sie, um den Fahrenslüchtigen zu einem gemeinsamen Gesellschaftsspiel zurückzuholen.

Wolfgang mußte heute ein Pfand nach dem anderen geben. Er war unaufmerksam. Ein Gedanke war ihm plötzlich gekommen. Sollte Senta nicht das Plappermäulchen gehalten und Olly etwa ihren Beinamen verraten haben? Das würde vieles erklären. Aber der Blondkopf hatte ihm doch Verschwiegenheit gelobt. Jedenfalls mußte er sie mal fragen.

Beim Pfänderauslösen, als Herbertchen ein kleines Goldmedaillon in der Luft herumschwenkte und rief: „Was soll der tun, dessen Pfand ich halt' in meiner Hand?“ fiel Wolfgang, der das Medaillon als Senta's Eigentum erkannte, schnell ein: „Eine Frage der Wahrheit gemäß beantworten!“

„Welche Frage?“ hieß es allgemein. Das Badfischchen brannte lichterloh vor Neugierde.

„Das wirst du schon erfahren.“ Wolfgang hüllte sich vorläufig in Stillschweigen.

Senta konnte kaum noch ruhig auf ihrem Stuhl sitzen. Sie zappelte vor Ungeduld, was es wohl sein könnte. Immer wieder versuchte sie es herauszubekommen.

Endlich war das Spiel beendet. Senta zog den Freund ins Bibliothekszimmer.

„Schieß los!“ drängte sie.

„Sieh mich mal an, Senta“, sagte Wolfgang ernst.

„Wäh!“ machte das Blondchen und ließ dabei sogar ihre niedliche Zunge sehen.

„Willst du mir meine Frage ehrlich beantworten, Kind?“

Kind — na, da hörte sich doch alles auf!

Wolfgang aber fuhr bereits fort:

„Sage mal, Sentschen, hast du vielleicht Oly etwas vom ‚häßlichen jungen Entlein‘ verraten, ich bin nicht böse, aber sage mir die Wahrheit, es würde mir vieles erklären.“

Das Badfischchen stand wie angedonnert.

„Was geht mich denn die dämliche Oly an, das lohnt sich, deshalb soviel Wesens zu machen!“ Sie wollte zur Tür hinaus. Denn diese Frage war ihr nicht gerade angenehm.

Wolfgang hielt sie an ihren blonden Gängezöpfen fest.

„Ich will die Antwort wissen, Senta“, bat er eindringlich.

„Au, du ziepst mich ja!“ Sie versuchte sich loszumachen.

„Hast du etwas verraten, Sentschen?“

„Ach, Unsinn.“ Mit einem schnippischen Knicks enteilte ihm das blonde Hexchen.

Senta wäre höchst erstaunt gewesen, wenn man ihr gesagt hätte, daß sie gelogen habe. Noch nicht einmal geschwindelt, kaum geflunkert, nur in geschickter Weise

hatte sie die gerade Antwort vermieden — das konnte ihr doch keiner verdenken. Senta hatte ein selbstzufriedenes Gemüt, sie fand immer eine Entschuldigung für sich, wenn sie ein Unrecht begangen, während Oly sich mit Selbstvorwürfen oft zerquälte.

Wolfgang Steinhardt war beruhigt. Er hielt Senta einer Unwahrheit nicht für fähig.

Der junge Ingenieur hatte auch kaum Zeit gefunden, noch weiter über die Launen eines unreifen Mädchens nachzudenken, denn der nächste Tag brachte große Aufregung in die Fabrik.

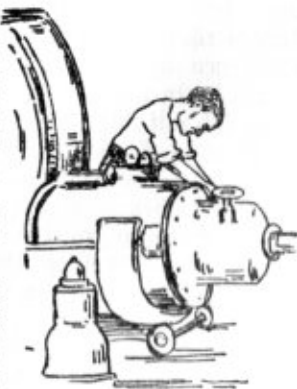
Die neue Maschine, die schon bei der ersten Aufstellung Schwierigkeiten verursacht hatte, sollte noch einmal in Betrieb gesetzt werden.

Papa hatte beim Essen davon gesprochen, und Oly, deren Interesse geweckt war, schlich sich heimlich zum Obstgarten. Von hier aus konnte sie einen Teil der Fabrikhöfe übersehen. Denn auf das Fabrikterrain selbst wagte sie sich nicht.

Man war geschäftig beim Werk. Eine große Zahl blaublauer Arbeiter und Monteure war mit der Aufstellung des eisernen Ungetüms bemüht. Auch die Ingenieure waren anwesend.

Zwischen den Edelobstbäumchen bemerkte Oly jenseits des Stachelzaunes zwei Arbeiterfinder. Sie blickten sehnsüchtig zu dem großen Apfelbaum herüber, den man noch nicht seiner Früchte beraubt hatte. Er trug Winteräpfel, die bis Ostern lagern konnten, und wurde stets als letzter geplündert.

„Kief mal, Maxe, die Menge Appell!“ sagte das kleine Mädchen und steckte in andächtiger Bewunderung den Finger in den Mund.



„Drüben hat der Wind ein paar runtergeschmissen, ob ist mal rüberflüge?“ Der Bruder sah die Schwester pfiffig an.

„Nee, Mäge, nee, deine Hosen!“ Die Kleine warf einen ängstlichen Blick auf den Stachelzaun. „Und wenn's Vater merkt, jibt's Dreschel!“ setzte sie noch hinzu, sah aber dabei nur um so begehrllicher zu den rotbädigen Früchten hinauf.

Ollly hatte zuerst nicht besonders auf die Kinder geachtet. Ihre Gedanken waren bei der neuen Maschine. Aber die sehnächtigen Kinderstimmen ließen sie aufhorden. Ein Lächeln zuckte um die Lippen des jungen Mädchens, ein seltener Gast in dem blassen Gesicht. Dann reckte es sich ein wenig, griff einen durch seine schweren Früchte tief herabhängenden Ast und hielt ihn über den Stachelzaun.

Die beiden Kinder wagten sich nicht zu bewegen. War es nicht wie im Märchen, in dem sich der Obstbaum selbst zu den armen, hungrigen Kindern herabneigt?

„Na, wollt ihr nicht pflücken?“ fragte Ollly freundlich, als sie jemals zu Hause sprach, über den Zaun herüber.

Da kam Leben in die beiden. Eins, zwei, drei war der kleine Bengel an dem Zaun emporgeturnt, und packte nun, soviel er nur greifen konnte, während das Schwesterchen in der geflickten Schürze den unvermuteten Apfelregen auffing.

Noch ein glückliches „Danke auch schön“, dann machten sie sich mit ihrer Beute aus dem Staube. Sie hatten die Straße noch nicht erreicht, da begegnete ihnen Senta. Das blonde Fräulein trug einen Tennisschläger und ein Netz mit Bällen.

Wohlerzogen machte das kleine Mädchen seinen Knicks. Dabei rollten ihr ein paar Äpfel aus der Schürze und gerade zu Füßen des Kommerzienrätstochterlein.

Dieses stand starr. Die Frechheit ging doch zu weit! Am hellen lichten Tage stahl man ihnen jetzt schon ihre Äpfel!

Mit drohend geschwungenem Tennisschläger vertrat sie den beiden den Weg. Anfassen mochte sie mit ihren weißen Händchen keine Arbeiterkinder.

„Wande ihr — ihr habt uns ja Äpfel gemaußt — sofort kommt ihr mit zum Herrn Kommerzienrat, der läßt die Polizei holen!“ rief sie.

Zweistimmiges Geheul antwortete.

„Wa haben nich jeklaut — nee, wahrhaftig nich!“ beteuerte der Zunge, während das kleine Mädchen unter Schluchzen hervorstieß: „Wat det Fräulein is, hat se uns ja selbst jegeben!“

„Welches Fräulein?“ Senta glaubte den Kindern nicht.

„Na, die Gähliche!“ Die Kleine dachte sich nichts weiter bei ihren Worten. So wurde ja Kommerzienrats Älteste allgemein in der Fabrik genannt.

Ollly, die auf das Geschrei herbeigeeilt war, hatte die letzten Worte des Kindes gerade noch gehört. Sie brannten ihr wie Feuer auf der Seele.

Das war der Dank für ihre Guttat!

Senta hatte die Kinder vorbeigelassen und wandte sich nun der jenseits des Zaunes auftauchenden Ollly zu.

„Ich werd's Papa sagen, wenn du dem Arbeiterpaf unsere besten Äpfel schenkst!“ rief sie, Streit anfangend.

Ehe Ollly noch antworten konnte, klang aus den Fabrikhöfen ein wüster Tumult herüber. Rufe — entsetzte Stimmen — aufgeregtes Durcheinander.

Um Gottes willen — war da etwas passiert? Ollly fühlte, wie ihr Herz vor Schreck im Schlagen aussetzte. Mit langen Schritten eilte sie den Höfen zu. Senta folgte langsamer.

Die durcheinandersprechende und hastende Arbeitermenge wich beim Anblick des jungen Fräuleins scheu auseinander. Ollly drang herzklopfend vor.

Ein Unglück — die neue Maschine hatte ihr erstes Opfer erheischt, ein Arbeiter lag in bewußtlosem Zustand, schwer am Bein verletzt, auf der Erde. Wolfgang Steinhardt und einige andere Ingenieure neigten sich schreckensbleich über ihn. Papa war noch nicht zur Stelle.

Ein Monteur brachte Wasser. Oly riß ihr Taschentuch heraus und legte es dem Bewußtlosen als Kompressse auf die Stirn. Senta, die inzwischen auch näher gekommen, lief weinend wieder zurück. Sie konnte kein Blut sehen.

„Bringt ihn in die Villa hinüber und holt den Arzt!“ sagte Oly zu den Umstehenden mit fester Stimme. Ein beifälliges Gemurmel antwortete. Man wußte es ja, das häßliche Fräulein hatte ein Herz für die Arbeiter.

Auch Wolfgang Steinhardt sah mit Staunen, wie tatkräftig das im Kreise der Thrigen stets gedrückte Mädchen hier auftrat. Da erschien der Kommerzienrat. Er war bleich wie seine Angestellten.

„Wer ist's — Schulz — o weh, einer meiner Besten, — das Auto — rasch, das Auto, ich fahre den Mann selbst ins Krankenhaus, hier tut schnelle Hilfe not!“ befahl er. Jetzt erst bemerkte er Oly.

„Was hast du denn hier herumzulungern, Mädel, überall bist du im Wege!“ Sein Schreck und seine Erregung kam gegen die Tochter zum Ausbruch.

Oly schlich sich scheu von dannen. Einige Minuten später raste das Auto der Stadt zu.

Die Gemüter der Arbeiterschaft beruhigten sich nicht so schnell. Neben dem Mitleid für den zu Schaden gekommenen griff Groll und Unzufriedenheit darin Platz. Die Leute murrten.

„Ins Krankenhaus — den Schwerbetrundeten erst noch transportieren — warum nicht in die Villa rüber, wie das Fräulein wollte — die Villa ist wohl zu vornehm für unsereins!“ so brummte man durcheinander. Die Arbeiter verkannten die gute Absicht ihres Brotherrn, der mit seiner Umsichtigkeit sofort den Ernst der Lage und die Notwendigkeit eines schnellen chirurgischen Eingriffs übersehen.

Wo die Saat der Unzufriedenheit und des Mißtrauens aber erst einmal Wurzel geschlagen, da schießt sie auch in unheilvoller Uppigkeit empor. Ob früher oder später!

7. Kapitel. Märchenbilder.

In der Kokoßovilla war die Aufregung natürlich groß.

Der Kommerzienrat brachte schlechte Nachricht mit heim. Das Bein des Ärmsten war verloren, es mußte abgenommen werden. Stumm und bekümmert lauschte man seinem Bericht. Nur Oly, die sonst stets teilnahmslos zu allem schwieg, machte heute den Mund auf und fragte: „Wird denn für den Mann und seine Familie gesorgt, wenn er durch uns arbeitsunfähig geworden ist?“

Der Kommerzienrat runzelte die Stirn.

„Das verstehst du nicht!“ sagte er.

Oly gab sich nicht zufrieden.

„Aber warum verstehe ich das nicht?“ fragte sie trotz der beschwichtigenden Blicke von Fräulein Arnold noch einmal.

„Herrgott, Mädchen, mußt du denn immer ein Aber haben — immer widerhaarig!“ brauste Papa auf. Dann wandte er sich zu Fräulein Arnold und Rudi: „Die Berufsgenossenschaft ist natürlich dafür haftbar, falls nicht eigene Unvorsichtigkeit nachgewiesen wird.“

„Vielleicht können auch wir unser Scherflein für den Unglücklichen beisteuern“, begann da Fräulein Arnold ein wenig zaghaft, denn sie wußte nicht, wie der Kommerzienrat ihre Worte auffassen würde. „Ich meine durch irgendein Wohltätigkeitsfest zugunsten des Armen. Am 3. Dezember hat Sentchen Geburtstag, da wollte sie so wie so ihre Freundinnen einladen — wie wär's, wenn wir lebende Bilder stellten und an alle Freunde und Bekannte Einladungen dazu verschicken würden? Zuletzt sammeln wir für den Verunglückten, und wenn der Wohltätigkeit keine Schranke gesetzt wird, kriegen wir sicherlich eine hübsche Summe zusammen.“ Fräulein Arnold hatte zum Schluß zu wieder mit ihrer sonstigen Sicherheit gesprochen, denn sie sah, wie sich des Kommerzienrats Mienen bei ihren Worten aufklärten.

„Famos“ — jubelte Senta los — „famos, lebende Bilder und nachher Abendbrot und Tanz!“ Sie war Feuer und Flamme für die Idee.

Bapa strich sich seinen Schnurrbart, er lächelte schon wieder über die Begeisterung seines Töchterchens und nickte der Hausdame beistimmend zu.

„Bravo, ich habe nichts dagegen, wenn auch ihr euer Scherflein dazu beitragen und euch in den Dienst der Wohltätigkeit stellen wollt. Nun seht nur zu, daß ihr auch hübsche Bilder herausfindet.“

Fräulein Arnold lächelte erfreut, Senta aber rief: „Und Tanzherren lade ich mir auch ein, au, fein wird's!“

„Wir könnten Bilder aus den griechischen Sagen stellen,“ meinte Rudi — „nee, Indianerbilder!“ überschrie ihn Herbertchen.

„Und eine Sektbowle muß es geben, ja, Papachen, bei Buschens gab's Erdbeerbowle!“ schmeichelte Senta gärtlich.

Ollly griff sich an die Stirn. Sie fühlte sich wieder fremd im Kreise der Jhren, sie verstand sie gar nicht. Ein Fest — Sektbowle, lebende Bilder — wie konnte man bloß an so etwas denken, wo solch schreckliches Unglück passiert war! Und all das wollte man um des Arbeiters Schulz willen arrangieren? Tanzen, wo er sein Bein eingebüßt hatte? Unsinn — Ollly sagte es sich voll Bitterkeit, amüsieren wollte Senta sich vor allen Dingen! Wäre es nicht gescheiter, Senta verzichtete auf die Geburtstagsfeier, die viel Geld kosten würde, und man gab diese Summe dem Armen?

Inzwischen erörterten die andern lebhaft die Frage, wen man zu den lebenden Bildern alles auffordern wollte. Senta setzte sofort eine lange Liste ihrer Freundinnen auf.

„Und du, Ollly, wen möchtest du dazu haben?“ wandte sich Fräulein Arnold, die Ollly nicht zurücksetzen mochte, an die Schweigsame.

Ollly machte ein Gesicht, als ob sie die ganze Sache nichts angehe. Sie schwieg.

Senta lächelte vielsagend . . . Ollly und Freundinnen!

Das ärgerte die Große. Trotzdem sie eben noch gegen das Fest gewesen, sagte sie, um zu beweisen, daß sie nicht ganz einsam dastände: „Ich möchte Rätchen Lehmann auffordern.“

Aber als sie es ausgesprochen, ärgerte sie sich noch viel mehr. Nun war sie sich selbst ungetreu geworden, nun hatte sie gemeinsame Sache mit Fräulein Arnold und Senta gemacht!

In der Schule verursachte der Unglücksfall und das bevorstehende Wohltätigkeitsfest bei Kommerzienrats begreifliche Aufregung. Man brüstete sich damit, mit Senta befreundet und zugezogen worden zu sein. Selbst auf Ollly fiel ein matter Abglanz des Ruhmes.

Als Rätchen Lehmann, die mit Senta nicht verkehrte, sich bei Ollly für die Einladung bedanken wollte, wies die sie schroff zurück. Sie wollte nichts sehen und nichts hören von all dem Rummel.

In der Moskovicilla dachte und sprach man jetzt eigentlich von nichts anderem.

Nach langem Hin und Her, Für und Wider, nach den abenteuerlichsten und unmöglichsten Vorschlägen hatte man sich endlich auf Märchenbilder geeinigt. Senta sollte als „Märchen“ zuerst die Gäste mit einigen Versen begrüßen und die Bilder einleiten.

Beim Sonntagnachmittagskaffee war's, als man endlich zum Resultat gekommen. Auch die Reihenfolge der Bilder war festgesetzt, nun handelte es sich nur noch um die Rollenverteilung.

Senta hätte am liebsten jede Rolle übernommen. Sie wollte Dornröschen sein, Schneewittchen und Aschenbrödel, aber bei dem Schneeflorentanz im letzten Bild „Frau Holle“ wollte sie natürlich auch mitwirken. Denn ihr Geburtstag war es doch!

„Mädel, du kannst dich doch nicht verbielfältigen“, lachte der Kommerzienrat, dem die Sache viel Spaß machte.

„Du mußt deinen Freundinnen, wenn du sie zum Mitspielen aufgefordert hast, doch auch etwas überlassen, Sentschen“, stellte Fräulein Arnold lächelnd vor.

„Und welche Rolle wird Ollly geben?“ fragte da Wolfgang Steinhardt, dem es weh tat, daß man die Älteste einfach überginge.

Ollly warf ihm einen feindseligen Blick zu. Wollte der sich über sie lustig machen?

Fräulein Arnold und Senta sahen sich ratlos an.

Was — Ollly sollte auch mitspielen, daran hatte man noch nicht gedacht. Man konnte sich doch die Bilder unmöglich durch ihren Anblick verderben!

„Ollly könnte vielleicht ‚Frau Holle‘ im letzten Bilde geben“, meinte Fräulein Arnold endlich, froh, einen Ausweg gefunden zu haben. Frau Holle konnte so garstig sein, wie sie wollte.

„Oder die Hexe in ‚Hänsel und Gretel!‘“ fiel Senta übermütig ein. Papa drohte ihr.

Um Olllys Lippen zuckte es. Aber sie beherrschte sich.

„Ich halte das Aschenbrödel, das zu Hause von den bösen Schwestern zurückgesetzt wird, für passender“, meinte Wolfgang Steinhardt. Trotzdem Ollly sich neulich so unliebenswürdig gegen ihn gezeigt, nahm er sich ihrer an. Unzufrieden sah er zu dem Blondkopf hinüber.

Senta ließ sich nicht so leicht ins Bodshorn jagen.

„Gaha, das Aschenbrödel“, lachte sie, „die Ollly das Aschenbrödel, welcher der kleinste Schuh paßt, die mit ihrer Elefantenspote — — —“

„Senta!“ unterbrach Papa sie jetzt mahnend.

Ollly hatte klirrend ihre Tasse fortgeschoben und sich erhoben. Alles Blut war ihr aus dem Gesicht gewichen. Sie empfand nicht die gute Absicht, die Wolfgangs Worten zugrunde gelegen, nein — vor allem hatte er sie mit ihrem Zurückgesetztwerden demütigen wollen. Es fauste und brauste in ihrem Kopf, sie wußte kaum noch, was sie tat.

„Wenn ich überhaupt bei den Märchenbildern mitspiele, gebe ich nur das häßliche junge Entlein!“ rief sie mit tränenheiserer Stimme, und da knallte auch schon die Tür hinter ihr ins Schloß.

Eine atembefleckende Stille trat nach diesen Worten ein.

Wolfgang Steinhardt war im ersten Augenblick aufgesprungen, als wolle er hinter dem jungen Mädchen her. Dann besann er sich und setzte sich wieder auf seinen Platz. Streng und vorwurfsvoll suchte sein blaues Auge das Senta.

Die aber tat ihm nicht den Gefallen, ihn anzusehen. Verwirrt und erschrocken hatte sie zuerst die elektrische Bronzefrone so eingehend betrachtet, als sähe sie dieselbe heute zum erstenmal. Dann aber begann sie auf Mord den vor ihr liegenden Zettel zu beschreiben, dabei war alles dummes Zeug, was sie da notierte. Diese Ollly — einen so gemein und jählings zu verflatschen!

Keiner wagte zu sprechen. Fräulein Arnold und die Brüder, die Olllys Spottnamen von Senta auch schon erfahren, sahen sich unsicher an. Der Kommerzienrat war der einzige, der die schwüle Situation nicht begriff.

„Ihr müßt Ollly nicht so arg aufziehen“, sagte er, „das Mädchen ist jetzt wieder schrecklich gereizt. Also wann findet die erste Probe statt?“

„Sobald als möglich, Papachen.“ Senta war glücklich, daß der Bann gebrochen. „Ein Better von Leutnant von Treuenfels ist Maler, ich habe ihn beim Tennis kennen gelernt, der will uns beim Stellen der Bilder behilflich sein.“ Ihre Worte überstürzten sich wie Wellen, die alles Vorangegangene davonspülen wollten.

Aber das gelang ihr nicht. Denn Wolfgang Steinhardt war zäh und eisern wie seine Maschinen, die er konstruierte.

„Senta, ich möchte dich sprechen“, sagte er aufstehend.

„Bitte.“ Sie blieb sitzen.

Er schwankte. Sollte er den kleinen Blondkopf hier vor den anderen blamieren? Wenn's der Kommerzienrat erfuhre, daß sie die Unwahrheit gesprochen, setzte es sicherlich selbst für seinen Liebling ein Donnerwetter ab.

„Willst du mir nicht einen Augenblick ins Nebenzimmer folgen?“

„Ne.“ Senta wagte noch immer nicht, den Freund anzusehen, aber sie gewann allmählich ihre Unverfroren-

heit zurück. „Ich habe jetzt Wichtigeres zu tun. Also Herbertchen ist der kleinste Zwerg im Schneewittchenbild. Rudi der Koch aus Dornröschen, und du, Wölfschen? Willst du den Königssohn geben, dann bin ich das Dornröschen.“ Mit ihrer ganzen Liebenswürdigkeit sah sie ihn halb bittend, halb siegesgewiß zum erstenmal wieder an.

Aber sie erschrak vor seinen strafenden Augen.

„Ich werde mich überhaupt nicht beteiligen, ich habe zuviel Arbeit in diesen Wochen!“

Senta biß sich auf die Lippen. Diese niederträchtige Ollly, das hatte die ihr eingebracht!

„Aber Herr Diplomingenieur,“ sagte da Fräulein Arnold mit sanftem Vorwurf, „das werden Sie uns doch nicht antun? Wir haben fest auf Ihre Hilfe gerechnet, Senta wollte Sie sogar bitten, ihr die Eingangsverse zu dichten, Sie sollen das ja so wunderschön verstehen.“

„Ich bedaure, diesmal nicht dienen zu können, Senta wird sich an einen anderen wenden müssen. Auch für heute bitte ich, mich zu entschuldigen, ich habe noch dringende Arbeit zu erledigen.“

„Lieber Wolfgang, Sie stürmen zu sehr auf sich ein, Sonntags dürfen Sie sich schon Ruhe gönnen“, meinte auch der Kommerzienrat.

Aber Wolfgang Steinhardt war heute nicht zu halten.

Senta überlegte, ob sie ihn nicht durch Bitten anderen Sinnes machen sollte? Mit Schmeicheleien hatte sie noch immer alles durchgesetzt. Sie geleitete ihn auf die Diele hinaus.

„Puh, was machst du für ein Gesicht, als ob du mich fressen wolltest! Sei doch wieder gut, Wölfschen, und verdirb mir nicht die Freude an meinem Geburtstag!“

„Tut es dir gar nicht leid, mich belogen zu haben?“ fragte er dagegen streng.

„Belogen — pfui — wie das klingt, ich habe einfach vermieden, dir die Wahrheit zu sagen“, lachte das Backfischchen leichtsinnig.

„Lüge bleibt Lüge — und an Ollly hast du auch

nicht gedacht, wie weh du ihr mit dem Spottnamen tun würdest!“ Wolfgang griff nach seinem Hut.

„Habe ich denn den für sie erfunden oder du?“ fragte Senta schlagfertig. „Also du spielst mit, Wölfschen?“ Wittend sahen die Vergißmeinnichtaugen zu ihm auf.

„Nein“, sagte er schroff.

„Na, denn nicht, du olle Tramsunzell!“ lachte das Backfischchen hinter ihm her.

Fast täglich fanden in der Rokovilla Proben statt, und besonders der Sonntag, wo es keine Schularbeiten gab, und auch die Herren frei waren, wurde dazu benutzt. Der regelmäßige Sonntagsgast blieb daher aus, um sich überraschen zu lassen, wie er sagte. In Wahrheit aber, um Senta zu bestrafen.

Das blonde Backfischchen empfand die Strafe nicht allzu tief. Es war Augenblicklich in seinem Fahrwasser. Von einer geradezu strahlenden Ausgelassenheit erschien es jedesmal. Denn die Proben waren „einfach himmlisch!“ Darüber gab es nur eine Stimme. Die Freundinnen zeigten Senta allenthalben ihre innige Liebe, die Herren machten ihr Komplimente, sie war der Mittelpunkt, wie sie es so sehr liebte. Ein Student hatte die Eingangsverse für das Märchen, mit denen Wolfgang sie zurückgewiesen, recht nett zusammengedreht.

Nach jeder Probe, wenn die Arbeit getan war, ging das Vergnügen los. Dann wurden Tische und Stühle zur Seite gerückt, Fräulein Arnold setzte sich an das Klavier, und man probte das Tanzvergnügen im voraus. Das war das Schönste!

Ollly hatte ihre Absicht, sich gänzlich fern von diesen Vorbereitungen zu halten, nicht durchführen können. Papa hatte kurz und bündig erklärt: „Ollly gibt das Schneewittchen, dazu paßt sie mit ihren schwarzen Haaren!“ Trotz Olllys Bitten, sie doch überhaupt nicht mitspielen zu lassen, trotz der leisen Einwendungen von Fräulein Arnold und der lauten Senta blieb es dabei.

Man hatte die Szene, in der das Schneewittchen aus dem Fenster schaut und die als Bäuerin verkleidete Stief-

mutter ihr den vergifteten Apfel reicht, während in der Ferne die heimkehrenden Zwerge sichtbar werden, herausgegriffen. Ollly, die in den Proben statt des noch nicht vorhandenen Fensters über die Stuhllehne schauen mußte, sah aus, als hätte sie den vergifteten Apfel bereits im Munde. Solch ein gallenbitteres Gesicht machte sie stets. Da war es kein Wunder, daß die Mädel und die Herren über das so wenig liebreizende Schneewittchen heimlich ihre Glossen machten. Ollly empfand es, dadurch wurde ihre Laune nicht besser.

Sobald das Tanzen losging, verschwand sie in ihr Zimmer. Es war durchaus ungehörig für die Tochter des Hauses, aber sie brachte es nicht über sich, mit im Walzer und Polka herumzuhopfen. Sie mußte dabei immer an den auf seinem Schmerzenslager liegenden Verunglückten denken.

Verschiedene Male hatte sie Papa schon gebeten, ob sie den Arbeiter Schulz nicht im Krankenhaus besuchen und ihm einige Erfrischungen mitbringen dürfe.

„Wenn Fräulein Arnold dich begleiten kann, habe ich nichts dagegen“, lautete die Antwort.

Aber so oft Ollly damit anfang, ob sie nicht heute den armen Kranken besuchen wollten, hatte Fräulein Arnold gerade immer etwas anderes vor. Immer wurde sie auf morgen vertröstet.

So machte sich Ollly eines Nachmittags, als Fräulein Arnold und Senta aus waren, kurz entschlossen allein auf den Weg. Heimlich, denn Papa hätte es nie gestattet, daß sie ohne Begleitung in diese hauptsächlich von der Arbeiterbevölkerung bewohnte Gegend ging.

Gern hätte sie dem armen Kranken ein Gläschen von den herrlichen Früchten, die Fräulein Arnold eingekocht, mitgenommen. Aber sie wagte es nicht ohne Erlaubnis. So kaufte sie von ihrem Taschengeld eine Büchse Erdbeeren und einen Maiblumentopf.

Sie hatte Glück. Das Birchowkrankenhaus war gerade an diesem Nachmittag für Besucher geöffnet. Der Lysolgeruch legte sich beklemmend auf die Brust des in Luxus und Reichtum aufgewachsenen jungen Mädchens,

als es die Krankensale der chirurgischen Station durchschritt.

Lauter Nummern über den Betten; endlich hatte Ollly die ihr angegebene erreicht. Bleich und angegriffen lag der Arbeiter Schulz in seinen Kissen. Beide Hände streckte er Ollly entgegen, als er sie erkannte.

„Das inädige Fräulein selbst — nee, die Ehre — id hab's ja immer jesagt, Kinder, hab' id jesagt, Fräulein Ollly, det is die Beste von Kommerzienrats!“ Man sah dem Mann seine Freude über den Besuch an.

„Wie geht's denn, Schulz, müssen Sie viel Schmerzen aushalten?“ fragte Ollly eigentümlich berührt. Das hatte ihr noch keiner gesagt, daß sie die Beste wäre. Sie selbst war vollständig davon überzeugt, daß sie überall die Schlechteste sei.

„Na, wohljetan hat's ja grade nich, wie sie mit unters Messer hatten, und mit die Fabrik, wo man alt und frau jeworden, is det nu ooch vorbei. 'n oller Stelzfuß bin id nu jeworden, grade noch jut genug, mit'n Leierkasten uff die Höfe rumzuziehen.“ Der Mann seufzte tief auf.

Ollly traten die Tränen in die Augen.

Sie griff wieder nach der schwieligen Arbeiterhand.

„Das sollen Sie gewiß nicht, Schulz, dafür lassen Sie meinen Vater sorgen, es gibt sicher in der Fabrik auch noch Beschäftigung, die Sie trotz Ihres Fußes ausüben können“, tröstete sie.

„Das Fräulein hat recht, Schulz, grämen Sie sich nicht über Ihre Arbeitsunfähigkeit“, sagte da eine Stimme hinter Ollly.

Die fuhr erschreckt herum — ein neuer Besuch — Wolfgang Steinhardt.

„Ich habe bereits mit dem Kommerzienrat darüber gesprochen, wir werden Sie als Mechaniker beschäftigen. Dazu brauchen Sie nur Ihre Finger und verdienen überdies ein schönes Geld“, fuhr der Ingenieur fort. „Tag, Ollly“, er wandte sich jetzt zu dem jungen Mädchen.

„Ich muß wieder nach Hause, gute Besserung, lieber

Schulz.“ Wie freundlich der herbe Mädchenmund mit dem einfachen Mann sprechen konnte.

„Willen, villen Dank, und ooch für die Erdbeeren und die schœnen Blümekens. Aber daß Sie selbst jekommen sind, war das Allersœhenstel!“ sagte der Kranke voll Dankbarkeit.

„Du bist doch nicht allein, Ollh?“ fragte Wolfgang Steinhardt, als das junge Mädchen mit kaum wahrnehmbarem Neigen des Hauptes an ihm vorüber wollte.

Sie schritt schnell weiter, ohne Antwort zu geben.

Der Ingenieur verabschiedete sich ebenfalls.

„Ein andermal bleibe ich länger, ich sehe mich bald wieder nach Ihnen um, Schulz — heute muß ich dafür sorgen, daß das Fräulein gut nach Hause kommt.“

Auf der Straße holte er Ollh ein. Ein nebelseuchter Herbsttag war es, es dunkelte bereits. Stumm gingen die zwei nebeneinander her, man hörte nur das Aufschlagen ihrer Schritte.

Wolfgang überlegte, wie er mit dem jungen Mädchen am schonendsten über das Vorgefallene sprechen könnte, Ollh dagegen, wie sie ihn am schnellsten los würde.

„Ich wünsche keine Begleitung“, sagte sie, plötzlich stehenbleibend, und sah dabei den Laternenpfahl an, als ob der ihr sein unerwünschtes Geleit aufgedrungen.

„Du kannst hier am Abend unmöglich allein gehen, weiß Papa und Fräulein Arnold von deinem Besuch?“

Ollh schüttelte den Kopf und setzte sich wieder in Bewegung. Sie ging so schnell, daß es Wolfgang nicht leicht wurde, Schritt zu halten.

„Es ist hübsch von dir, Ollh, daß du trotz eures Festes noch Zeit für den armen Mann gefunden hast, aber wenn man etwas Gutes tut, braucht man es nicht zu verheimlichen!“ Und da sie noch immer schwieg, fügte er mit erregter Stimme hinzu: „Ollh, sei doch nicht nachtragend, glaube mir, Kind, es hat mir selten etwas so leid getan!“

Wolfgang Steinhardt sprach die letzten Worte zu sich selbst. Denn die, an welche sie gerichtet, hatte sich in Trab gesetzt, sie ging nicht mehr, nein, sie lief.

Doch plötzlich machte sie erschreckt halt. Ein Trupp johlender Burschen war um die Ecke gebogen. Ollh war nicht gewöhnt, allein auszugehen, sie wagte sich nicht weiter.

Wolfgang hatte sie bereits erreicht, ruhig führte er sie an den singenden Burschen vorüber.

„Willst du mich nicht anhören, Ollh? Der schlimmste Verbrecher darf sich doch verteidigen.“ Er versuchte wieder zu scherzen. Aber als er ihr unbewegliches Gesicht sah, das junge Gesicht, das weit über ihre Jahre ernst erschien, sagte er leise: „Ollh, ich bitte dich — vergiß und vergib!“

„Vergessen — das — niemals!“ Wie ein Behlaut hatte es sich ihr von den Lippen gerungen.

Er sprach nicht mehr. Was sollte er denn auch noch sagen? Das harte Wort ließ sich nicht ungeschehen machen.

Kalt und untwirllich wehte es über die Gelände vor den Toren Berlins. Die beiden fröstelten in ihrem stummen Beieinander. Fabriksschote ragten gespenstisch aus dem Nebel heraus.

Am Gartentor machte Wolfgang Steinhardt halt. Schweigend zog er den Hut. Und schweigend ließ Ollh den getreuen Begleiter zurück — sie fand kein Dankeswort.

8. Kapitel.

Ein Wohltätigkeitsfest.

Der große Tag war herangefommen.

„Sechzehn Jahre“, sagte Senta zu sich selbst, als sie aufwachte, und griff nach dem kleinen Handspiegel, um festzustellen, ob sie heute nicht viel erwachsener aussähe. Aber da blickte dasselbe runde, rosige Gesichtchen



mit zerzausten Blondhaaren ihr entgegen wie sonst. Nur um einige Grade erwartungsvoller waren die Blauaugen.

Und sie hatten allen Grund dazu. Denn der Geburtstagsstisch, den Papa mit Unterstützung von Fräulein Arnold seinem Liebling aufgebaut, erfüllte jeden Wunsch der kleinen Eitelkeit. Sogar der heißersehnte Abendmantel aus hellblauem Tuch fehlte nicht.

Die größte Geburtstagsfreude aber wurde Senta heute von einer Seite, von der sie es am wenigsten erwartet. Ollly hatte lange geschwankt, ob sie der Schwester, die sich in der letzten Zeit ganz besonders unschwesterlich gegen sie gezeigt hatte, etwas zum Wiegenfest schenken sollte. Aber ihr gutes Herz siegte.

„Ich gratuliere dir“, sagte sie steif und errötend und legte ein weißes, weiches, frabbelndes Etwas mit einem himmelblauen Seidenschleifchen in den Arm des Geburtstagskinds.

„Murks!“ — schrie Senta beseligt auf, „mein süßer Murks!“ und sie küßte den kleinen Nachfolger auf die Nase mit dem schwarzen Fleck und auf die seideweichen Ohren. Dann aber, aus einem plötzlichen Impuls der Dankbarkeit heraus und aus dem Glücksempfinden, das solch ein sechzehnter Geburtstag mit all seinen Freuden erstehen läßt, redete sie sich auf die Beine und gab der fassungslosen Ollly ebenfalls einen Kuß.

„Ich danke dir vielmals, Ollly, ich freue mich am allermeisten mit meinem neuen Murks!“

Ollly vermochte kein Wort zu erwidern. Sie zitterte vor Erregung. Die plötzliche Liebesbezeugung der Schwester, bei der diese sich ebensomenig dachte wie bei ihren sonstigen Streitigkeiten, erschütterte das fein empfindende Mädchen in allen Fasern. Es fühlte sich reich belohnt für die Mühe, mit der es Murks' Doppelgänger ausfindig gemacht. Vielleicht wurde nun alles gut! Seit dem Verschwinden des kleinen Seidenpinschers hatte sich ja ihr Verhältnis zu Senta besonders zugeeignet.

„Das ist ein netter Gedanke von dir, Ollly“, lobte auch Fräulein Arnold, und der Kommerzienrat packte sie

sogar am Ohr: „Sieh mal an, Mädel, tut immer so duckmäuserig und schießt heute den Vogel ab mit ihrem Geschenk!“ Es tat weh, wie Pappas Hände, die gewöhnt waren, Eisen zu prüfen, sie am Ohrläppchen rissen. Aber Ollly hielt still, ganz still. Die erste Liebeskussung Pappas seit vielen Jahren! Es schien ein Glückstag heute zu sein!

Ja, es war ein Glückstag! Denn auch Rudi, der lehtthin nur das Notwendigste mit ihr gesprochen, schüttelte Ollly energisch die Hand. „Du bist ein anständiger Kerl, Ollly, daß du der Senta solche Freude gemacht hast!“ sagte er hastig, als ob er sich seiner Worte schämte. Aber Ollly erfüllten sie doch mit ungewohnter Befriedigung.

Die Klingel an dem mit pausbacigen Engelsköpfchen verzierten Portal der Roskovilla stand heute nicht still. Von früh an läuteten die Lieferanten für Küche und Keller Sturm. Dazwischen sah man herrliche Blumenarrangements tragen, die Tanzherren, die Senta eingeladen, sandten dem Geburtstagskinds ihren Gruß. Von einer regelrechten Gratulationscour am Vormittag mußte man der Schulkunden wegen Abstand nehmen. Denn trotz aller zärtlichen Vaterschwäche für Senta, das erlaubte der Kommerzienrat nicht, daß um des bevorstehenden Vergnügens willen auch nur eine Stunde der Arbeit versäumt wurde.

Fräulein Arnold verbielfältigte sich heute. Sie setzte ihre ganze Tüchtigkeit und Tatkraft ein. Jetzt war sie unten im Souterrain, um mit dem angemieteten Koch zu besprechen, wieviel Schüsseln von jedem anzurichten seien. Nun stand sie schon wieder in dem großen, eichenen Speisesaal und maß mit dem Zollstock ab, wie weit die Bühne gehen dürfte, die für die Märchenbilder aufgeschlagen wurde. Mit einem Auge überwachte sie das Tischdecken der Kellner, mit dem andern, daß die Kostüme für die Mitspielenden an dem richtigen Platz lagen. Und dazwischen hatte sie noch Zeit, mit Senta über jede Blumenpflanze zu jubeln und Herberthen von dem Riesenbaumkuchen, deren überzuckerten Rasen von seinen Tintenfingern Gefahr drohte, lachend zu scheuchen.

Trotz des glückverheißenden Morgens kam sich Oly heute so überflüssig vor wie sonst. Sie hätte gern mit zugegriffen, aber sie mochte es nicht von selbst anbieten. So saß sie, die älteste Tochter des Hauses, während man drunten nicht Hände genug zur Hilfe hatte, untätig in ihrem Stübchen.

Es graute ihr vor dem Abend und der Aufführung. Alle würden über sie lachen, wie in den Proben. Warum hatte Papa auch darauf bestanden, daß sie das Schneewittchen gab! So weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz! — haha, der reine Sohn! Das Schwarz war das einzige, was zutraf.

Für anmaßend würde man sie halten, ganz sicher!

Es pochte leise an die Tür, und gleich darauf wurde dieselbe geöffnet. Rätchen Lehmann steckte ihren Flachskopf herein.

„Oly, Menschenkind, wo vergräbst du dich denn selbst heute am Geburtstag; es ist Zeit zum Anziehen. Komm, ich will Ehre mit meinem Schneewittchen einlegen!“ Sie schlang den Arm um die Unbewegliche und schob sie lachend vor sich her.

Oly hatten die Proben, von denen sie zuerst so wenig wissen mochte, mehr gebracht als Senta, trotz deren Jugendlust. Oly hatte eine Freundin gefunden.

Rätchen war früher niemals zu Hildebrandts gekommen. Sie stammte aus bescheidenen Beamtenkreisen, und Senta pflegte nur die Mädchen einzuladen, die ebenso schöne Kindergesellschaften gaben wie sie selbst. Auch später suchte sie sich ihre Freundinnen von diesem Gesichtspunkt aus.

Gleich das erstemal, als Rätchen das vornehme Heim der Schwestern betrat, empfand sie es mit ihrem warmen Herzen, daß Oly zu Hause ebenso allein stand wie in der Schule. Das arme Mädchen — ohne Mutterliebe wuchs es auf! Rätchen selbst hatte ein liebes Mütterchen daheim, das ihr Kind zum Mitleid erzogen hatte.

Als Oly sich bei der ersten Probe zu Beginn des Tanzes davongeschlichen, ward nach einem Weilchen auch Rätchens Flachskopf unsichtbar.

„Was willst du denn von mir, geh doch zu den anderen tanzen!“ hatte Oly recht wenig liebenswürdig die Schulkameradin, die sie in ihrem Zimmer aufgesucht, empfangen. Aber Rätchen hatte nur den Kopf geschüttelt.

„Tanzst du denn auch nicht gern?“ Ganz erstaunt hatte es Oly gefragt.

„O doch!“ In Rätchens Augen hatte es fröhlich aufgeblitzt.

„Ja, was willst du denn aber hier oben bei mir?“

„Dir Gesellschaft leisten, daß du nicht ganz allein bist.“ Das warmherzige Rätchen sagte es, als ob dies ganz selbstverständlich sei.

Schweigend hatte Oly sie angesehen. Es gab jemand, der sein Vergnügen opferte, um ihr Gesellschaft zu leisten, ihr, die immer schroff und unfreundlich war! Und dann hatte sie plötzlich beide Hände Rätchens ergriffen und sie gepreßt.

„Von heute an bist du meine Freundin, Rätchen, das heißt, wenn — wenn —“ stoßend hatte Oly geschwiegen.

„Was für ein Wenn gibt es denn noch dabei?“ lachte Rätchen.

„Wenn ich dir nicht zu häßlich bin!“ Oly hatte es mit Überwindung hervorgestoßen.

Da aber hatte das Rätchen noch viel mehr gelacht. „Aber Mädel, das ist doch ganz wurscht, Mutter sagt, darauf kommt es gar nicht an, wie man aussieht, sondern nur, wie man inwendig ist!“

Oly hatte Rätchen unglaublich angesehen und den Kopf geschüttelt. Das wußte sie nun entschieden besser als Rätchens Mutter, es kam sehr viel darauf an.

Seit diesem Tage verband eine warme Freundschaft die zwei so verschiedenen Mädchen.

Wenn drunten in der Villa die Walzer- und Rheinländerklänge erschallten, saßen die beiden droben in dem traulichen Mädchenstübchen in eifrigem Geplauder. Oly war nicht gewöhnt, jemand ihr Herz zu öffnen. Aber mit der Zeit warf Rätchen doch manchen Blick in die verschlossene Seele der neuen Freundin, und sie erstaunte

über die Tiefe derselben ebenso wie über die Bitterkeit, die sich darin aufgespeichert. Sie nahm sich vor, Ollu sehr lieb zu haben.

Zu der Rolle der als Bauernweib verkleideten Stiefmutter im Schneewittchenbild, die keine übernehmen mochte, meldete sich Rätchen von selbst, nur, um mit Ollu zusammenzuspielen. Diese empfand es voll Dankbarkeit. Aber sie zeigte, daß sie auch ein Opfer bringen konnte. Sie hatte es wohl gemerkt, wie gern Rätchen tanzte. So zwang sie sich dazu, während der letzten Proben beim Tanzen unten zu bleiben, um die Freundin nicht des Vergnügens zu berauben.

Und siehe da — sie bemerkte plötzlich, daß ihr das „Rumgehops“, auf das sie immer verächtlich herabgesehen, ebenfalls Freude machte. Ihre Wadfishjahre machten ihr Recht geltend. Natürlich fühlte sich jeder der Herren verpflichtet, die Tochter des Hauses aufzufordern. Daher war ein Eigenbleiben von vornherein ausgeschlossen. Und wenn sie sich auch immer noch drehte, als ob sie einen Stoch verschluckt hätte, und wenn sie auch ein Gesicht dazu machte, als ginge es zu einer Veerdigung und nicht zum Galopp, sie lernte es doch, sich freier zu bewegen. Körperlich beim Tanze und auch geistig in der Unterhaltung. —

In den dunklen Dezembernachmittag blickte die Kokovilla wie ein Lichtschloß aus „Tausendundeine Nacht“. Unzählige Kerzen flammten auf und warfen ihren Strahlenschein bis in die schwarzen Fabrikhöfe hinein. Droschken, Equipagen und Autos rollten vor das Portal. Spitzen rieselten, seidene Gewänder rauschten, schön frisierte Frauenköpfe tauchten einen Augenblick in dem Lichtkreis der großen Vogenlampe auf.

An die kalten Eisenstäbe des Gartengitters preßten Arbeiterkinder neugierig ihre Näschen und begleiteten jeden vorfahrenden Wagen mit lauten „Oh!“ und „Au, fein!“ Aus den Fabrikfälen aber glitt manch mürrischer Blick der Väter zu der im Feiertagsgewande erstrahlenden Villa herüber. Da dachte man nicht daran, daß es ein Wohltätigkeitsfest war, das dort drüben be-

gangen wurde, sondern da hieß es: „Ein schöner Baken Geld geht heute wieder drauf, unsereins muß bald das ganze Jahr davon leben“ — „wir müssen uns schinden, und die da drüben verprassen es!“ und wie der auslehrende Groß gegen die, welche es besser hatten, sich sonst noch Lust machte. Die Saat der Unzufriedenheit und der Mißgunst, die an jenem Unglückstage in die Herzen gefallen, ging auf.

In den Garderobenräumen hinter der Bühne erklangen aufgeregte Mädchenstimmen, Lachen und Kreischen. Am lebhaftesten aber war es in der Frisierstube. Dort war des Jubelns kein Ende. Der Theaterfriseur, den man engagiert, hatte selbst seine helle Freude an den allerliebsten Gestalten, denen er mit seinen Perücken und Schminken den charakteristischen Ausdruck verlieh.

Senta war ein süßes Märchen. In dem flimmern-den Silbergewand mit gelöstem Blondhaar und glitzern-dem Diadem sah sie wirklich aus, als sei sie aus dem Reich der Feen entstiegen. Aber sie hatte keine Zeit, sich heute an ihrem Spiegelbild zu freuen. Das Geburtstagskind hatte Lampenfieber. In einer Ecke hinter der Bühne stand es und memorierte mit murmelnden Lippen immer wieder die Eingangsverse, die es zu sprechen hatte.

„Ich bleibe bestimmt stecken — soufflieren Sie bloß laut, Herr von Treuensels!“

Der junge Maler, ein Better des Leutnants, der zugleich Regisseur und Souffleur war, versprach lachend, sein möglichstes zu tun.

„Senta, komm bloß und sieh, wie Rudi als Hege in Hänsel und Gretel aussieht, ich sage dir, zum Piepen!“ Eine graziöse Schneeflocke, Irmgard von Buschen, zog die Freundin mit fort.

Sie sahen alle zum Piepen aus, nicht nur Rudi! „Zum Piepen“ war das neueste Wadfishschlagwort.

Der Leutnant mit der langen Lockenperücke glich mehr dem Großen Kurfürst als dem Dornröschenprinzen, fand Irmgards Spottmäulchen. Rudi als Hege wirkte allerdings sehr drastisch. Er trug bereits seinen Rock-

anzug unter dem Hexengewand, und die weißen Rockhosen lugten neugierig darunter vor. Frau Holle, dargestellt von einem Studenten, zeigte einen höchst schneidigen Schmiß, als ob sie droben im Wolkenreich mit Petrus ein kleines Renkontre gehabt hätte.

Bei jedem Neuhinzukommenden ging das Witzeln Lachen und Quiefen von vorn los. Die Zwerge mit ihren langen Bärten und gemalten Furchengesichtern waren kaum zu erkennen. Gänzel und Gretel, beide von Backfischchen dargestellt, wirkten wie Rippefiguren, und die Schar der Schneeflocken so duftig und zart, als könnten sie wirklich in Nichts zerfließen.

„Alles fertig, meine Herrschaften? Das Publikum ist versammelt, sechs Uhr vorbei, wir müssen anfangen“, erklang die Stimme des Regisseurs.

„Ach, einen Augenblick — bloß noch einen kleinen Augenblick!“ bibberte das aufgeregte Märchen.

„Ollh und Rätchen Lehmann fehlen ja noch“, wurde eine Stimme laut.

„Herrgott — ja, wo stecken denn die Unzertrennlichen bloß wieder?“

Hinter der Tür steckten sie, die vom Frisierzimmer in den Bühnenvorraum führte. Ollh war nicht zum Weitergehen zu bewegen.

„Ich traue mich nicht rein, ach, Rätchen, geht's denn nicht ohne mich — du sollst mal sehen, wie sie wieder flüstern und lichern werden, wenn ich so aufgeputzt daherkomme — es ist ja auch lächerlich von mir!“ Das Schneewittchen zeigte nicht übel Lust, zu entweichen.

Aber die kräftigen kleinen Hände des niedlichen Bauernweibes hielten fest.

„Du hast ja 'n Piepvögelchen, Ollh, ich sage dir, kein Mensch wird lachen! Augen werden sie machen, bildhübsch siehst du heute aus!“

„Bildhübsch — haha — pfui, Rätchen, das ist schlecht von dir, daß auch du dich über mich lustig machst!“

„Du wirfst es ja selbst sehen“, damit schob Rätchen energisch ihr widerstrebendes Schneewittchen über die Schwelle.

„Rätchen, zum Brüllen — zum Piepen siehst du aus — —“, aber die andere — — war das wirklich Ollh, das häßliche junge Entlein? Ja, hatte denn eine gütige Fee aus den Märchenbildern den unschönen Backfisch in ein holdseliges Schneewittchen verzaubert?

Keine gütige Fee, nur der Theaterfriseur hatte schuld an der Verwandlung.

„Bockshod — sind das Haare!“ sagte er schmunzelnd, als er Ollhs festgeflochtene Zöpfe löste, „schöneres Schneewittchenhaar kann man sich ja gar nicht denken.“ Und er packte die Perücke, die er für sie mitgebracht, wieder ein.

Ollh machte ein nicht sehr erbautes Gesicht. Sie war so durchdrungen von ihrer Häßlichkeit, daß sie selbst den fremden Mann im Verdacht hatte, ihrer zu spotten. Der aber ließ sich nicht stören. Er scheitelte ihr reiches Haar, das Ollh sonst straff aus der Stirn zu büirsten pflegte, daß es in weichen Wellen das schmale Gesicht einrahmte und ihr wie ein Mantel den Rücken herabfloß. Dann hantierte er kunstvoll mit Puderquaste und Schminke an ihrem Gesicht herum.

Ollh sah wie auf Nadeln. Mit niedergeschlagenen Augen, keinen Blick wagte sie in den Spiegel zu werfen.

„Gnädiges Fräulein Schneewittchen sind fertig — ganz famos — bitte, sich zu bewundern!“

Aber das Schneewittchen dachte nur daran, den Händen des Friseurs so schnell als möglich zu entinnen. Der Mann sah ihr kopfschüttelnd nach — ein junges Fräulein, das keinen Blick für ihr Spiegelbild hatte, das war ihm in seiner langjährigen Praxis noch nicht vorgekommen.

„Donnerwetter“ — sagten die Herren, als das Schneewittchen in den Kreis der Schauspieler trat. Die Damen aber sagten gar nichts, und das war die größte Bewunderung. Herrgott, wie hatte das häßliche junge Entlein es nur fertiggebracht, plötzlich so ganz anders auszusehen?

Die langen, eßigen Backfischglieder umschmiegte ein weißes, fließendes Gewand mit weichen Falten. Die roten Backen, die dem stets bleichen Gesicht angeschminkt waren, ließen es rund und jugendlich erscheinen. Da-

durch erschien die Nase, die das schmale Mädchenantlitz sonst beherrschte, durchaus nicht mehr zu groß, und der dunkle, wellige Scheitel gab ihr etwas Apartes. Und als sie jetzt hilflos und ängstlich die Augen hob, weil das erwartete Nicken und Flüstern ausblieb, da war man aufs neue überrascht. Wie dunkel und tief die Augensterne in dem heute rosigen Gesicht erstrahlten!

Das Klingelzeichen. Junge Herzen klopften schneller, der Atem ging gepreßter.

„Ich hab' den Anfang vergessen — ich weiß kein Wort mehr von allem“, jammerte das Märchen in höchster Aufregung.

Der Regisseur flüsterte ihm die Anfangszeilen zu und schob es aus dem Vorhang heraus auf das Podium.

Senta sah ein blendendes Lichtmeer vor sich, ein Wogen von blonden und braunen Locken, ein Funkeln und Blitzen von Brillanten. Gesichter unterschied sie vorläufig gar nicht. Aber nachdem sie den ersten Vers gesprochen, ebte der zum Gehirn anbrausende Blutstrom zurück. Ihre alte Sicherheit und Unbefangenheit kam ihr wieder.

Gott sei's getrommelt und gepfiffen — sie war nicht stedengeblieben!

Der reiche Applaus, der das allerliebste Märchen, das sich zur Führerin in die Märchenlande anbot, lohnte, ließ das Herz des Geburtstagskinds höher schlagen.

„Zum Piepen ist es auf der Bühne — ganz famos — ihr braucht gar keine Angst zu haben“, beruhigte sie die anderen, nicht viel weniger Aufgeregten.

Die Märchenbilder stiegen aus der Vergessenheit der Kindertage empor.

Der junge Maler hatte viel Geschick und Schönheitsförm bewiesen. Die Bilder waren meisterhaft gestellt. Der Primaner Rudi als Heze entfesselte wahre Lachstürme.

Aschenbrödel hatte das Unglück, den kleinen Schuh, den es gerade anprobieren wollte, fallen zu lassen, so daß das lebende Bild etwas zu lebendig wurde. Aber das schadete nichts, sondern hob im Gegenteil die Stimmung.

„Wie werden sie erst lachen, wenn sie mich sehen werden.“ Schneewittchen flüsterte es mit zuckenden Lippen, ehe der Vorhang sich auch vor ihrem Bilde hob.

„Nach' du lieber,“ das zierliche, kleine Bauernweib nickte ihr ermunternd zu, „Grund genug hast du doch dazu, wenn ich dir einen so schönen Apfel schenke.“

Da teilte sich der Vorhang — und das Unglaubliche geschah. Das Schneewittchen, das in den Proben stets ein wahres Menschenfressergesicht gemacht hatte, lächelte. Zwar über die Worte der Freundin, aber das wußte ja das Publikum nicht. Das redete nur die Gasse und klatschte Beifall.

Dreimal mußte das Schneewittchenbild aufgezogen werden, so begeistert war man davon.

„Nein, Herr Kommerzienrat, wie die Ony Ihrer verstorbenen Frau Gemahlin ähnlich wird, es ist fabelhaft!“

„Eine Schönheit, geradezu eine Schönheit wird das Mädel!“

„Sie können aber wirklich stolz auf Ihre Töchter sein!“ Von allen Seiten machte man dem Gastgeber Komplimente.

Papa saß starr. Der gewandte Mann vermochte kaum auf die lebenswürdigen Worte zu antworten. Er faßte sich an die Stirn — träumte er, oder war es Wahrheit? So — gerade so hatte seine frühverlorene Frau ausgesehen an jenem Abend, da er sie zuerst geschaut und von ihrem Liebreiz gefangengenommen wurde. Kamem die Toten wieder?

War es denn möglich, daß Ony, bei deren Anblick er sich oft innerlich befragt, wie er zu solch einer unschönen Tochter käme, der teuren Verstorbenen, die allgemein für eine Schönheit gegolten, gleich? Wo hatte er nur bisher seine Augen gehabt?

Im Schlußvers bat Senta mit lebenswürdiger Schelmerei, den Dank für das Gebotene in klingender Münze für einen armen, verunglückten Arbeiter abzustatten. Mit einer Sammelbüchse bewaffnet, stieg sie nun von der Bühne herab und machte die Runde.

Man umringte das Geburtstagskind. Man beglückwünschte es zu seinem Erfolge und zu seinen sechzehn Jahren. Es regnete Blumen und Bralines. Das eitle Badsfischchen strahlte. Aber es regnete auch Silber und Gold in ihre Büchse, sogar blaue Scheine wurden hineingeschoben. So kam Senta auch zu Wolfgang.

„Na, noch immer schuß, Wölfschen?“ Sie lachte, daß die weißen Zähne bligten.

„Ich gratuliere dir schön, Senta, und hier mein Geburtstagsgeschenk!“ Er legte ein Büchlein in ihre Hand. „Grillparzers gesammelte Werke“ prangte mit Goldlettern darauf. Neugierig schlug das Badsfischchen es auf.

„Weh dem, der lügt!“ Das war die erste Überschrift, auf die ihr Blick fiel.

„Du Scheusal!“ Mit einem Knall machte Senta das Buch zu und dem Freund, unbekümmert um die Umstehenden, eine lange Nase.

Der lachte herzlich hinter ihr her. Der Friede zwischen den beiden war wieder geschlossen.

„In Kostümen bleiben — die Schauspieler müssen in ihren Kostümen bleiben!“ Von allen Seiten war der Wunsch laut geworden.

Die jungen Darsteller kamen gern nach. Erstens war es viel fleidsamer, zweitens lustiger, drittens wagten selbst die Schüchternen dadurch, mehr aus sich herauszugehen.

Schneewittchen wollte sich durchaus umziehen. Alles Betteln Rätchens, doch den einheitlichen Charakter nicht zu stören, nützte nichts. Ollly, der es schon peinlich genug gewesen, sich auf der Bühne in diesem Aufzuge zeigen zu müssen, schämte sich tot.

„Ich kann doch unmöglich mit der offenen Löwenmähne herumlaufen, wenn so viele Menschen da sind, und das Kleid sieht aus wie ein Nachthemd!“ Dabei blieb sie.

Der Kommerzienrat kam hinter die Bühne, um den liebenswürdigen Schauspielern seinen Dank auszusprechen.

Neben Ollly, die sich gerade in die Garderobe zurückziehen wollte, blieb er stehen.

„Als ob zwanzig Jahre wieder entschwinden wären!“ murmelte er.

Warum sah Papa sie denn so merkwürdig an? Sollte er nicht sogar eine Träne im Auge? Papa, der immer lachend von sich zu behaupten pflegte, er wäre so hart wie sein Eisen?

Es ward Ollly ganz beklommen zumute.

Da strich Papa ihr leise über die dunkle Haarpracht, die ebenso weich und üppig herabflutete wie bei ihrer Mutter. Und dann, als schäme er sich seiner ungewöhnlichen Zärtlichkeit, schlug er plötzlich einen polternden Ton an:

„Kannst du nicht immer solch freundliches Gesicht machen, du dummes Mädel?“

Aber Ollly klang die rauhe Stimme des Vaters wie himmlische Sphärenmusik in die Ohren.

War es denn möglich — war es denkbar, daß sie heute nicht so abschreckend häßlich aussah wie sonst?

Was all die Versicherungen und Bitten der Freundin nicht vermocht, das bewirkten Papas polternde Worte. Ollly blieb im Kostüm. Zärtlich fast strich sie an dem eben noch als „Nachthemd“ geschmähten Schneewittchenkleid herab, war es doch sicher die Ursache, daß das häßliche junge Entlein heute etwas weniger häßlich erschien.

Die Damen, die früher zu Mamas Lebzeiten viel in die Moskovilla gekommen, richteten freundliche Worte an die älteste Tochter des Hauses. Die Herren scherzten mit ihr.

Ach, hätte sie nur ein kleines bißchen von der Liebenswürdigkeit und Unbefangenheit Sentas gehabt! Keinen Ton wagte sie, die stets Vergessene und Zurückgebliebene, auf all die gutgemeinten Anreden zu erwidern. Stumm und steif, hilflos und verlegen stand das große Mädel da.

Nur als eine ältere Dame zu ihr meinte: „Es ist geradezu frappierend, Ollly, wie ähnlich Sie der seligen Mama jetzt werden“, vergaß sie ihre Schüchternheit.

„Ist das wahr — ist das wahrhaftig wahr?“ stieß sie hervor, ohne daran zu denken, daß in diesem Zweifel ihrerseits eigentlich eine Ungezogenheit liege.

Aber da war etwas in den schwarzen Augen des jungen Mädchens, etwas so bang Fragendes und gleichzeitig dabei Glückverklärtes, daß die Dame ihr unmöglich böse sein konnte.

„Gerade so hat Ihre Mama als junges Mädchen ausgesehen, nur etwas voller war sie wohl!“ wiederholte sie noch einmal, mit dem schön frisierten grauen Haupte nickend.

Das, was Oly nicht einmal in ihren geheimsten Gedanken zu denken gewagt, das hatte eine andere jetzt ausgesprochen. So ruhig und selbstverständlich, als sei es das natürlichste Ding der Welt, daß sie, das häßliche junge Entlein, mit ihrer vergötterten schönen Mama Ähnlichkeit habe!

Oly hörte nicht mehr, was die übrigen zu ihr sagten. Sie war wie betäubt von dem einen sie beseligenden Empfinden.

Inzwischen waren mit märchenhafter Geschwindigkeit in allen Räumen „Tischlein deck dich“ erstanden.

Heute blieb Oly nicht sitzen. Der lustige Student, der als Frau Holle umherlief, entführte das Schneewittchen sogleich in sein Wolkenreich, wie er sagte. Auch Rätchen Lehmann nahm mit dem Regisseur, dem jungen Maler, an dem für vier Personen gedeckten Tischchen Platz.

So hätte man eine höchst fidele Ecke bilden können, wenn Oly es nur verstanden hätte, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Daß sie nicht schlagfertig auf alles eine ulfige Antwort zu geben wußte, wie zum Beispiel Senta und Irmgard von Buschen, hätte nichts geschadet. Rätchen Lehmann verstand das ja auch nicht. Aber die Freundin verstand etwas anderes — Rätchen konnte lachen, so jung und herzerquickend, daß ihr Tischherr, ob er wollte oder nicht, jedesmal mit einstimmen mußte. Rätchens Lachen wirkte ansteckend.

Auch auf Oly verfehlte es nicht ganz seine Ansteckungskraft, aber in dem ernstesten Mädchenantlitze nahm sich das Lachen merkwürdig genug aus, als ob das Verziehen des Gesichts ihr selbst weh täte.

„Fräulein Schneewittchen ist nicht nur so weiß wie Schnee, sondern auch so kühl wie Schnee — trotzdem das doch eigentlich mein Privileg ist“, scherzte Frau Holle, da sich das Schneewittchen still und in sich gefehrt zeigte.

Olys schwerfällige Natur konnte sich nicht so schnell von dem, was sie mit einem Übermaß von Glück erfüllt, freimachen. Während der Student zu ihr sprach, hörte sie immer noch die Worte jener alten Dame.

Und neben dem unaussprechlich Frohen fauerte in ihrer Seele noch etwas — ganz hinten in einer Ecke. Es wagte sich nicht recht hervor neben dem seltenen Gast, dem übermäßigen Glücksempfinden, aber es war doch da. Das war der quälende Gedanke: „Alle sind heute zu dir gekommen und haben dir etwas Freundliches gesagt, nur Wolfgang Steinhardt nicht!“ Der hatte sie nur steif und höflich begrüßt, wie das seine Pflicht als Gast des Hauses war. Daß sie selbst ihm auf jenem gemeinsamen Heimweg die Möglichkeit zu dem früheren freundschaftlichen Einvernehmen abgeschnitten, war das Quälendste daran.

Neben der Schneeflocke Irmgard von Buschen saß er drüben an demselben Tisch mit dem Dornröschen und ihrem Königssohn. Ab und zu fühlte Oly, daß sein Blick zu ihr herüberging — dann sah sie schnell in die entgegengesetzte Ecke.

Fräulein Arnold zeigte heute ihr Talent. Ihr kaltes Büfett machte ebenso Furore wie ihre gewandt lebenswürdige Art als Empfangsdame des Hauses.

So schnell wie die Tischlein aufgetaucht, waren sie auch wieder verschwunden. Denn nun ging das „Lämmerhüpfen“ los.

Auch die Alten tanzten mit, wenigstens die Lourentänze. Das Geburtstagskind glühte — ein so schönes Wiegenfest hatte es noch nicht gefeiert. Es war ein hübsches Bild, wie sich die bunten Märchengestalten da im Walzer wiegten.

Trotzdem Schneewittchen schlecht tanzte, gehörte sie heute doch zu den begehrten Tänzerinnen. Ganz erschauert lehnte sie in einer Palmenecke des Wintergartens neben Rätchen, um ein wenig von dem ungewohnten Trubel auszuruhen.

„Ist es eigentlich nicht unrecht,“ meinte sie sinnend, den lustigen Tanzweisen lauschend, „daß wir hier uns amüsieren, während der arme Schulz noch immer auf seinem Schmerzenslager liegt?“

„Na, erlaube mal, es ist doch Senta's Geburtstag heute, das ist doch ein Freudentag“, erwiderte Rätchen ganz erstaunt.

„Ja, aber —“ Ollly gab sich nicht so schnell zufrieden — „sieh mal, sie nennen es doch Wohltätigkeitsfest. Findest du das wohlthätig, wenn man hauptsächlich für das eigene Vergnügen sorgt?“

Rätchen legte die Stirn unter dem Flachshaar drollig in Falten und dachte angestrengt nach.

„Du hast ja nicht ganz unrecht,“ gab sie dann zu, „aber weißt du, meine Mutter sagt immer, die Jugend hat auch ihr Recht. Und es ist doch sicherlich besser, man ist vergnügt, als —“

„Als so unausstehlich, wie ich es bin, das wolltest du doch sagen, nicht?“

„Pfui, Schneewittchen, habe ich das um dich verdient?“

Ehe Ollly noch antworten konnte, stöberte der junge Maler die Freundinnen auf und entführte seine Tischdame triumphierend zum Tanz.

Ollly blieb allein.

Der Wintergarten war durch Palmen und Blattpflanzen in verschiedene Nischen geteilt. In jeder standen bequeme Stuhlmöbel. Darüber schaukelten malerisch bunte Lampions.

Es war ein beliebter Ort zum Ausruhen, aus allen Nischen lachte und sicherte es.

Da hörte Ollly unweit ihres lauschigen Plätzchens Senta und Wolfgang, die beiden Stimmen, die ihr vor kurzem das größte Weh in ihrem Leben zugefügt.

„Also wenn du von nun ab immer hübsch die Wahrheit sprechen wirst, will ich dir nicht mehr böse sein, Senta.“ Helles Mädchenlachen.

„Oller Bedant, ein bißchen Schwindeln und Pluntern, das rechnet man doch nicht gleich unter Lügen. Aber du bist in der letzten Zeit mächtig mopfig geworden, Wölffchen, wie so'n oller Hagestolz. Leutnant von Treuenfels ist viel netter als du!“

Wolfgang Steinhardt schien sich köstlich zu amüsieren.

„Mit fast sechsundzwanzig Jahren hat man doch auch das Recht, ein alter Hagestolz zu sein. Also der Leutnant gefällt dir besser als ich?“

„Ja, viel besser, der hat mir heute schon so und so oft gesagt, wie entzückend ich als Dornröschen aussehe, und du, Brummbar, noch kein einziges Mal!“

„Dornröschen, Ihr seid die Schönste hier, Doch Schneewittchen über den Bergen Bei den sieben Zwergen Ist noch tausendmal schöner als Ihr!“

Die eben noch lachende Männerstimme klang mit einem Male ganz ernst.

„Quatsch mit Soße — aber unglaublich anständig sieht die Ollly heute aus, nicht? — So, nun wollen wir Boston tanzen.“ Das Geburtstagskind hüpfte davon. Wolfgang folgte.

Ollly aber blieb herzklopfend zurück. Wieder hatte sie ein Gespräch der beiden belauscht. War es nicht, als ob Wolfgang durch seine heutigen Worte die grausamen von neulich wieder gutgemacht hatte? Nein — nein, sie konnte es trotzdem nicht vergessen, was er ihr angetan, und dann — er hatte heute ganz sicher nur Spaß gemacht.

Warum forderte er sie bloß zu keinem Tanze auf, wie es doch eigentlich seine Pflicht war? Ob er es nicht wagte? Sie hätte natürlich gedankt, aber daß er es überhaupt nicht dazu kommen ließ, verstimmte sie.

„Da bringe ich dem Schneewittchen die Stiefmutter zurück.“ Der Maler führte ihr das erschauerte Rätchen wieder zu.

„Das Schneewittchen wird am Ende bald eine andere Stiefmutter bekommen“, eine vorübergehende Dame hatte es ganz leise einer andern zugeflüstert.

Aber Oly's feines Ohr fing es auf.

Sie sah wie erstarrt. Wie vor den Kopf geschlagen.

Rein, lieber Gott — das war doch nicht möglich, in die Stelle, die Mama, ihre innigstgeliebte Mutter, innegehabt, konnte doch keine Fremde rücken! Aber Papa war noch ein schöner, stattlicher Mann, er durfte sich mit den Jüngsten messen! Er ging viel in Gesellschaften, konnte man es denn wissen, ob er nicht am Ende daran dachte?

Rein — nein — das war ja alles dummes Zeug — bloßer Klatsch!

Oly wehrte sich gegen diesen entsetzlichen Gedanken.

Aber die trohe Laune und die Freude an dem Feste war ihr gestört.

Noch einem wurde die Freude an der Geburtstagsfeier recht gründlich gestört, das war der kleinste Zwerg. Ob Herbertchen seiner roten Nase, die ihm der Friseur angeschminkt, Ehre machen wollte, genug, er tat sich an der Sektbottle etwas zu gütlich. Rudi mußte ihn in bejammerndem Zustande ins Bett befördern.

Lange nach Mitternacht ging die animierte Gesellschaft mit begeistertem Dank auseinander. Es war gut, daß der nächste Tag ein Sonntag zum Auschlafen war.

Die Kommerzienratsvilla, die noch vor kurzem mit vielen strahlend hellen Fensteraugen in die Dunkelheit hinausegeschaut, lag still und verschlafen da. Alles schlummerte, selbst das Geburtstagskind war, ein seliges Lächeln um die Lippen, bald eingeschlafen.

Nur zwei fanden keinen Schlummer. Der eine war der neue Murks, der sich in der fremden Umgebung wohl noch nicht recht behaglich fühlte, wenigstens heulte er herzbrechend.

Die andere war Oly. All das, was der Abend gebracht, ging ihr im Kopfe herum. Aber woran sie auch dachte, es war keine reine Freude.

„Ich habe mit Mama Ähnlichkeit“, wollte es in ihr

jubeln, aber gleich wieder meldete sich eine andere Stimme: „Mit meiner Mama, die möglichenfalls durch eine Stiefmutter verdrängt werden soll!“

Da machte es Oly wie der neue Murks. Sie heulte ebenfalls herzbrechend.

So endigte der so schön begonnene Tag.

9. Kapitel.

Die neue Mutter.

Kurze, kalte Dezembertage folgten. Grau und unwirtlich. Nur einmal durchleuchtet von hellem Weihnachtschein.

Der Regen sprühte gegen die Scheiben, der Wind heulte im Ofen, an manchem Tag mußte man in den Fabrikhallen, in den Bureaus und in der Rosokovilla von früh bis abends Licht brennen.

Graue Tage bringen graue Laune. Die Märchenstimmung, die vor kurzem die Räume heiter durchstrahlte, war längst verflogen. Das Schneewittchen war wieder zum Aschenputtel geworden, grau und unansehnlich wie alles jetzt in diesem trüben Dezemberlicht. Kein Mensch dachte mehr daran, daß es sich für einen Abend als schöne Prinzessin im Reigen gedreht.

Wirklich keiner?

O doch! Von dem langen Zeichentisch, der über und über mit Blättern, Zirkeln und Reißschieben bedeckt war, flog ab und an ein Gedanke zu dem Märchenabend zurück.

Dann ertappte sich Wolfgang Steinhardt wohl plötzlich bei der Frage: „Wäre es nicht möglich, daß aus dem häßlichen jungen Entlein doch noch einmal ein stolzer, weißer Schwan werden könnte?“

Wenn er dann aber am Sonntagmittag Oly wieder am Tische sitzen sah, einsilbig und mißmutig, blaß, schmalwangig und elend aussehend, das weiche, schwarze Haar stramm aus der Stirn gebürstet, dann schüttelte er unwillkürlich den Kopf. Rein — nie — nie würde aus

dem häßlichen jungen Entlein etwas anderes werden! Selbst wenn sie jemals besser aussehen sollte, ihre Unliebenswürdigkeit und ihr abstoßendes Wesen würden dem Gesicht immer den Stempel aufdrücken.

Auch Papas Auge irrte bei den gemeinsamen Mahlzeiten jetzt öfter zu seiner ältesten Tochter hinüber. Dann griff er sich unwillkürlich an die Stirn. Wie hatte er nur jemals auf die absurde Idee kommen können, Oly gleiche seiner verstorbenen Frau! Ein Märchenfobold mußte ihn an jenem Abend geißelt haben — konnte man Licht und Schatten miteinander vergleichen? Ja, aber hatten andere es ihm denn nicht auch gesagt? Und Papa schüttelte seinen Kopf gerade so wie Wolfgang Steinhardt.

Fräulein Arnolds Schönheitsfuss machte sein Recht geltend. Sie wußte jetzt, daß Oly anders aussehen konnte, nun verlangte sie das auch von ihr. Ja, sie hielt es geradezu für Widerspenstigkeit von dem Mädchen, wenn es so blaß und unlustig dreinschaute, wenn es durchaus nicht leiden mochte, daß weder das Hausmädchen noch sie, Fräulein Arnold, die doch Mutterstelle an den Kindern vertrat, ihm das Haar fleidsamer aufsteckte. Wenn es sich in ungezogenem Ton gegen jede Verschönerung wehrte. Da ließ Fräulein Arnold das undankbare Mädchen laufen und schüttelte ebenfalls ihren Kopf.

Die, der all dies Kopfschütteln galt, vermied selbst ängstlich jedes Rückertinnen an das schöne Märchenfest. Die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, die sie damals mit Entzücken erfüllt, hatte die graue Dezemberlaune zu etwas Alltäglichem, Gleichgültigem herabgedrückt. Warum sollten schöne und häßliche Menschen denn nicht Ähnlichkeit miteinander haben?

Wolfgangs Schneewittchenspruch, den sie gleich nicht für Ernst gehalten, nahm im Verhältnis zu dem Abnehmen der Tage auch an Wahrscheinlichkeit ab: Scharfe, beißende Ironie blieb nur davon übrig.

Das aber, was ihre junge Seele damals in ihren Grundtiefen erschütterte, die Möglichkeit, daß Papa seinen Kindern eine neue Mutter geben könnte, diesen Gedanken schob sie mit aller Energie von sich. Sie wollte

nicht mehr an das Wohltätigkeitsfest denken, nur um jener marternden Vorstellung nicht wieder zu begegnen.

Es war ja heller Unsinn!

Trotzdem hatte Oly nicht die Gewalt über sich, daß ihr dunkles Auge nicht ab und zu bang fragend an Papas schönen Zügen hing. Begegnete der Vater einem dieser gequält forschenden Blicke, dann wandte Oly das Auge scheu zur Seite, wie der Dieb, der sich auf seinen Schleichwegen betroffen fühlt.

Sie nahm jetzt dann und wann am Gespräch teil. Sie fragte den Vater, wenn er abends in Gesellschaft gewesen, nach dieser und jener Dame, die vielleicht in Betracht kommen konnte. Aber die harmlose Art, mit der Papa Auskunft gab, sie höchstens wegen ihrer Neugier aufzog, zeigte ihr deutlich, daß sie auf falscher Fährte war. Und dann schämte sie sich wieder grenzenlos, daß sie ihrem heimlich verehrten Papa mißtraute, ja, ihn in Gedanken geradezu umlauerte. Das war unvornehm, unwahr, wie sie es sonst niemals zu sein pflegte.

Oft dachte sie, das einfachste, natürlichste und ehrlichste wäre es, Papa die Äußerung jener Damen zu erzählen und ihn zu fragen, ob etwas daran wäre. Aber im nächsten Augenblick schien ihr solches Tun ungeheuerlich. Niemals würde sie den Mut zu dieser inhaltschweren Frage besitzen! Wie durfte sie es überhaupt wagen, Papa mit etwas Derartigem zu kommen! Der tiefe Riß, der sie von dem Vater trennte, zeigte sich in solchen Momenten besonders klaffend.

So quälte sich Oly mit dunklen Gedanken durch die dunklen Regentage.

Sie machte keinem Menschen Mitteilung von dem, was sie bedrückte. Wieviel leichter wäre es gewesen, wenn sie gemeinsam mit Senta die Bürde der schweren Gedanken geschleppt hätte. Die Schwester war doch gerade so beteiligt wie sie selbst, vielleicht wußte auch Senta, die mehr in der Welt lebte, mehr herumkam und herumhörte, ihr Näheres darüber zu berichten.

Trotzdem schwieg Oly. Der Geburtstagsfuß, den die Schwester ihr damals impulsiv gegeben hatte, war

längst von häßlichen, kleinlichen Streitereien wieder ausgelöscht worden. Ollly, die von Herzen gehofft hatte, daß der neue Murks durch sein Erscheinen sie der Schwester näherbringen sollte, sah mit Schrecken, daß sich, ganz im Gegenteil, sein rosenrotes Schnäuzchen als Zankapfel zwischen sie schob.

Senta war eifersüchtig. Grenzenlos. Denn Murks der Zweite, der doch ihr geschenkt worden war, der ihr ganz alleiniges Eigentum sein sollte, er erkannte durchaus nicht die Herrin in ihr an. Ja, er sträubte sich gegen ihre Liebkosungen, knurrte und zeigte seine spitzen, weißen Zähne.

Eine alte Bauernregel pflegt zu sagen, daß ein Hund denjenigen als seinen neuen Herrn ansieht, der ihm zum erstenmal in der fremden Umgebung sein Futter reicht. Dieses Wort schien Murks' Wahlspruch zu sein. Denn trotz aller zärtlichen Schmeicheleien Sentas hielt er sich getreulich an Ollly, die ihn kaum beachtete. Er saß neben ihr bei den Mahlzeiten, sah sie schwanzwedelnd an, ob sie ihn nicht bedachte, und soviel auch Senta „Murks — hierher, Murks!“ rief und ihre Worte durch emporgehaltene Federbissen unterstützte, Murks strafte sie mit Nichtachtung. Er wich und wankte nicht von seinem Platz.

Das verwöhnte junge Menschenkind, das überall die erste Rolle zu spielen pflegte, sah sich zum erstenmal ver schmächt, zurückgedrängt von einer andern. Und diese andere war noch dazu das häßliche junge Entlein!

Sentas Enttäuschung und Empörung über Murks' widerspenstiges Betragen kam gegen Ollly zum Ausbruch. Sicher hatte die Schwester den Seidenpinscher vorher abgerichtet, nur um sich an ihrem Ärger zu weiden.

Unter solchen Verhältnissen konnte Ollly allerdings nicht daran denken, Senta zur Vertrauten ihrer geheimen Gedanken zu machen. Einige Male hatte sie auch überlegt, Rudi einzuweißen und ihn um seine Meinung zu befragen, aber ein scheu mädchenhaftes Gefühl hielt sie davon zurück. Auch sah sie Rudi jetzt nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten, er arbeitete voll Fleiß auf das

bevorstehende Abiturientenexamen hin und benutzte jede Minute zur Wiederholung.

Ihre Freundin Rätchen Lehmann aber an ihren Befürchtungen teilnehmen zu lassen, das brachte Ollly in ihrer verschlossenen Art noch viel weniger fertig. Trotzdem die Gemeinschaft zwischen den beiden Mädchen sich von Tag zu Tag vertiefte, es gab eine Grenze, vor der Olllys Vertraulichkeit, aller Bockfischart zum Trotz, halt machte.

Der Verkehr mit Rätchen war der einzige Lichtblick in all diesem Regengrau. Nachdem Ollly das gemütliche, vom liebevollen Walten der Mutter durchwärmte Beamtenheim kennen gelernt, kam ihr die Moskovicilla mit all ihrem Glanz nur noch kälter und unwirtlicher vor. Es fehlten für das abseits von den andern stehende Mädchen dort die Sonnenstrahlen der Liebe.

Scheu und abweisend, wie das nun mal in ihrer Art lag, trat Ollly auch der Mutter der Freundin zum erstenmal gegenüber. Sie wäre so gern nett gewesen, sie hätte was drum gegeben, wenn sie wie Senta verbindliche Worte des Dankes für die Aufforderung gefunden hätte. Doch kein Ton wollte ihr über die Lippen, stumm und dumm stand sie da.

Frau Amtsgerichtsrat Lehmann hatte aber von ihrem Rätchen schon genügend über die Eigenart der neuen Freundin erfahren. Sie zog die steif Dastehende mit herzlichen Worten sogleich zu sich heran und sagte ihr, wie sie sich freue, daß ihre Tochter endlich eine Herzensfreundin gefunden hätte.

„Mein Rätchen hat es nicht so gut wie Sie, die Sie Ihrer zwei sind, mein Mädel entbehrt gar oft eine Schwester.“

Was — Ollly blickte geradezu verblüfft auf Senta — sie hatte es gut, daß sie eine Schwester hatte? Bis jetzt hatte sie das eigentlich nur als eine Unannehmlichkeit mehr in ihrem Leben betrachtet.

Die Jüngere verzog die Lippen ein wenig spöttisch. Auch sie fand Rätchen Lehmann nicht so sehr bemitleidenswert, sie hätte Ollly ganz gern entbehrt.

Aber die freundlichen Worte der Frau Amtsgerichtsrat verfehlten doch nicht ihre Wirkung auf Olly.

„Sagen Sie doch, du‘ zu uns“, stotterte sie. Es klang zwar gar nicht liebenswürdig, sondern im Gegenteil eher abstoßend, aber Rätchens Mutter wußte, wie es gemeint war.

„Ihr seid mir eigentlich schon zu groß, aber wenn ihr es wollt, tue ich es gern, man kommt gleich in ein freundschaftlicheres Verhältnis zueinander.“

Senta machte durchaus kein erbautes Gesicht. Sie spielte für ihr Leben gern das junge Fräulein und fand es geradezu empörend von Olly, daß sie ihr das eingebrocht. Wie kam denn eine wildfremde Dame dazu, sie, ein sechzehnjähriges Mädchen, wie ein Baby zu duzen!

Überhaupt, so oft Senta mit bei Amtsgerichtsrats war, erschien es Olly dort lange nicht so traulich, als wenn sie allein da war. Olly selbst war auch dann eine andere. Sie gab sich nie so frei und ungezwungen der Freundin und ihren Angehörigen gegenüber. Es war, als ob die Gegenwart der hübschen Schwester geradezu lähmend und niederdrückend auf sie wirkte. Selbst Rätchens Mutter war dieser jähe Wechsel in Ollys Wesen aufgefallen.

„Das Mädel müßte mal fort von Haus, unter Fremde, wo es niemand kennt und keiner ein Vorurteil gegen es hat. Da würde es sich vielleicht ganz anders entwickeln. Denn es hat trotz aller Härten und Kanten famose Eigenschaften“, meinte die verständige Frau oft.

Zum Glück fand Senta an dem Verkehr mit dem harmlosen, bescheidenen Rätchen keinen besonderen Gefallen. Rätchen erzählte nichts von schiden Kleidern und eleganten Badfischgesellschaften. Da war ihr Jrmgard von Buschen doch tausendmal interessanter.

Auch Rätchen Lehmann fand es viel netter, wenn sie mit Olly allein war. Auffordern mußte sie die Schwester, die ihr viel zu oberflächlich und äußerlich war, ja jedesmal aus Höflichkeit. Aber wenn Senta einen Grund hatte, abzulehnen, atmeten sie alle drei erleichtert auf.

Der Jahreszeiger rüdte auf Weihnachten. Man wußte jetzt nichts mehr von grauen Regentagen, das Lichterfest warf seinen Schimmer voraus.

Allenthalben regten sich fleißige Mädchenfinger. Die Weihnachtsarbeiten bildeten in der Schule ein unerschöpfliches Gesprächsthema. In den letzten Wochen durften sogar die Handarbeitsstunden zum Fertigstellen der Weihnachtsstidereien benutzt werden. Sei — da flogen die Finger anders als bei den langweiligen Rappnähten an dem stumpfsinnigen Männerhemd, das kein Sterblicher je tragen konnte.

Alle hatten sie Weihnachtsarbeiten mit in die Schule gebracht, diese größere, jene kleinere. Je nach Geschicklichkeit und Höhe des Taschengeldes.

Nur Olly Hildebrandt hatte nichts mitzubringen. Sie war wieder ausgeschlossen von der fröhlichen Gemeinschaft.

Seit Mamas Tode hatte sie keine Arbeit mehr zum Heiligabend gemacht. Sie war zu ungeschickt und zu unlustig dazu. Sich wie Senta von den jeweiligen Hausdamen den größten Teil der Stiderei arbeiten zu lassen, es nachher für eigenes Kunstwerk auszugeben und Dank und Lob dafür mit Gemütsruhe einzustreichen, das brachte sie nicht fertig. Lieber ließ sie's ganz.

Rätchen Lehmann, die selbst voll Eifer an Vaters Modelmühe und Schal arbeitete, konnte es gar nicht fassen, daß die Freundin überhaupt keine Anstalten dazu machte, den Jhrigen eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Und wenn man auch noch so wenig gut miteinander stand, das Fest der Liebe überbrückte doch auch die schärfsten Gegensätze.

„Olly, wollen wir nicht etwas für deinen Vater besorgen und für Fräulein Arnold? Senta würde sich gewiß auch über eine kleine Arbeit freuen“, stellte Rätchen zum soundsobielsten Male vor.

„Ich habe Papa nie was gearbeitet. Für Fräulein Arnold werde ich mich, Gott weiß, nicht abquälen, und Senta schenkt mir ja auch nichts“, lehnte Olly ab.

„Man muß alles zum erstenmal tun, paß auf, dein

Vater freut sich über eine Arbeit“, überredete Rätchen weiter. Einen Augenblick wurde Oly schwankend.

Dann zog sie die Augenbrauen finster zusammen und sagte kurz: „Nein!“

Aber als sie der Freundin enttäushtes Gesicht sah, setzte sie in weicherem Tone hinzu: „Du kannst das nicht so verstehen, Rätchen — bei uns ist eben alles anders!“ Das klang so wenig schroff mehr, so traurig und liebebedürftig, daß das zärtliche Rätchen den Arm um Olys lange Gestalt schlang und ihr einen leisen Kuß auf die Wange drückte.

Trotz des abweisenden „Nein“ kämpfte Oly noch manchen Tag mit sich, ob sie Papa nicht doch eine kleine Arbeit machen sollte. Vielleicht strich er ihr dann wieder zum Dank über das Haar wie an jenem Wohltätigkeitsabend. Aber nein — er würde es vielleicht als Aufdringlichkeit empfinden, er würde am Ende ein Wort des Staunens dafür haben, das verwundete Oly im voraus schon.

So steckte man die große, silbergeschmückte Edeltanne, die vom Fußboden bis zur Decke reichte, in der Moskowitzvilla an, ohne daß Oly Gaben auf die lange Geschenktafel gebreitet hätte.

Aber sie hatte doch auch ihre Weihnachtsfreude. Nach manchem mißlungenen Anlauf hatte sie es endlich über sich gebracht, Papa zu bitten, daß sie dem wieder in sein Heim übergesiedelten Arbeiter Schulz und dessen Familie eine Weihnachtsüberraschung machen dürfte.

„Neinetwegen“, hatte der Kommerzienrat geantwortet. Dem zu Schaden gekommenen Mann war von der Berufsgenossenschaft eine Rente ausgezahlt worden, er hatte ein erkleckliches Sümmchen von dem Wohltätigkeitsabend erhalten und außerdem einen ganz gut besoldeten Posten in der Fabrik.

So zog Oly denn, während Senta Fräulein Arnold beim Aufbau half, eines der Mädchen mit einem großen Korbe und einem niedlichen kleinen Bäumchen neben sich, in die enge, dunstige Straße, in der die Arbeiterwohnung lag.

Es hatte aufgehört zu regnen. Droben am samt-dunklen Abendhimmel steckten die Englein ein Weihnachtslichtlein nach dem andern an. Jetzt hier ein Stern, jetzt dort — bis der ganze große Weltenweihnachtsbaum blühte und funkelte.

Auch Oly entzündete draußen auf der dunklen Treppe die Wachsterzen an ihrem kleinen Bäumchen und schob es behutsam zur geöffneten Tür hinein. Heller Kinderjubiläum schallte heraus: „Der Weihnachtsmann — der Weihnachtsmann ist da!“

Aber als der Weihnachtsmann, selbst ein wenig befangen, nun näher trat und sich als das junge Fräulein von Kommerzienrats entpuppte, da wichen die Kleinen, den Finger im Munde, scheu zurück. Erst die mitgebrachten Spielsachen und Süßigkeiten, die Oly auszupacken begann, machten sie wieder dreister. Eins nach dem andern der Flachsköpfe kam heran, um sein Teil in Empfang zu nehmen. Doch als sie nun die Pferdchen, die Püppchen, die Zinnsoldaten und Märchenbilder in Händen hielten, da war der Bann gebrochen. Selles Kinderglück erfüllte das armselige Stübchen. Und in all dem Lachen und Jauchzen stand das häßliche junge Entlein, heute nicht abseits von den andern, nein, mit jedem der Kleinen selbst ein fröhliches junges Menschenkind.

Wer sie so gesehen hätte, der hätte es wohl kaum für möglich gehalten, daß dies dasselbe Wadtschchen war, das eine Stunde später freudlos, mit gleichgültiger Miene,



die reichen Gaben in der väterlichen Villa in Empfang nahm.

Das Mädchen, das auch ihren Weihnachten haben wollte, mußte sie ans Heimgehen erinnern. Oly vergaß Ort und Stunde über den Kinderjubiläum.

„Gott segne Sie, inädiges Fräulein!“ Unter warmen Dankesworten der Eltern entschloß sie sich endlich zum Heimweg.

Das Herz war ihr so voll, so froh und glücklich, wie schon lange nicht mehr. Aber je mehr sie sich von der bescheidenen Arbeiterbehauung entfernte, je näher sie der eleganten Roskovilla kam, desto stiller ward es in ihr. Als ob die Herzensfreude in ihrer Brust vor dem hellen Kerzenglanz scheu verstummte.

Nur einmal wurde sie noch laut, als Oly das heute festlich stille Fabrikterrain umschritt. Als sie daran dachte, wie schön das wohl sein müßte, wenn ein großer Tannenbaum in einem der geräumigen Säle aufflammen würde, wenn sich all die vielen Arbeiterkinder, deren Eltern in der Fabrik tätig waren, darunter scharen würden, um ein Spielzeug und eine nützliche Gabe in Empfang zu nehmen.

So träumte Oly mit offenen Augen, bis sie eine Stimme unsanft weckte. In der Diele stand Fräulein Arnold mit erschauertem Gesicht und schaute nach der Saumseligen aus.

„Selbst den heutigen Abend verdirbst du einem, jetzt haben wir über eine halbe Stunde mit der Bescherung auf dich warten müssen“, empfing sie Oly vortwurfsvoll.

Da erlosch auch der letzte Funken Weihnachtsfreude in Olys dunklen Augen, nur auslehnender Trost glomm darin auf.

Die Klingel mit ihrem helljauchzenden Ton, die schon zu Mamas Lebzeiten die Kleinen zur Kinderfestigkeit gerufen, erhob ihre Stimme.

Das junge Mädchen stand vor dem reichbesetzten Platz, nahm das kostbare Pelzwerk pflichtschuldigst in die Hand, sah stirnrunzelnd auf das neue rosa Gesellschaftskleid, in dem es kaum weniger Zurücksetzungen würde

erdulden müssen als in seinem alten weißen, und streifte die Goldkäferschuhe mit geradezu feindseligen Blicken.

Dann ging Oly zum Papa, bot ihm wie in jedem Jahre errötend die Hand und stieß ein rasches „Danke vielmals“ heraus.

Daselbe Manöver wiederholte sich bei Fräulein Arnold, nur daß der Dank für das geschenkte Kopfstuch ihr noch schwerer über die Lippen ging. Die Geschwister beschenken sich nicht gegenseitig.

Aber da stand noch einer, der alljährliche Weihnachtsgast, den Oly bisher geflissentlich übersehen: Wolfgang Steinhardt. Er nahm gerade von Senta die Weihnachtsarbeit, eine Zeitungsmappe, an der Fräulein Arnold fleißig hatte mithelfen müssen, in Empfang.

„Ganz allein gemacht, Sentschen, wirklich?“ neckte er. Der Blondkopf nickte und warf einen schnellen Blick zu Fräulein Arnold hin. Der bat: Nichts verraten!

Aber Wolfgang verstand sich auf Physiognomien.

„Wie hieß doch das Grillparzersche Stück, das ich dir zum Geburtstag geschenkt habe?“ fragte er, mit dem Finger drohend.

„Herrgott, du alter Schulmeister, jetzt bekommst du die Zeitungsmappe gar nicht!“ lachte Senta, da sie sich ertappt sah. Dann nahm sie mit strahlendem Gesicht sein Geschenk, ein reizendes Aquarellbildchen, in Empfang. Auch Rudi und Herbert wurden bedacht. Ersterer probierte sogleich seinen Füllfederhalter auf jedem feinen Papier, und der Kleine zielte mit der soeben erhaltenen Riesenfanone heimlich nach Olys Nase.

Nun wandte sich der junge Ingenieur der ältesten Tochter des Hauses zu. Er tat, als ob er es gar nicht gemerkt hatte, daß sie bisher keinen Gruß für ihn gehabt.

„Na, Oly, und wo ist deine Handarbeit für mich?“ begann er scherzhaft, als sei nicht das Geringste zwischen ihnen vorgefallen.

Oly zog die Augenbrauen noch etwas dichter zusammen und beschäftigte sich eingehend mit dem rosa Gesellschaftskleid, trotzdem sie eigentlich recht wenig Interesse dafür hatte.

„Siehst du, ich bin besser als du, ich habe dir eine Handarbeit gemacht“, fuhr Wolfgang immer noch scherzend fort.

Ollly schürzte die Lippen. Sie hatte sich fest vorgenommen, falls er es nach der ihr angetanen Schmach noch wagen sollte, ihr heute ein Geschenk zu bringen, dasselbe zurückzuweisen.

„Ich habe mich jetzt in meinen Mußestunden auf das Buntphotographieren gelegt — ich wollte dir gern eine Freude machen, Ollly.“ Er widelte einen kleinen Gegenstand aus Seidenpapier und stellte ihn vor die sich gleichgültig Abwendende.

„Ich nehme von Ihnen nichts geschenkt!“ Keinen Blick warf sie auf die Gabe.

„Ollly, ich habe gehofft, der heutige Abend würde auch dich versöhnlich stimmen, denkst du kleiner, als ich es von dir geglaubt?“ Wie ernsthaft seine Stimme auf einmal klang.

Ollly antwortete nicht. Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich. Ein heimlicher Seitenblick streifte das mißachtete Geschenk, da — zuckte sie zusammen. Sie wurde rot, sie wurde blaß.

Ein kleines Bild war es für den Schreibtisch — das Bild ihrer Mutter. Eine farbige Photographie des großen Ölgemäldes, das drin im Rauchzimmer hing. Wolfgang Steinhardt wußte es, womit er ihr die größte Freude bereiten konnte. Warm quoll es in Olllys Herzen empor.

Aber die Hand, die sich ihm impulsiv entgegenstrecken wollte, sank schlaff herab, das Dankeswort, das sich ihr auf die Lippen drängte, blieb ungesprochen. Als hätte es jemand hinter ihr gerufen, so gestellte es Ollly plötzlich ins Ohr: „Süßliches junges Entlein!“ Und doch waren die Worte nicht gefallen, nur Olllys brausendes Blut schrillte sie durch den Raum.

„Wilst du mein Geschenk nicht annehmen, Ollly?“ fragte der ehemalige Freund aufs neue.

Ollly schüttelte heftig den Kopf. Dann blickte sie mit verschleierte[m] Blick auf das kleine Bildchen, als müßte

sie die Mutter um Verzeihung dafür bitten, daß die Tochter sie verschmähte.

Wolfgang Steinhardt sagte nichts mehr. Still packte er seine zurückgewiesene Gabe in Papier und schob sie in die Tasche.

Das Intermezzo war den andern nicht weiter aufgefallen. Jeder war heute mit seinen eigenen Geschenken beschäftigt.

Senta sang und sprang in ihrem neuen Staat umher, Herbertchen entlockte seiner Harmonika höchst musikalische Töne, und Murks der Zweite begleitete die allgemeine Weihnachtsfreude durch beinahe ebenso musikalisches Geblaffe.

Allgemeine Weihnachtsfreude?

Wer das lange, schmalschultrige Mädchen mit dem bleichen Gesicht da an der mit Tannengrün und Rosen geschmückten Tafel sitzen sah, der dachte wohl an alles andere eher als an Weihnachtsfreude. Es zuckte und arbeitete um den blaßroten Mädchenmund, es brannte in den dunklen Augen. Ollly mußte alle Kraft einsetzen, um die immer wieder aufsteigenden Tränen niederzuzwingen.

Die Weihnachtslichter brannten nieder. Sie wurden am Silvesterabend durch neue ersetzt. Das alte, graue Jahr mit seinen Regentagen schlich sich davon, und im frostklirrenden Eispanzer sprang das junge Jahr in die Welt hinein. Wie ein rechter ausgelassener Schlingel, der seine neue Weihnachtsuniform in der Sonne funkeln und blitzen läßt.

Das Räderwerk der großen Gildebrandtschen Maschinen rollte weiter, und auch das Räderwerk in der weißen Rokokovilla. Ein Tag nach dem andern rollte dahin. Der Kanal, auf dessen Kristallspiegel sich die Jugend, mit Ausnahme von Ollly, fröhlich auf ihren Schlittschuhen tummelte, ward schartig und rissig. Der Schnee im Garten auf Rasenflächen und Buschwerk gelb und unansehnlich.

An einem sonnenhellen Februartage war's, da stürmte Kommerzienrats Altfester ganz besonders forsch die Säusen zum väterlichen Hause empor. Und „Bivat —

durch!" schrie er, daß Fräulein Arnold vom Weinenschrant herbeieilte, daß Senta ihre Mozartsche Sonate im Stich ließ, und selbst Oly über das Treppengeländer herablugte.

Im Grad, mit feierlich weißer Binde und glücklichen Augen stand der neugebackene „Mulus" da. Er hatte das Abiturientenexamen bestanden.

Das gab ein Händeschütteln, ein Küssen, Gratulieren und Freuen ohne Ende. Der Kommerzienrat, dem Herbertchen Kunde gebracht, ließ all seine Zeichnungen und Schreibereien im Stich und eilte spornstreichs zur Villa.

Als Papa, der sonst mit seinem Lob recht zurückhielt, seinem großen Jungen anerkennend auf die Schulter klopfte: „Brav, mein Sohn, nun weiter immer wacker, fleißig und rechtschaffen, dann bleibt auch ferner der Segen der Arbeit nicht aus!" da ward es dem durchaus nicht weich veranlagten Rudi merkwürdig zumute.

„Schade, daß Mama das nicht erlebt hat!" sagte er leise.

In Oly, der einzigen, die wieder bisher abseits gestanden und dem Bruder, trotzdem es sie zu ihm drängte, noch nicht gratuliert hatte, lösten diese leisen Worte jede gewaltsam aufgetürmte Schanze der Zurückhaltung.

Sie dachte nicht mehr daran, daß sie monatelang kaum das Alltägliche mit Rudi gesprochen, daß dieser sich von ihr zurückgezogen. Sie hatte dasselbe warme Gefühl wie damals im herbstelnden Garten. Mit langen Säßen eilte sie die Treppe hinab, schlang die Arme um den verdutzt Dreinblickenden und lehnte ihren dunklen Kopf gegen seinen hellen.

„Ich gratuliere dir viel-, vielmals, Rudi!"

In peinlicher Röte blickte der junge Mann auf die plötzlich so zärtliche Schwester. Einen raschen Blick zu Fräulein Arnold, zu Papas erstauntem Gesicht und Sentas übermütiger Grimasse, dann siegte das Gute in ihm. Er richtete sich stramm auf, zwang die Verlegenheit nieder und strich sanft über das dunkle Mädchenhaar.

„Ich danke dir, Oly!" Wieviel besser war die Schwester, die von allen mißachtet wurde, doch als er!

Oly hob den Kopf. Sie hatte die Umgebung ganz vergessen. Als sie aber den erstaunten, spöttischen und lachenden Augen aller begegnete, ward sie verlegener als der Bruder vorhin. Ebenso schnell, wie sie die Treppe hinabgeeilt, jagte sie diese wieder empor. In den äußersten Winkel ihres Zimmers zog sie sich zurück, aber das quälende Gefühl, sich lächerlich zudringlich benommen zu haben, folgte ihr.

Nach einem Weilschen klopfte es an ihrer Tür.

Es war Rudi, der Gott weiß wie lange nicht ihr Zimmer betreten.

„Ich möchte etwas mit dir besprechen, Oly", begann er. „Papa ist der festen Hoffnung, daß ich das Maschinenbaufach studieren werde, um dereinst die Fabrik zu übernehmen. Nun aber interessiere ich mich keine Spur für den ganzen Krempel. Ich bin weder ein guter Mathematiker noch Zeichner. Für mich gibt es nur Medizin — es tut mir ja leid, Papa diese Enttäuschung zu bereiten, aber ich kann doch unmöglich mein Leben seinen Wünschen zuliebe verpfuschen." Der Bruder sah unschlüssig vor sich nieder.

Oly konnte vorläufig nichts antworten. Ihre Gedanken streiften, die Gefühlstätigkeit in ihr war augenblicklich überstark. Der Bruder kam zuerst zu ihr mit dem, was für sein ganzes Leben ausschlaggebend war. Sie empfand es deutlich: Er wollte gutmachen!

„Du mußt mit Papa sprechen", sagte sie nach einem Weilschen, ihre Gedanken sammelnd.

„Wenn er nur nicht zu ärgerlich wird!" Selbst Rudi bangte noch heute vor Papas Zorn.

„Das kann alles nichts helfen, Rudi, etwas Ausgesprochenes ist niemals so schwer zu tragen wie etwas scheu Verheimlichtes!" Oly kam sich plötzlich dem fast Neunzehnjährigen gegenüber als die bedeutend Reifere vor.

„Du hast recht, Oly", er griff nach ihrer Hand. „Und darum will ich auch dir gegenüber nicht mehr schweigen. Ich habe mich erbärmlich, hundserbärmlich feige dir gegenüber benommen!"

„Es ist ja noch nicht zu spät, es zu ändern!“ Oly sah den Bruder offen an.

Dieser gab den Blick fest und feierlich zurück, er würde sich selbst nicht wieder ungetreu werden.

„Ich werde heute mittag mit Papa sprechen.“ Rudi erhob sich. Es war ihm doch zu bedrückend, die Unterredung in Papas Privatbureau stattfinden zu lassen.

Mit einem kräftigen Händedruck trennten sich die Geschwister. Oly blieb mit frohem Lächeln zurück.

Es war bei der Mittagstafel. Papa war in bester Laune, er hatte eine Flasche Sekt zum besten gegeben. Jetzt hob er den feingeschliffenen Kelch auf eine glückliche Zukunft.

Aber sein Zunge tat ihm keinen Bescheid. Der faßte das Sektglas und setzte es dann mit einem kurzen Ruck wieder hin.

„Ich muß es dir sagen, Papa,“ die Worte übersprudelten sich wie die Sektperlen im Glase, „ich kann nicht Ingenieur werden, ich habe keine Neigung dazu!“

Der feine Fuß des Kelches in des Kommerzienrats Hand zersprang schrill. So fest hatten seine Finger zugepaßt.

„Und was denn, wenn ich fragen darf?“

„Laß mich Medizin studieren, Papa, dafür habe ich von klein auf Interesse gehabt“, stieß Rudi bittend hervor.

„Hahaha.“ Der Kommerzienrat lachte hart auf. „Dafür hat man gearbeitet und sich gemüht, Stein auf Stein zu seinem Lebensbau getragen, daß der Herr Sohn, nun das Werk bald vollendet, es mit einem leichtsinnigen ‚Ich habe kein Interesse dafür!‘ wieder einreißt! Hahaha.“ Des Kommerzienrats blaue Augen blitzten.

„Papa, Herbert ist doch auch noch da, der kann doch mal die Fabrik übernehmen“, wagte Rudi bescheiden einzurufen.

„Schweig!“ polterte Papa. „Auf dich habe ich meine Hoffnungen gesetzt, mein Ältester sollte mich nun bald entlasten, und statt dessen — es ist um aus der Haut zu fahren!“

„Aber wenn Rudi sich doch nicht für das Fach eignet, Herr Kommerzienrat“, warf Fräulein Arnold mit bewunderungswürdigem Mute ein.

Der Kommerzienrat sah sie an, und seine gefurchte Stirn glättete sich.

„Erledigt!“ sagte er und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Du gehst zu Ostern nach Heidelberg und studierst dort Medizin. Und ich, ich werde meine Hoffnungen noch ein Endchen weiter tragen, bis Herbertchen mir vielleicht eines schönen Tages ebenfalls den Stuhl vor die Tür setzt.“

„Papa — laß mich Ostern aufs Gymnasium gehen und später das Maschinenbaufach studieren“, stieß da Oly, heiß errötend, hervor.

Ein allgemeines Gelächter erhob sich an der Tafel. Papa mußte sich mit dem Taschentuch die Tränen aus den Augen wischen, so herzlich lachte er. Fräulein Arnold und Senta hielten sich die Seiten, Herbertchen johlte geradezu. Auch Rudi nahm die Sache für einen Scherz.

„Mädel, solch einen guten Witz hast du dein Lebtag nicht gemacht!“ Papa lachte noch immer.

„Es ist mein Ernst!“ Olys Lippen bebten. Seit langer Zeit hatte sie, die stets ein Traumleben für sich führte, an diesem Zukunftsplane gesponnen. Wenn die Mädchen in der Schule davon sprachen, was sie nach absolvierter Schulzeit beginnen wollten, daß die eine das Lehrerinneneexamen machen, die andere studieren und die dritte einen hauswirtschaftlichen Beruf ergreifen wollte, dann hatte sie stillschweigend auch für sich Luftschlösser gebaut. Die Maschinen, die sie als Kind schon mehr geliebt als das schönste Spielzeug, die ihr von klein auf vertraute Freunde gewesen, wollte sie in ihren geheimsten Mädchen, Hebeln und Spulen ergründen.

Nun war der stillgehegte, sorglich gehütete Lieblingswunsch ihren Lippen entflohen. Und man lachte darüber, lachte noch immer!

„Es studieren viele Mädchen“, kam Rudi, um ihr die gelobte Kameradschaft zu halten, der Schwester zu Hilfe.

„Ja, aber andere als Ollly! Kommt kaum durch die Klassen, bringt stets Schundzensuren nach Hause und will studieren! Es ist wirklich eine edle Dreistigkeit!“ Der Kommerzienrat blickte jetzt mißbilligend auf die Tochter.

„Ja, ich muß auch sagen —“ begann Fräulein Arnold.

„Eine Fremde hat dabei überhaupt nicht mitzusprechen!“ sprudelte Ollly empört heraus.

„Herr Kommerzienrat —“ Fräulein Arnold sah auf Papa.

Der stand plötzlich kurz entschlossen auf.

„Folge mir, Ollly“, er winkte ihr in das Nebenzimmer. Dort schritt er erst einige Male erregt auf und nieder.

„Ich habe dir schon einmal befohlen, Ollly, Fräulein Arnold gegenüber den schuldigen Respekt nicht außer acht zu lassen. Es ist das letztemal heute, daß ich dies dulde — hast du mich verstanden?“

Ollly senkte tief den Kopf.

Dann aber hob sie das Gesicht mit jähem Entschluß zum Vater empor. Sie wußte nicht, woher sie den Mut zu dem, was sie sagen wollte, nahm.

„Papa, lieber Papa,“ — zum erstenmal gebrauchte sie eine Bärtlichkeitsform — „bitte, schicke Fräulein Arnold zu Ostern fort. Da du mich nicht studieren lassen willst, so laß mich den Haushalt führen, wenn ich aus der Schule bin. Ich werde doch in der nächsten Woche schon siebzehn!“ Leise und leiser war Olllys Stimme geworden, Papas unbewegliches Gesicht ließ sie verstummen.

Der Kommerzienrat hatte sie ruhig ausreden lassen. Jetzt sah er sie durchdringend an.

„Fräulein Arnold zu Ostern fortschicken — ja wohl, das will ich!“ In Olllys dunklen Augen leuchtete es auf. Papa fuhr fort: „Wahrscheinlich sogar schon eher. Aber zu Ostern kommt sie wieder, nicht mehr als Fräulein Arnold, sondern als meine Frau, als eure neue Mutter! Ich habe mich gestern mit ihr verlobt.“

„Papa — — —“ ein Wehschrei durchgellte das Zimmer.

Dann sank Ollly plötzlich zu Boden, wie hingemäht von der furchtbaren Wahrheit.

Ein gütiger Engel hatte ihr Denken in eine tiefe Ohnmacht gehüllt.

10. Kapitel.

In Pension.



In die Tore Berlins pochte der Frühling.

Schüchtern und zag, als sei er bang, daß man ihm nicht öffne.

Da drin in der Millionenstadt hatte man auch anderes zu tun, als auf das bescheidene Klopfen des sonnenhaarigen Frühlingskinds zu lauschen. Da jagte und raste das Leben, da sausten die Autos, ratterten die Lastwagen, lärmte die Gegenwart. Und drüber her durch die weiche Märzluft zog langsam und feierlich die Zukunft — das Luftschiff.

Danach schauten die Menschen aus dem ewigen Hasten und Vorwärtsdrängen, nicht aber nach den schon geborstenen Knospen am schwellenden Busch auf dem häuserumstandenen Platz. Nicht nach dem fürwichtig das grüne Räschen in die Luft stehenden Grashälmchen, nach den zartfingerigen jungen Kastanienblättlein, die sich wie verloren in der großen Steintüste Berlin vorkamen. Darauf zu achten, fand keiner Zeit.

Drum zog es der kleine Lenzeßgott vor, seine Kunst lieber draußen vor den Toren zu zeigen. Auf das graue, sandige Baugelände zauberte er über Nacht lichtes Frühlingsgrün, Maßliebchen und Himmelschlüßelchen. Längs des Stachelzaunes, der die Arbeiterwelt von der des Kommerzienrats trennte, streute er mit vollen Händen

Schneeglöckchen, und unter dem Reinettenbaum lugten blauäugige Beilchen hervor.

Oly stand vor diesen ersten Frühlingsgrüßen mit Augen, die so gar nicht zu all der jungen Pracht passen wollten. Ihr, welche die Blumen so liebte, tat das Werden und Reimen in der Natur heute weh. Oly nahm Abschied.

Morgen sollte es fortgehen vom Vaterhaus, zum erstenmal in die große Welt hinein. Weit fort nach Lausanne, in ein Schweizer Pensionat.

Papa mochte es Fräulein Arnold nicht zumuten, als junge Frau gleich zwei fast erwachsene Töchter neben sich im Hause zu haben. Er wollte sich das Glück einer zweiten Ehe nicht durch die ständigen Reibereien zwischen Oly und der neuen Mutter zerstören lassen. Schliff fehlte Oly sowieso noch, und Senta war glücklich, vor ihren Freundinnen mit einer Schweizer Pension renommieren zu können.

Das Verhältnis zwischen Oly und Fräulein Arnold hatte sich nach jener inhaltsschweren Mitteilung Papas nicht gebessert — im Gegenteil. Olys bisher auflehrende Gefühle gegen die Hausdame bekamen jetzt ein geradezu feindseliges Gepräge. Sie sah nicht die künftige Mutter in ihr, wie Papa das verlangte, sondern die Fremde, welche ihre eigene heißgeliebte Mama aus dem Hause und dem Herzen des Vaters verdrängt hatte.

Sie fand weder das traute Wort „Mutter“, wie die übrigen Kinder, welche die Nachricht mit Jubel aufgenommen hatten, noch das „Du“, das den andern so leicht und selbstverständlich über die Lippen ging. Trotz Papas Stirnrunzeln blieb sie beim steifen „Sie“.

Zum Glück reiste Fräulein Arnold noch auf einige Wochen in ihre Heimat, und das unerquickliche Beisammensein fand dadurch ein Ende.

Rätchen Lehmann hatte der Freundin so recht herzlich Glück gewünscht: „Wie schön, Oly, daß du nun auch eine Mutter hast!“

Oly sah das flachshaarige Mädchen mit großen Augen an. Ihr Mund öffnete sich schon zur Gegenrede

aber sie schloß die Lippen wieder. Nein, Rätchen verstand sie doch nicht ganz, in die tiefsten Tiefen ihrer Seele konnte sie ihr nicht folgen. Sie beurteilte alles von dem sonnenbeschienenen warmen Plätzchen aus, auf das der himmlische Gärtner sie selbst gepflanzt.

Seit gestern hatte nun auch die Schule ihre Pforten hinter den Gildebrandtschen Schwestern geschlossen. Mit heißen Tränen hatten sie alle, die Blonden und Braunen, von der altvertrauten Stätte ihrer Kindheit Abschied genommen, von den Lehrern und all den Mitschülerinnen.

Und wieder stand eine allein in der bewegten Mädchenschar, tränenlos. Oly ging der Abschied von der Schule nicht nahe, war sie ihr doch oft genug eine Quelle bitteren Zurückgesetztseins gewesen. Sie hielt das Abgangszeugnis, das seinen Vorgängern an Güte nicht viel nachstand, gleichgültig in der Hand. Gleichgültig reichte sie den Damen und Herren die Hand, die versucht hatten, die Grundpfeiler des Guten und Schönen in die spröde Mädchenseele zu senken, wenn sie auch nicht immer nach dem richtigen Werkzeug dabei gegriffen. Gleichgültig sagte sie den Gefährtinnen Lebewohl.

Nur einmal stieg es ihr heiß in die Augen, als es nun auch ans Abschiednehmen mit Rätchen ging. Ein ganzes Jahr lang sollte die Trennung währen, wenn sie wiederkam, war Rätchen längst auf dem Seminar, wo sie sich zur Lehrerinprüfung vorbereitete. Dort würde sie wohl neue Freundinnen finden, und . . . „vergiß mich nicht, behalte mich lieb, wenn ich auch solch ein Schensal bin!“ flüsterte Oly mit unterdrücktem Schluchzen plötzlich in Rätchens rosiges Ohr.

Die drückte die Freundin zärtlich an sich.

„Du bleibst stets die Aller-, Allerbeste für mich! Schreibe mir, ganz ausführlich, hörst du? Und wenn du wiederkommst, paß auf, dann ist alles gut!“ Hoffnungsvoll überzeugend klang das letzte, so weich und verheißend wie der Frühlingswind, der gleich darauf ihre heißen Schläfe strich.

Heute galt es den schwersten Abschied. Von daheim, von ihrer Fabrik. Denn morgen in aller Frühe ging es

fort, die Reise war weit, Rudi fuhr bis Heidelberg mit den Schwestern zusammen.

Noch einmal schritt Oly durch die vielen Arbeitsäle, in denen glühender Funkenregen seltsame Lichter und Reflexe auf bleiche Gesichter warf. Das Surren und Schnurren, Schnaufen und Ächzen ihrer lieben Maschinen sang ihr das Abschiedslied.

Oh, daß sie ihren Wunsch, in der Fabrik einmal ihre Lebensaufgabe zu finden, hatte zum Schweigen bringen müssen!

Hier und dort blieb Oly stehen. Schaute auf das Formen und Werden in den emsigen Händen, sprach ein freundliches Wort mit einem weißhaarigen Alten, nickte einem rotbäckigen jungen Dinge, deren blühende Jugend der Fabrikdunst noch nichts hatte anhaben können, einen Abschiedsgruß zu.

Den Rückweg zum Hause nahm sie am Reinettenbaum vorüber, der damals die schweren Stunden mit ihr durchlebt.

Aber unter dem noch kahlen Baum schimmerte es weißchenblau — die erste Frühlingsbotschaft!

Nach Fabriksschluß kam Wolfgang Steinhart auf einen Augenblick in die Rokovilla herüber, um den Silberbrandtschen Kindern Lebenswohl zu sagen.

Der Abschied von Rudi war kameradschaftlich herzlich, der von Senta lachend, neckend und scherzend, wie auch ihr Beisammensein stets.

„Leb' wohl, Oly, mög' es dir gut gehen!“ Jetzt trat er zu der ihre Tasche packenden Altesten.

Olys Hand zuckte. Und ehe ihre Überlegung die vorschnelle Hand zurückgehalten, streckte sich dieselbe dem jungen Ingenieur entgegen.

„Hier habe ich den jungen Damen etwas Reiselektüre mitgebracht“, wandte er sich noch einmal an Senta.

Die nahm mit freudestrahlendem Dank die große Bonbonniere in Empfang.

Oly vermochte sie nicht zurückzuweisen, wie sie es gern getan hätte. Wolfgang hatte ihr die Möglichkeit

dazu durch den gemeinsamen Besitz mit der Schwester diplomatisch genommen.

Dann stand sie zum letztenmal oben auf ihrem blumenleeren Balkon und schaute durch tränenverschleierte Augen auf die Heimat.

Aber dem schwarzhaarigen Mädchenhaupt schoß es in bogenartigem Fluge dahin. Die ersten Schwalben — die Künder des nahenden Lenzes!

Das silbergraue Automobil hielt vor der Rokovilla. Auf der einen Seite schmiegte sich Senta neben Papa in die roten Lederpolster. Sie hatte, um ihre Würde als schulentlassene junge Dame zu dokumentieren, einen weißen Schleier um das neue Reisehütchen geschlungen.

In der gegenüberliegenden Ecke saß stumm neben dem mit dem Vater plaudernden Bruder Oly. Ihr Auge irrte von der im Sonnenlicht grellweißen Villa zu den rauchgeschwärzten Schornsteinen der Fabrik. Zu den grauen Fenstern, hinter denen schon zu dieser frühen Morgenstunde das Leben, die harte, zwingende Arbeit pulsierte. Wie würde es sein, wenn sie wiederkehrte?

Tränen verdunkelten Olys Blick. Sie sah nicht mehr den schwanzwedelnden Murks neben dem taschentuchwedelnden Herbertchen auf der Freitreppe, dem einzigen der Kinder, das im Hause blieb. Sie wußte nicht, daß das Auto längst mit ihr durch die noch staubfreie Morgenluft jagte, daß sich ihr unterdrücktes Schluchzen mit seiner schrill gellenden Supe vermischte.

Erst als Rudis Hand ihr beruhigend die Schulter klopfte, als Papas Stimme halb wohlwollend, halb ungeduldig an ihr Ohr drang: „Mädel, du tust doch gerade, als ob es zur Hinrichtung ginge — es geschieht doch zu deinem Besten!“ wischte sie sich beschämt die Tränen von den blassen Wangen.

Senta sah mit überlegenem Lächeln auf die Weinende.

Der Kommerzienrat stand draußen vor dem Coupé zweiter Klasse des nach Heidelberg gehenden D-Zuges. Er schüttelte Rudi väterlich die Hand: „Mach' mir weiter Freude, mein Junge!“

Senta hüpfte noch einmal die eisernen Stufen hinab und hing dem Vater am Hals. Der wurde weich, als er seinen Liebling zum letztenmal im Arm hielt.

Dann beugte er sich zu der mit scheuen Augen abwartend danebenstehenden Oly und hauchte einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn.

„Hoffentlich höre ich auch von dir nur Gutes!“ Das klang ernst mahnend.

„Grüße unsere neue Mama von uns!“ rief Senta, bei der die Abschiedsrührung nicht lange vorhielt, schon wieder lachend vom geöffneten Fenster herab.

„Ja, ach ja!“ Rudi schämte sich ein wenig, daß er das bisher versäumt.

„Nun, Oly, hast du keinen Gruß für deine neue Mutter?“ fragte der Vater vorwurfsvoll, da seine Älteste mit finsterem Gesicht schwieg.

„Ich habe keine neue Mutter — Mama ist tot!“ Hart fielen die Worte aus dem jungen Munde.

Sah Pappas jugendlich schönes Gesicht nicht mit einem Male alt und bekümmert aus? Oly konnte es nicht mehr erkennen, denn schon rollte der Zug mit ohrenbetäubendem Lärm aus der Halle. Oder waren die wieder emporsteigenden Tränen daran schuld? Warum, oh, warum hatte sie Papa, den sie so lieb hatte, noch zu guter Letzt diesen Schmerz zugefügt?

Die rötlich grauen Stämme der märkischen Kieferwäldungen flogen vorüber. Schwarz standen die nadligen Wipfel gegen den jungen Morgenhimmel. Der stülpte sich wie eine durchsichtig blaue Glasglocke über die Landschaft. Nur hier und dort waren lustige Lämmertwolken gleich Watteflöckchen darüber hingepustet.

Die wechselnden Bilder da draußen, die neue Umgebung im D-Zuge und vor allem die Anwesenheit von Bruder Rudi, der ihr ermunternd zunickte, wirkte allmählich tröstend auf Oly. Schließlich ganz verleugneten sich ihre siebzehn Jahre doch nicht! Solch eine erste, selbständige Reise hat einen besonderen Reiz für junge Menschen.

Senta hatte sich längst mit Wolfgangs Bonbonniere, die sie einer eingehenden Kostprobe unterzog, getröstet. Allmählich, als sie schon fast bis zum Überdruß geschmaust, fiel es ihr ein, daß Oly ja Mitbesitzerin sei. Großmütig bot sie ihr die tüchtig zusammengeschrumpften Süßigkeiten.

„Willst du nicht auch?“

„Nein, ich esse von dem Ding nichts!“ Es war schade, daß Wolfgang Steinhardt, auf den sie doch eigentlich gemünzt waren, nicht diese verächtlichen Worte hatte hören können. Denn auf Senta machten sie gar keinen Eindruck, höchstens einen magenfreudigen.

Die Sonne stieg, und mit ihr die Laune der drei Reisenden. Rudi war von jauchzender, ungebundener Jugendlust, als ob das bevorstehende Studentenleben ihn schon ganz und gar gepackt hielt. Senta war stets vergnügt, und heute, wo sie einem neuen, abwechslungsreichen Pensionsjahr entgegenfuhr, besonders. Vor so viel Sonnenschein hielt auch Olys Regenwetter nicht stand.

Mit großen Augen sah sie, wie der Thüringer Wald, der kaleidoskopartig an ihnen vorüberzog, bereits ein funkelnagelneues, grünes Frühlingsgewand trug. Rudi und Senta schmetterten gerade — man befand sich allein im Coupé — das der augenblicklichen Situation entsprechende Studentenlied: „Im Tale die Saale . . .“ da öffneten sich auch Olys zusammengepreßte Lippen, und leise, kaum wahrnehmbar, summt sie die Weise mit. Der kleine, lockere Frühlingsgott, der da draußen schon fleißig am Werk geschafft, zog auch sie in seinen Zauberkreis.

Ja, man fuhr in den Frühling hinein, in den lachenden jungen Lenz, je weiter man hinter Frankfurt nach Süden kam. Ein schneeiges und rosenrotes Blütenmeer schlug seine duftigen Bogen zu Seiten der schwarzen Bahnschienen. Kirsch- und Pfirsichblüte! Ach, und da stand ja schon der Goldregen im gleißenden, blumigen Gewand! Der Kastanienbaum dort neben dem rotmützigen Bahnwärterhäuslein hatte all seine Silberferzen

herausgestreckt. Die Eyringenbüsche waren schon vom violetten Schimmer überhaucht, und der frischgrüne Anger prangte mit Tausenden von zartfarbigen Anemonen.

„Ist das bezaubernd schön!“ Ollly hatte das Fenster herabgelassen und sog in tiefen Zügen die würzige Luft ein, die der Taunuswind ihr zutrug.

„Ja, es ist merkwürdig, in Berlin war doch fast noch alles kahl, und hier ist die Vegetation schon so weit vorgeschritten“, meinte Rudi erstaunt.

„Na, wenn das so weiter geht mit unserer Fahrt gen Süd, wandeln wir heute abend noch unter Palmen!“ lachte Senta.

Das taten sie nun nicht, wohl aber wanderten sie am Abend unter den vom Silberlichtregen des Mondes durchsicherten Bergtannen, die das alte Heidelberger Schloß umgürteten. Der herrliche, im Milchglanz des Vollmondes träumende Renaissancebau mit seinen sagenhaften Ruinen machte auf die empfängliche Ollly einen überwältigenden Eindruck.

„Wie freue ich mich für dich, Rudi, daß du auf diesem schönen Fleckchen Erde leben und studieren kannst“, sagte sie und drückte in ihrer Begeisterung sogar die Hand des Bruders.

„Ja, und besonders mit all den schneidigen Couleurstudenten zusammen.“ Für Senta hatte das Heidelberger Leben einen anderen Reiz.

Am nächsten Morgen hieß es auch von Rudi scheiden. Als Ollly seine kräftig jugendliche Gestalt, den noch jungenhaften Kopf mit dem kurzgeschnittenen Blondhaar vom dahinrollenden Zuge aus kleiner und kleiner auf dem Bahnhofe werden sah, als er schließlich ganz in einer Wolke schwarzgrauen Dampfes verschwand, da hatte sie das Gefühl, als ob sie nun ganz verlassen sei. Sie hätte der gegenüberstehenden Senta gern die Hand hingestreckt: „Laß uns jetzt in der Fremde wenigstens schwesterlich zusammenhalten!“ aber die hätte sie sicherlich ausgelacht.

Durch das lustige Neckartal, vorüber an den düsteren Schwarzwaldtannen, jetzt wälzte der deutsche Strom, der

Rhein, seine grünen Wasser dahin, und dann waren sie in der Schweiz. Als kurz vor Bern plötzlich die gewaltigsten Gletscherriesen des Berner Oberlandes am Horizont auftauchten, schrie die sonst stille Ollly laut auf.

„Senta — Senta!“ Sie wies aufgeregt mit der Hand hinaus.

„Gott, blöf doch nicht so, ich bin doch nicht taub, was gibt's denn da draußen? Wieder eine Windmühle, ein Kuhhirt oder gar eine Gänseherde, die dich begeistert?“ spottete sie.

„Run, mein junges Fräulein, wenn man die Alpen zum erstenmal erblickt, darf ein empfängliches Gemüt wohl in Begeisterung geraten“, mischte sich ein Herr, der mit ihnen fuhr, ein wenig tadelnd hinein.

Senta biß sich wütend auf die Lippen. Zum erstenmal im Leben geschah es ihr, daß man Olllys Handlungsweise recht fand und die ihrige mit stummem Vorwurf kritisierte! Wie kam überhaupt ein Fremder dazu, sie, ein erwachsenes Mädchen, zurechtzuweisen?

Sie machte ein hochmütiges Gesicht und hatte nun erst recht kein Auge für die immer klarer aufsteigende Gletscherherrlichkeit.

Gegen Abend war's, als die beiden Mädchen endlich, ziemlich gerädert von der langen Fahrt, ihr Endziel, den zwischen Lausanne und dem Hafen Dudy gelegenen Gare Centrale, erreichten. Hier sollten sie von einer Lehrerin der Pension in Empfang genommen werden. Zur besseren Erkennung wollte die Dame ein Taschentuch in der Hand halten.

Es war reger Verkehr auf dem Bahnhof. Angstlich hielt sich die große Ollly hinter der zierlichen Senta, die mit neugierigen Augen in das Gewühl blickte. Dort, jene Dame hatte ein Taschentuch in der Hand, das mußte die Abgesandte von Madame Pierre sein.

Senta steuerte mutig auf sie los, Ollly hinterdrein.

„Verzeihung, ich habe wohl das Vergnügen, mit einer Dame der Pierreschen Pension zu sprechen, unser Name ist Hildebrandt“, wandte sich Senta mit all ihrer verbindlichen Liebenswürdigkeit an die Fremde.

„Atfi“, nistete die Dame und gebrauchte ihr Taschentuch.

Senta wiederholte noch einmal ihre schöne Rede.

„Atfi“, antwortete es aufs neue.

Ratlos blickte das junge Mädchen sich um, dann begann es zum drittenmal.

Aber mit einem „Je ne comprends pas“ schnitt die verschnupfte Dame, wie es schien, auch durch die Belästigung des jungen Mädchens ein wenig verschnupft, ihre Anrede ab.

Herrgott, richtig, sie waren ja in fremdem Lande, auf der Bahnfahrt war ihnen das noch nicht zum Bewußtsein gekommen, jetzt galt es, Französisch zu sprechen!

„Attention“ — ein mit Koffern beladener Gepäckträger rempelte Oly an, die machte erschreckt einen Sprung in irgendeine Richtung hin, trotzdem sie den Mann überhaupt nicht verstanden.

„Nous sommes — nous sommes les filles de Monsieur Hildebrandt“, versuchte Senta in ihrer Ratlosigkeit noch einmal eine Verständigung mit der immer noch ihr Taschentuch gebrauchenden Dame.

Die schien von dieser Eröffnung weder angenehm noch unangenehm berührt. Sie machte ein so gleichgültiges Gesicht, daß das Badfischchen seine Worte mit demselben Erfolg an den danebenstehenden Automaten hätte richten können.

Selbst Sentas fröhliche Redheit schwand, mutlos standen die beiden deutschen Mädchen in dem sie umschwirrenden Gewirr von fremden Lauten. Sie hatten niemals eine französische Erzieherin gehabt, Papa war nicht für derartigen Firtlesanz. Und mit ihrem bißchen Schulfranzösisch wußte selbst Senta, die doch ganz und gar nicht auf den Mund gefallen war, hier recht wenig anzufangen.

Als Oly die jüngere Schwester so ratlos dastehen sah, erwachte ihre eigene Energie.

„Wenn Madame Pierre niemand geschickt hat, müßten wir uns eben hinfragen, wir wissen ja die Adresse.“

Aber das war leichter gesagt als getan. Olys Französisch lag noch zehnmal mehr im argen als das von Senta. Es klang ungefähr so, als ob einer Holz hackt, abgesehen von den lustig darin wimmelnden Fehlern.

So oft sie jemand ansprach, über die ersten Worte: „Où est la maison — — —“ kam sie nie. Der Betreffende hatte dann stets genug von ihrem Stotterfranzösisch und verzichtete auf die Fortsetzung.

Schließlich riet ihr jemand, sich einen Wagen zu nehmen. Daß sie auch nicht selbst daran gedacht hatten!

Eine herrliche Fahrt am Genfer See entlang machte alle ausgestandene Angst vergessen. In tiefer Azurbläue träumte der See, lustige weiße Wellenköpfchen tanzten auf seinem Spiegel. Große Dampfer zogen langsam dahin, leichte Segelboote und winzige Nachen schaukelten sich übermütig auf dem flimmernden Blau. In üppigster Fruchtbarkeit, einem blühenden Garten gleich, umrahmten ihn die Uferhänge, an denen der Wagen dahinrollte. Hellfarbige Häuschen waren kokett in grüne Weinberge gebettet. Drüben aber, am südlichen Ufer, erschimerte, vom Goldorange der ersterbenden Sonne umlobert, die gewaltige Kette der Walliser und Savoyer Gishäupter. Der Montblanc in seiner atembefleckenden Majestät!

Oly schloß geblendet die Augen. Hier in diesem Lande der Schönheit sollte sie, das häßliche junge Entlein, künftig leben?

Dann aber quoll die Freude am Schönen wieder übermächtig in ihr empor. Oh, hier mußte man ja gut sein, wo alles so feenhaft schön war. Die heimliche Angst vor dem fremden Pensionat, vor den unbekannten Lehrerinnen und Böglingen, die sie gewiß bald wieder verlachen würden, schwand. Nur das Glücksempfinden, täglich dieses wunderbare Bild genießen zu dürfen, blieb.

Sie griff nach Sentas Hand. Sie mußte in diesem Augenblick irgend jemand etwas Liebes antun, ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Schwester haben.

Die sah Oly von der Seite an, etwa wie man einen harmlos Verriickten anschaut.

„Piepmädchen?“ fragte sie und zog ihre Hand fort.

Aber ehe eine Verstimmung in Oly aufkommen konnte, hielt der Wagen vor einem zierlichen Schweizerhäuschen. Blaue Klematis umfletterte es bis zu dem Holzdach hinauf, einer einzigen leuchtendblauen Blume gleich ragte es aus dem ausgedehnten Garten. Rosenrote Mandelbäume hatten dort die schweren Blütenhäupter im Abendtau gesenkt, weiße Magnolienbäume ihre lichten Tulpen geschlossen. Ein Blumenland, das in dieser Abendstimmung unsäglichem Frieden ausströmte.

Wie in einem schönen Traum, aus dem sie Furcht hatte zu erwachen, schritt Oly langsam hinter Senta her, die jetzt wieder unternehmungslustig die Führung übernommen.

„Mon repos“ stand in geraden Lettern über dem Hauseingang an der Holzgeschnitten, rings um das Haus laufenden Galerie.

Es war keins der großen Auserwählten Pensionate, das von Madame Pierre. Als Papa nach seiner Verlobung zum erstenmal den Gedanken einer Schweizer Pension ins Auge gefaßt, hatte Oly sich mit Händen und Füßen gegen ein derartig elegantes Institut gesträubt. Viel lieber wäre sie in ein bescheidenes Pfarrhaus im Thüringer Wald gegangen. Aber Senta tat es nicht anders, die Töchter des Kommerzienrats Hildebrandt mußten in die französische Schweiz.

Da war ihnen zum Glück der Name von Madame Pierre genannt worden, die nicht direkt in Ausanne wohnte, sondern in mehr ländlicher Umgebung im Hafen Dudy. Sie hatte kein ausgedehntes Schweizer Pensionat unter sich und nahm nie mehr als zwölf Böglinge an. Der Unterricht wurde als vorzüglich empfohlen, und die Behandlung der jungen Mädchen sollte eine durchaus individuelle sein. Das war für Papa bei seiner schwierigen Oly ausschlaggebend gewesen.

Ein nettes Hausmädchen öffnete, nahm den beiden jungen Damen das Handgepäck ab und führte sie in den Empfangsraum. Der war wohnlich, aber einfach ausgestattet.

Senta zog das feine Näschen kraus und meinte, sich umblidend: „Etwas plebejisch!“ Während Oly gerade das Fehlen allen Prunkes mit erleichtertem Herzen begrüßte.

Madame Pierre trat herein. Eine große, schlanke Erscheinung mit vollem, weißem Haar. Das Gesicht darunter erschien noch jung, es bildete einen seltsamen Gegensatz zu den schlohweißen Haaren.

„Guten Abend“, sagte Senta und machte eine zierliche Verbeugung, halb tanztundenartig, halb damenhaft. Oly stand wie immer steif wie ein Stod.

„Ah, bon jour, mesdemoiselles, mais ce n'est pas possible, que vous soyez venues seules“, sie reichte erst Oly, dann Senta die Hand in einer gewinnenden Freundlichkeit.

„Oui“, sagte Senta — „non“, sagte Oly, aber verstanden hatten sie eigentlich alle beide nichts.

Wieder sprach Madame Pierre zu ihnen, es schien eine Frage zu sein, denn sie hob zum Schluß die Stimme.

Die schlaue Senta kombinierte daraus, daß sie nach der Lehrerin, die sie in Empfang nehmen sollte, gefragt seien.

„La dame avec les mouches n'était pas sur la gare“, stolz blickte das Blondchen auf die Vorsteherin — sprach sie nicht fein Französisch?

Die begann plötzlich zu lachen.

„Ich habe Sie gefragt, wie Ihre Reise gewesen, und nicht nach der Dame ‚mit den Fliegen‘, Sie meinen wohl ‚mouchoirs‘, Kind. Eh bien, Ihr Französisch scheint ja nicht allzu weit her zu sein, aber das werden Sie hier schon lernen“, setzte sie gleich wieder tröstend hinzu, als sie die kleine Unmutswolke auf Sentas Stirn entdeckte. Sie sprach jetzt ganz langsam und akzentuiert, daß selbst Oly einige Worte verstand.

„Nun muß ich aber wirklich einen Boten nach dem Gare Centrale senden, sonst steht Miß Pinfes bis morgen früh dort“, wieder gingen die französischen Worte wie Wogen über die deutschen Mädchen dahin. „Ich hoffe, daß es Ihnen bei uns gefallen wird!“ Trotzdem Oly

keine Ahnung hatte, wovon die Rede war, berührte sie die Art, in der es gesagt wurde, wohlthuend.

Diesmal sagte sie „oui“ und Senta zur Abwechslung „non“.

Dann klingelte Madame Pierre und gab dem eintretenden Mädchen Auftrag, die jungen Damen auf ihr Zimmer zu führen. Senta machte wieder ihre Verbeugung, Ollly etwas, was dasselbe bedeuten sollte, aber mehr dem Scharren einer Henne gleich.

Dann standen sie draußen in dem erleuchteten Treppenhof. Hinter wenig geöffneten Türspalten tauchten für Sekunden neugierige Mädchenköpfe auf.

„Numéro 12 est la chambre de Mademoiselle Ollly, et numéro 15 de Mademoiselle Senta“, sagte das Mädchen, die Türen zu den bezeichneten Zimmern öffnend.

„Berechter Strohsack, bleiben wir denn nicht zusammen?“ Senta, die bisher die Gesellschaft der Schwester stets als störend empfunden, machte jetzt ein erschrockenes Gesicht. Hier in der Fremde, wo kein Mensch ihre Sprache sprach, kam ihr zum erstenmal ein schweesterliches Gefühl.

Das angewiesene Zimmer, das sie betrat, war mit weißen Möbeln ausgestattet. Sehr sauber, aber auch sehr einfach. Dem verwöhnten Kommerzienratstochterlein erschien es geradezu ärmlich. Kein Sofa, kein Schreibtisch — dazu hatte sie so vor Irmgard von Buschen mit dem vornehmen Schweizer Pensionat geprahlt?

Am Tisch, der in der Mitte des Zimmers unter einer elektrischen Glühbirne stand, saß ein Mädchen mit offenem, hellem Kraushaar bei einer schriftlichen Arbeit. Es war wohl ungefähr im gleichen Alter mit der Eintretenden. Aber die lose Matrosenbluse, der kurze Faltenrock ließen es jünger erscheinen.

„Guten Abend“, sagte Senta freundlich und schaute ihre Zimmergenossin prüfend an.

„Good evening“, sagte diese und tat dasselbe.

„Nanu, das ist ja hier das reine Babel, einer versteht den andern nicht“, lachte Senta jetzt los.

Die junge Engländerin stimmte ein, und in diesem Sachen verstanden sich die beiden Badfische vorzüglich.

Senta eröffnete die Unterhaltung in einem seltsamen Gemisch von Deutsch, Französisch und Englisch.

„Are you schon longtemps ici?“

„I came yesterday.“

Das deutsche Badfischchen verstand ihr Englisch bedeutend besser als das fließende, schnelle Französisch der Vorsteherin.

„Also eine Neue — wie heißen Sie — comment est votre name?“

„Harriot Fewson — but we must speak French, it is not allowed to speak in other language.“

„Quatsch — ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist!“ Es war ganz gut, daß die junge Engländerin sie ziemlich verständnislos ansah.

Beim Einräumen der Sachen, bei dem Harriot der Neuen gefällig zur Hand ging, flog die Unterhaltung wieder in drei Sprachen lustig hin und her. Je weniger man sich miteinander verständigte, um so herzlicher lachte man. Und solch ein gemeinsames Badfischlachen verbindet mehr als tausend Worte. Als die Klingel zum Abendessen durch das Haus schallte, war Senta schon über manches in der neuen Heimat orientiert. Arm in Arm zog sie mit der jungen Manchesterin ins Speisezimmer.

Auf Nummer 12, Olllys neuem Quartier, ging es bei weitem stiller zu. Im ersten Augenblick hatte Ollly es mit Erleichterung begrüßt, daß Senta nicht mit ihr zusammenwohnen sollte, dann würden die kindischen Plänkelleien ihr wenigstens hier nicht den paradiesischen Frieden stören.

Aber als sie nun in das ihr angewiesene Zimmer trat und dort eine junge Dame vor einem Handspiegel sitzen sah, eifrig bemüht, sich die roten Haare zu Locken zu wickeln, hätte sie doch lieber die Schwester als Zimmergenossin gehabt.

Sie brummte etwas, was ebenso „guten Tag“ wie „bon jour“ heißen konnte, es war absolut unverständlich.

Das rothaarige Fräulein sah von seinem Toiletten-
spiegel auf, neigte höflich den Kopf, sagte mit hoher,
dünner Stimme „bon soir“ und warf einen Blick über
Ollys Erscheinung, unter dem die Neue heiß errötete,
denn sie fühlte die abfällige Kritik. Darauf wandte sich
die junge Pariserin wieder ihrem Spiegel zu.

Ollly aber stand verlassen mitten im Zimmer und
wußte absolut nichts mit sich anzufangen. Gut und
Mantel abzulegen und ihre Sachen auszupacken, das
Nächstliegende, daran dachte sie nicht. Nachdem sie unge-
fähr eine Viertelstunde dem interessanten Lodenstudium
des hübschen Rotkopfes zugeschaut und den alabaster-
weißen Teint, zu dem die goldbraunen Augen eigenartig
stimmten, genugsam bewundert hatte, trat sie ans Fenster
und starrte hinaus. Trotzdem graue Dämmerung bereits
ihre Schattenneze über den Genfer See spann, fühlte
sie wieder die Macht der schönen Natur auf sich wirken.
Das Gefühl des Unbehagens und Fremdseins schwand.

„Wollen Sie nicht Ihre Sachen ablegen?“ wandte
sich die Zimmergenossin jetzt in elegantem Französisch
mit erstaunten Augen an die immer noch im Straßen-
anzug dastehende Ollly.

Die zuckte die Achsel. Sie verstand keinen Ton.
Ach, hätte sie doch bloß den Konjunktiv besser gelernt und
überhaupt in Französisch mehr aufgepaßt!

Das Pariser junge Mädchen mit dem Loden Aufbau,
den hohen Absätzen und dem spitzenbesetzten Kleide schien
recht wenig von seiner neuen Gefährtin erbaut. Trotz-
dem versuchte es mit der gewandten Höflichkeit, die den
Franzosen eigen, noch einmal die stumme Reserve der
langen jungen Deutschen zu brechen und ins Gespräch
mit ihr zu kommen.

Bergebene Müß! Ollly antwortete nur durch Kopf-
schütteln, Brummen oder Achselzucken.

Zum Glück klang in diese angeregte Unterhaltung
die Essensglocke hinein.

„Au souper — au souper!“

Soviel war Ollly wenigstens klar, daß dies eine
Essensaufforderung bedeutete. Die rothaarige junge

Dame setzte sich in Bewegung, Ollly folgte in Gut und
Mantel.

Das geräumige, holzgetäfelte Speisezimmer lag im
Parterregechoß. Die Tafel war für sechzehn Personen
gedeckt, ein großer Frühlingsstrauch prangte in der Mitte.

Die Damen waren fast vollständig versammelt.
Obenan Madame Pierre, am andern Ende des Tisches
ihre Schwester, Mademoiselle Louison, meist „Made“ von
den übermütigen Jöglingen genannt. Wenigstens von
den Deutschen. Sie hatte das Hauswesen unter sich. Dar-
an reiheten sich frische, junge Mädchen gesichter zwischen
vierzehn und achtzehn Jahren. Neben dem duftigen
Frühlingsstrauch tauchte noch das etwas vertrocknete Ge-
sicht von Miß Winsheß, der englischen Lehrerin, auf, mit
der sich die Hildebrandtschen Schwestern auf dem Gare
Centrale verfehlt hatten.

Senta saß mit roten Backen und glänzenden Augen
bereits neben der neuen Freundin. Aber ihre Wangen
färbten sich noch um einige Töne tiefer, als sie jetzt Ollly,
noch immer gestiefelt und gespornt, hereinkommen sah.
Hatte die denn einen kleinen Triller im Kopf, daß sie so
zum Essen erschien?

Auch die andern sahen befremdet auf das überschlanke
Mädchen im grauen Filzhut und dunkelblauen Mantel.
Wollte sie etwa wieder davon?

Madame Pierre winkte sie zu sich heran.

„Eh bien, Ollly, wollen Sie nicht ablegen, es wäre
an Ihnen gewesen, Madeleine, dafür Sorge zu tragen“,
wandte sie sich mit leisem Vorwurf an die bildhübsche
Pariserin.

Madeleine antwortete etwas zu ihrer Entschuldigung,
was Ollly ebenso wenig verstand wie die Worte der Vor-
steherin.

Das aber verstand sie jetzt, als sich aus der Schar
eine junge Dame mit schlichtem Blondscheitel und grauen
Augen löste, auf sie zutrat und mit lächelndem „le
chapeau“ ihr den Hut vom Kopf nahm. „Maintenant
le manteau“, auch den Mantel zog sie ihr aus, und zum
Schluß „les gants“. Ja, das verstand Ollly, vor allem

aber die von Herzen kommende Freundlichkeit der ihr kaum bis zur Schulter Reichenden. Warm empfand sie den teilnehmenden Blick der guten grauen Augen.

Als die Helferin in der Not sie nun ganz selbstverständlich mit sich fortzog auf den leeren Platz neben dem ihrigen, ihr die Speisen reichte und sie vorläufig mit Fragen und Anrede taktvoll verschonte, da fühlte sich Oly geradezu geborgen neben ihrer Nachbarin. Als könnten die vielen neugierigen Augen ihr jetzt nichts mehr anhaben.

Das Gespräch wurde ausschließlich französisch geführt, trotzdem die Hälfte der Pensionärinnen Deutsche waren. Für jedes nicht französische Wort mußte man zehn Centimes in die Weihnachtskasse zahlen, das hielt die losen Zungen im Zaume, wenigstens, solange die Vorsteherin oder eine Lehrerin in Hörweite war.

Senta nahm dreist am Gespräch teil und erregte durch ihre zum größten Teil falschen Antworten Lachstürme. Sie gefiel allgemein. Freilich den Böglingen mehr als den Lehrerinnen. Madame Pierre meinte innerlich, daß die kleine Blonde doch für den ersten Abend entschieden ein wenig zu vorlaut wirkte. Die scheue Zurückhaltung der Älteren berührte sie angenehmer.

Auch Miß Pinfes und Fräulein Richter, die deutsche Lehrerin, die sich Olys so freundlich angenommen, dachten dasselbe. Oly war ganz erstaunt, als sie nach Tisch bei der allgemeinen Vorstellung hörte, daß ihre unscheinbare kleine Nachbarin eine Lehrerin war. Sie hatte sie durch ihr junges Aussehen ebenfalls für eine Pensionärin gehalten. Fräulein Richter hieß bei den Böglingen auch allgemein „la petite“.

Nach dem Abendbrot wurde musiziert. Für Oly bedeutete das eine Erlösung, wenn sie es durch ihre Gleichgültigkeit auch im Klavierspiel nicht weit gebracht hatte. Die Musik, das war eine Sprache, die all die verschiedenen, fremdzungigen Elemente harmonisch einte.

Um neun Uhr hieß es „bonne nuit“. Um halb zehn machten die Lehrerinnen abwechselnd die Runde, ob überall das elektrische Licht ausgedreht sei. Madame Pierre

hatte, zur schnelleren Erlernung der fremden Sprache, das Prinzip, nie zwei Landsmänninnen zusammen das Zimmer teilen zu lassen. Die arme Oly war gerade an eine Stodfranzösin geraten.

Aber als sie eben hinter ihrem Rotkopf das Zimmer aufsuchen wollte, fühlte Oly noch einmal ihre Hand ergriffen.

„Gute Nacht, schlafen Sie wohl!“ klang es lieb in deutscher Sprache. Fräulein Richter flüsterte dem armen Ding, das sich hier so verlassen zu fühlen schien, noch einen Heimatsgruß zu.

Der umschwebte Oly tröstlich bis in ihre Träume hinein.

11. Kapitel.

Nun muß sich alles, alles wenden.



ier Wochen waren seit dem Eintritt der jungen Berlinerinnen in das Pierresche Töchterpensionat verflossen.

Das Osterfest, das in diesem Jahre besonders spät fiel, stand vor der Tür.

Hatte Oly damals schon geglaubt, ein Frühlingsland zu betreten, so sah sie jetzt mit stillem Entzücken, daß es von Tag zu Tag noch schöner wurde. Das Blühen wollte nicht enden. Jeden Morgen, wenn sie auf die Holzgalerie hinaustrat, auf die alle Zimmer mündeten, fühlte sie, wie sich das Herz ihr weitete, wie ihr Auge heller blickte. Wenn es die von rosenroten Morgenwölkchen umflatterten Schneehalden grüßte, den See mit seinen lieblichen Ufern, dann war es ihr gar nicht möglich, so mißmutig an den Kaffeetisch zu treten, wie sie das zu Hause stets getan hatte.

Dazu kam, daß die Lehrerinnen und Lehrer ihr allgemein wohlwollend entgegentraten. Da hatte keiner

eine Ahnung davon, daß sie die faule, verstockte Oly Sildebrandt war. Jeder glaubte, ihr stilles Wesen entspränge dem Gefühl des Fremdseins und der mangelnden Sprachkenntnis. Und jeder bemühte sich daher, es der jungen Deutschen mit den ernstesten, oft sogar traurig blickenden Augen heimisch zu machen.

Oly, die so gar nicht an zarte Rücksichtnahme auf ihre Person gewöhnt war, die zu Hause sich halb krank gefehnt hatte nach einem Liebesbeweis des Vaters oder der Geschwister, fand es hier in der Fremde bei Fremden. Gültige Worte, freundliche Blicke, der einzige Schlüssel zu der scheuen, stumpf gewordenen Mädchenseele.

Hier spottete keiner ihrer, keiner wollte sie verletzen oder setzte sie hinter die Schwester zurück. Im Gegenteil! Madame Pierre, die kluge Frau mit den scharfen Augen und dem gütigen Lächeln, hatte es bald heraus, daß hinter dem wenig anziehenden Äußeren der Älteren sich wertvollere Charaktereigenschaften bargen als hinter dem hübschen Lächeln der andern. Manche Kleinigkeit hatte es ihr offenbart.

Gleich am ersten Morgen, als die Pensionsmutter die Pflichten der Woche, die alle acht Tage wechselten, unter den Pensionärinnen verteilte, da hatte sie wohl gesehen, wie der niedliche Blondkopf ein Mäulchen zog und den Kopf hintenüber warf, als er damit betraut wurde, beim Abdecken des Mittag- und Abendtisches Hand anzulegen.

„Das ist Hausmädchenarbeit und schickt sich nicht für eine Kommerzienratstochter!“ Deutlich standen Senta diese Worte auf der weißen Stirn geschrieben.

Aber Madame Pierre kümmerte sich nicht um derartige rebellische Gedanken. Die hatte im Laufe der Jahre schon so manches Hochmutsteufelchen ausgetrieben.

Die dunklen Augen Olys dagegen hatten aufgeleuchtet, als man ihr mit einer andern zusammen unter Fräulein Richters Leitung die Sorge für den Garten auf eine Woche anvertraute. Als ob Madame Pierre in ihrem Herzen geforscht habe, hatte sie ihr das Arbeitsfeld übertragen, welches ihr das liebste war.

Die Vorsteherin hatte die Beschäftigung in der frischen Luft für Oly ausgesucht, weil sie der Ansicht war, daß in der schönen Natur das Heimweh, von dem sie Oly befallen glaubte, sich am ersten geben würde. Außerdem hielt sie es für geraten, zu allererst das bleichsüchtige, überschlanke Mädchen durch gesunde Arbeit zu kräftigen.

Aber noch andere Gelegenheiten ließen die Vorsteherinnen stillschweigend Vergleiche zwischen den Schwestern ziehen.

Da war der alte, blinde Wilhelm, der schon jahrelang die Stiefel der jungen Fräulein putzte und kleine Dienste in Haus und Garten leistete.

Eines Tages sah die Pensionsmutter von der blühenden Rhododendronlaube aus, wie der Blinde, der jeden Weg in der Umgebung des Hauses kannte, mit seinem schweren Wassereimer vergebens vom Brunnen zurücktastete. Statt an der Küche stand er plötzlich vor dem versteckt gelegenen Komposthaufen und suchte dort umsonst den Eingang. Hinter den Blumenbüschen aber tauchten lachende Mädchengesichter auf.

Senta hatte in Gemeinschaft mit Madeleine Tisch und Stühle, die der Tastsinn des Alten als Wegweiser zu benutzen pflegte, auf einen andern Platz gestellt, um ihn irrezuleiten.

Noch ehe Madame Pierre einschreiten konnte, hatte sich aus der übermütig sichernden jungen Schar, die gerade Frühstückspause im Garten hielt, ein großes, dunkelhaariges Mädchen gelöst. Mit wenigen Schritten stand sie neben dem armen, vergeblich die Finger in die Luft stekenden Blinden. Ohne Zögern griff ihre Hand nach der schwieligen des Alten, und mit freundlichem



Wort führte sie den verlegen Lächelnden zum Kücheneingang.

Dann aber wandte sie sich mit empörten Augen der Schwester, welche den herzlosen Streich mitangestiftet, zu. „Pfui, schäme dich!“ rief Oly in deutscher Sprache.

„Dreißig Centimes in die Weihnachtskasse für drei deutsche Worte“, war die lachend in französischer Sprache gegebene Antwort Senta's.

Die Ältere wandte sich stumm ab. Ach, sie wußte ja am besten, wie weh der Spott und das heimliche Gefäch dem Blinden, dessen Ohr noch geschärft war, getan haben mußte. Und doch, hatte sie selbst jemals so ein mildes, verzeihendes Lächeln für ihr angetane Kränkung gehabt wie der arme Blinde? Oly fühlte, daß sie viel von dem einfachen Alten lernen konnte.

Auch in anderer Beziehung. Hatte sie nicht, wo immer sie bisher gewesen, sich die Schönheit der großen Natur durch kleinliche Gedanken an das eigene winzige Ich verdorben? Ja, gerade dann hatte sie ihre Gäßlichkeit am schmerzlichsten empfunden.

Und dieser arme blinde Mann hier? Der nicht sah, wie golden der Tag war, wie farbenprächtigt die Blüten, wie überwältigend großartig Berg und See, der summt fröhlich bei seiner Arbeit ein Lied aus zufriedenen Herzen.

Wieviel tausendmal besser hatte sie es doch als er! Wie mußte sie dem lieben Gott danken, daß er ihr das Augenlicht geschenkt hatte, um all das Schöne ringsum in sich aufzunehmen!

Solche Gedanken machten Olys früher meist finstere Miene hell und zufrieden. Ihre Augen blickten von Tag zu Tag jünger und lebensfroher. Auch körperlich fühlte sie sich frischer. Zum träumerischen Umhersitzen und fruchtlosen Gedanken spinnen fand sie hier keine Zeit. Da galt es, im Hause anzugreifen, beim Aufräumen der Zimmer zu helfen, eine Torte oder einen Kuchen zu backen, Salate zierlich zu garnieren und sich selbst eine weiße Bluse kunstgerecht zu plätten. Zu allem zog Made-moiselle Louison die jungen Mädchen heran. Sie wußte,

wenn sie es ihr auch jetzt nicht im Augenblick dankten, später taten sie es sicher einmal.

Nein, Senta, das verwöhnte Kommerzienratstochterlein, sowohl als auch Madeleine, die elegante Pariserin, fanden diese häuslichen Beschäftigungen durchaus nicht standesgemäß. Wo es nur irgendwie anging, drückten sie sich davon, aber die „Made“, so gut sie auch sonst war, in bezug auf das Hauswesen verstand sie keinen Spaß.

Ob Senta auch noch solche Gefichter schnitt, sie mußte das glühende Eisen zur Hand nehmen und sich ihre Stidereibluse eigenhändig — versengen. Sie, die bisher immer achtlos mit weißen Blusen, die das Hausmädchen ihr tadellos lieferte, umgegangen, sah jetzt, wieviel Mühe solche Arbeit machte. Die feinen Fingerchen zeigten Blasen, und der weiße Arm — o Schrecken — sogar eine feuerrote Tätowierung. Bei dem unlustigen Draufloßplätten hatte sie ihn mit dem Blusenärmel verwechselt.

Sentchen aber saß neben dem Plättbrett, weinte Tränen teils aus Schmerz, teils aus Arger, teils aus Mitleid mit sich selbst, und legte geschabte Kartoffel auf das rote Ehrenzeichen der Arbeit.

Oly machte es Freude, der Made zur Hand zu gehen. Sie hatte es ja zu Hause oft genug gewünscht, sich zu betätigen. Sie hatte manches Mal die jungen Fabrikmädel beneidet, die sich nicht den ganzen Tag zu langweilen brauchten.

Geschiedt zeigte sich Oly eigentlich nicht. Senta war von Natur aus viel anstelliger als sie. Aber Oly hatte Lust und Liebe zur Arbeit. Und weil die gute Made das sah, ließ sie sich keine Mühe verdrießen, dem jungen Mädchen immer wieder die kleinen Handgriffe zu zeigen.

In den Unterrichtsfächern erging es ihr vorerst weniger gut. Ihre Teilnahmslosigkeit in der Schule rächte sich, sie vermochte dem Unterricht, der natürlich in französischer Sprache erteilt wurde, kaum zu folgen. Aber als sie sah, daß die Lehrer trotzdem freundlich zu ihr blieben, kein ironisches Wort für ihre Unwissenheit hatten, sondern immer wieder versuchten, eine Sache zu erklären,

bis sie dieselbe begriffen hatte, erwachte die Dankbarkeit in ihr. In Olys reichem Gefühlsleben stand die Dankbarkeit obenan. Hier konnte sie die Geduld, welche die Lehrenden ihr gegenüber übten, nicht besser vergelten, als daß sie alle Kräfte dareinsetzte, nachzuholen und mit den andern Schritt zu halten. Willensstärke und gute Geistesgaben besaß sie, das hatte sie ja auch in der Schule für kurze Zeit bewiesen. Aber jetzt erlahmte ihre Schaffensfreude nicht durch ein schlechtes Zeugnis.

Jede freie Minute, welche die Pensionschwestern zu allerlei Mötchen benutzten, verwandte sie auf die Arbeit. Mit zäher Energie konzentrierte sie ihr Denken auf die Bücher. Da konnte es nicht ausbleiben, daß Senta nach einiger Zeit halb erstaunt, halb neidisch in den Unterrichtsfächern zu Oly hinblickte, die auf dem besten Wege dazu war, sie zu überflügeln und in den Schatten zu stellen.

Was die Schwestern bei ihrem Eintritt für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten hatten, nach wenigen Wochen bereits hatte sich ihr Ohr an die fremde Sprache gewöhnt. Wenn Madame Pierre jetzt noch so schnell parlierte, sie verstanden es, freilich mit dem eigenen Sprechen haperte es noch eine ganze Weile.

Das Plappermäulchen der Jüngeren beherrschte die französische Sprache schneller als Olys schwerfälliger Zunge. Sentas Freundschaft mit Madeleine, die selbst kein Deutsch verstand, beförderte ihre Sprachkenntnis.

Das war aber auch das einzige Gute an der Freundschaft zwischen Senta und Madeleine. Trotzdem letztere mit Oly das Zimmer teilte, und sich fast überall die Stubengefährtinnen anzufreunden pflegten, blieb das auf Nummer 12 aus. Die beiden waren äußerlich und innerlich zu verschieden, als daß sich Fäden der Sympathie zwischen ihnen gesponnen hätten. Oly sah mit überlegenem Achselzucken auf die eitle Pariserin, die nur Sinn für ihre Schönheit und ihre Toilette hatte. Diese dagegen wieder mit stiller Verachtung auf die unschöne Deutsche, die es nicht einmal verstand, das, was einigermaßen hübsch an ihr war, zur Geltung zu bringen. Die

mit demselben Mangel an Grazie die Hauskleider trug wie die eleganten.

Nein, da war ihr die blonde Senta, die ihr hübsches Spiegelbild gerade so liebte wie sie selbst, entschieden plus agréable.

Madame Pierre sah mit wenig Freude, daß Senta sich so innig an die rothaarige kleine Schönheit schloß, die dem deutschen Vadsch durch ihre überlegenen Toilettenkünste imponierte. Sie hatte Madeleine überhaupt nur ungern in ihr Haus genommen. Diese hatte Schauspielerblut in den Adern, ihr Vater sowohl als ihre Mutter gehörten zu den bekannten Schauspielern am Pariser Theater. Besonders die Mutter war eine gefeierte Actrice, ebenso ihrer Kunst als auch ihrer Schönheit wegen.

In solch einem Milieu, dem jedes feste Familienleben mangelte, war Madeleine aufgewachsen. Früh schon hatte das schöne Kind Ausrufe der Bewunderung gehört, wenn sie im weißen Spitzenkleidchen neben der berühmten Mama den Boulevard entlangstolztierte. Je größer sie wurde, umso empfänglicher zeigte sie sich dafür. In einem Alter, wo die deutschen Mädchen noch mit Puppen spielen, hatte das französische Schauspielerkind bereits eine Schar Bewunderer um sich, da blieb für das Lernen natürlich wenig Interesse übrig. Bevor sie als erwachsenes Mädchen sich ebenfalls ganz dem Schauspielerberuf, für den sie hervorragend befähigt war, widmete, hatte der Vater sie noch auf ein Jahr in eine Pension gegeben, um die vernachlässigte Bildung auszufüllen. Aber Madeleine trieb hier alles andere als Lernen. Was — wozu sollte sie sich das hübsche Köpfchen wohl mit unnötigem Ballast vollpfropfen? Sie studierte heimlich Rollen aus modernen Lustspielen, in denen sie zuerst aufzutreten gedachte, und führte sie vor den Pensionschwestern auf.

Senta Gildebrandt war ein besonders begeistertes Publikum für alle Künste der rothaarigen Madeleine. Sie dachte schon daran, wie sie später den Freundinnen in Berlin großsprecherisch würde erzählen können, daß sie in

der Pension innig mit einer berühmten französischen Schauspielerin befreundet gewesen.

Ja, die Freundschaft mit Madeleine wirkte nichts weniger als günstig auf das an und für sich schon etwas oberflächliche und gefallüchtige Mädel. Aber, als Senta eines Tages statt mit ihren lose am Hinterkopf aufgesteckten Blondzöpfen mit Korfenzieherlocken, wie Madeleine sie trug, zum Garnieren des Heringsalates im Reich der Made erschien, schickte diese sie mit lebhaftem Protest wieder nach oben. Madame Pierre aber nahm sich das eitle junge Ding vor und warnte es ernst vor dem schädlichen Einfluß der jungen Pariserin.

Verbotene Früchte schmecken am besten — Madame Pierres Warnung hatte nur zur Folge, daß sich Senta heimlich noch inniger an Madeleine schloß.

Auch Oly sah es mit Bedauern. Sie hielt die Französin, mit der sie so eng zusammen hauste, ganz und gar nicht für einen geeigneten Umgang. Aber eine dahinzielende Bemerkung Olys hatte die Schwester höhnisch zurückgewiesen.

„Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten, oder bist du am Ende gar neidisch auf unsere Freundschaft?“

Nein, neidisch war Oly ganz gewiß nicht darauf. Auch nicht auf die Tatsache, daß Senta bei allen Pensions-schwestern weitaus beliebter war als sie selbst. Das war doch ganz natürlich, das verdachte sie keiner.

Oly hielt sich auch hier zurück. Sie nahm nicht teil an den heimlichen Streichen, an den verstohlenen Praliné-einkäufen und kleinen Arbeitsmogeleyen. Aber von den gemeinsamen Sportspielen, Golf, Tennis, Kroquet, von den Schwimmstunden und Ruderausfahrten, durfte sie sich nicht ausschließen, die gehörten in das Pensionsprogramm. Und das war gut, denn diese Übungen im Freien machten ihre ungelenken Glieder und Bewegungen elastischer, hauchten rosigen Schimmer über die gelblich bleichen Wangen.

Mit Senta selbst setzte es jetzt niemals mehr Streit. Es war keine Gelegenheit dazu. Sie sahen sich kaum

allein, denn sie suchten sich nicht. Auf diese Weise vertrugen sie sich vorzüglich.

Freilich wunderten sich die anderen, vor allen Fräulein Richter, daß man die beiden Schwestern so wenig zusammen sah. Der Grund dafür mochte wohl in der Verschiedenheit der Charaktere liegen, aber dennoch . . . !

Fräulein Richter, oder vielmehr „la petite“, spielte die Rolle, die sie am ersten Abend bei Oly Hildebrandt vertreten, auch fernerhin, die eines guten Engels. Sobald Oly in den neuen Verhältnissen sich nicht allein zurecht fand, stand sie ihr zur Seite. Sie ermunterte sie in den Schulstunden, zog sie bei den Mahlzeiten ins Gespräch und vermittelte in den Erholungspausen, auf den Spaziergängen Olys Zusammensein mit der lachenden Jugend.

Das ernste Mädchen mit dem frühzeitig reifen Blick und dem wehen Zug um den jungen Mund, das so ganz anders war als all' die Mädel, die Fräulein Richter schon hatte kommen und gehen sehen, hatte von Anbeginn ihre Teilnahme erweckt. Nie hatte Fräulein Richter sie jugendlich herzlich und hell lachen hören. Höchstens huschte mal ein schwaches Lächeln über ihr Gesicht, wie ein scheuer Sonnenstrahl an einem grauen Wintertage. Und doch, dieses Lächeln zauberte einen ganz anderen Ausdruck in das schmale Mädchen Gesicht.

Heute lächelte Oly nicht. So golden die Sonnenfunken auch auf dem dunkelblauen Wasserspiegel tanzten, so berauschte Düste auch die farbenfreudigen Blüten-glocken zu ihr sandten. In den Lüften rings um sie zwitscherte und jubilierte es, als könnten die kleinen, gefiederten Musikanten gar nicht laut genug ihr Glücksgefühl über die Schönheit des Lenzes in die Welt schmettern.

Ein Rotkehlchen hüpfte von Zweig zu Zweig und blickte neugierig auf das junge Menschenkind, das da ganz versteckt auf einer Lattenbank in den dichten Gängen des Nebenlandes hockte. Warum sang und jubilierte es denn nicht auch an solch einem sonnigen Ostermorgen?

Das zierliche Vögelchen redete fürwrig sein Gäl-

chen mit dem schönen, roten Schlips. Nanu — hatte das Mädchen nicht sogar Tränen an den langen, dunklen Wimpern? Erschreckt flatterte das Rotkehlchen davon. Oly aber fuhr sich über die schwimmenden Augen.

Ihr war das Herz heute in all dem Lenzeswunder so schwer, so schwer!

Von den blumentumkränzten Hotelpalästen Territets, die in der Sonne blühten, glitt ihr Auge weiter. Zu dem düsteren, mittelalterlichen Bau, der seine gewaltigen Felsmauern dräuend und unbarmherzig aus den blauen Wassern des Genfer Sees emportürmt. Schloß Chillon! Ach, hier hatte so mancher, eingekerkert, mit finsterner oder hoffnungslosem Blick, auf die feinen Elend hohnlachende Lieblichkeit des Sees hinausgestarrt. Hier war Lord Byron's Klagefang „Der Gefangene von Chillon“ der gepreßten Brust entströmt, hier hatten schon andere gefessen und ihr Leid für das schwerste und tiefste auf der Welt gehalten.

Oly barg das Gesicht in den Händen. Das übermütige Sonnengeflimmer auf dem Wasser, der Glanz des Tages tat ihrem Auge weh.

Der weiche Boden verschlang das Näherkommen von Schritten. Das in ihren Schmerz versunkene Mädchen hatte dessen nicht acht. Erst, als sich eine Hand ihr auf die Schulter legte, und eine Stimme weich und mitleidig in deutscher Sprache: „Oly, liebes Kind, was fehlt Ihnen denn?“ fragte, fuhr sie verstört hoch.

Fräulein Richter stand vor ihr. Aus guten, teilnehmenden Augen blickte sie auf das weinende Mädchen.

Beschämt, in ihrem heimlichen Leid überrascht zu sein, erhob sich Oly. Aber Fräulein Richter, die sich bereits neben sie gesetzt, zog sie wieder sanft zu sich nieder.

„Wollen Sie es mich nicht wissen lassen, Kind, weshalb Sie sich hier an dem herrlichen Ostersonntag einsam grämen?“ fragte sie leise.

Oly schüttelte den Kopf.

Rein, wenn sie Fräulein Richter auch noch so gern hatte, von dem, was ihr heute das Herz beschwerte, vermochte sie nicht zu sprechen.

„Vielleicht kann ich Ihnen helfen?“ Sanft und weich drangen die Laute der Heimat an Oly's Ohr.

„Mir kann keiner helfen — keiner!“ Aufschluchzend schlug das junge Mädchen aufs neue die Hände vors Gesicht.

„Auch nicht unser Herrgott da droben?“ Ernst klang Fräulein Richters melodische Stimme. „Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, Oly, aber vielleicht hat der liebe Gott meinen Schritt heute gerade hierher gelenkt, weil ich Ihnen Trost bringen soll. Man darf die Hand, die sich uns bietet, nicht in egoistischem Schmerz von sich stoßen.“

Oly hob ein wenig beschämt den Kopf. Da hielt ihr die junge Lehrerin mit einer rührend zarten Bewegung ihre schmale, feindrige Hand hin. Scheu legte Oly die ihre hinein.

So saßen die beiden Hand in Hand unter dem rankenden Weinlaub. Fräulein Richter sprach nicht mehr, sie wartete. Sie verstand in den Seelen zu lesen, sie wußte, daß Oly sprechen würde, sobald sie sich selbst überwunden.

Da öffneten sich auch schon die zusammengepreßten Lippen, und wie gegen den Willen seiner Besitzerin sprach der Mund leise: „Mein Vater verheiratet sich heute wieder!“ Die letzten Worte klangen ganz erstickt.

„Kind — Kind, ist denn das ein Grund zu einem solchen Schmerzensausbruch? Wie ist es nur möglich, daß ihr Schwestern so verschieden denkt? Da kam mir vor



kurzem im Garten die Senta jubelnd mit einem großen Paket entgegengesprungen, das ihr zu Ehren der Hochzeit soeben erhalten habt. Die eine weint und die andere jauchzt aus der gleichen Ursache — es geht doch wunderbar in der Welt zu!”

„Ich hätte nicht sprechen sollen!“ Oly sagte es mehr zu sich.

„Doch, Kind, jetzt wollen Sie sich gekränkt wieder in sich selbst zurückziehen, denken wohl gar, ich hätte kein Verständnis für Ihr Leid. Und doch habe ich das alles einst genau so durchlebt wie Sie. Auch mir gab mein Vater vor Jahren eine neue Mutter, und ich lehnte mich dagegen in unvernünftigem Trotz auf. Freilich, ich war jünger und unverständiger als Sie. Heute ist meine Stiefmutter meine beste Freundin. Vielleicht geht es Ihnen auch noch einmal so, Oly.“

„Nie!“ Oly stieß es heftig heraus.

„Glauben Sie nicht, Oly, daß die Dame, die Ihr Vater erwählt hat, um seinen Kindern die Mutter zu ersetzen, auch dessen würdig sein wird?“ begann Fräulein Richter nach einem Weilschen wieder.

„Meine einzig geliebte Mama hat sie aus Pappas Herzen verdrängt, heute drängt sie unsere Mutter ganz aus dem Hause und aus der Erinnerung!“ Nun, da das Eis des zurückdämmenden Schweigens einmal gebrochen war, fluteten Olys geheimste Gedanken unaufhaltsam in Worte über die Lippen.

Fräulein Richter schaute mit feuchtem Blick auf die Erregte. Jetzt begann sie das über seine Jahre ernste Mädchen zu verstehen.

„Sie sind sicher ungerecht, Oly, wenn Ihr Vater ein noch jugendlicher Mann ist, hat er selbst noch ein Anrecht auf Glück und Freude im Hause. Die neue Mutter hat gewiß gute Eigenschaften — schütteln Sie nicht den Kopf, Kind — Sie sollen mal sehen, wie lieb die Mutter Sie haben wird!“

„Mich lieb — hahaha . . .“ Oly brach mitten in dem bitteren Lachen ab, und ihre Stimme schlug in Schluchzen um. „Mich hat kein Mensch lieb!“

„Um Gottes willen, was reden Sie da, Kind!“ Fräulein Richters gute Augen blickten geradezu entsetzt drein, „denken Sie an Ihren Vater!“

Eine lange Pause.

Nur süßes Vogelgezwitscher in den Büschen.

„Mein Vater“ — Oly sprach jetzt ganz leise, kaum hörbar — „mein Vater hat mich auch nicht lieb!“ Ihre Lippen zuckten.

Da schlang die junge Lehrerin den Arm um die Weinende und zog sie dicht zu sich heran. Hier öffnete sich ein solcher Kindesjammer vor ihr, daß sie vorerst nicht mit Worten daran rühren durfte.

Leise streichelte sie den dunkelhaarigen Kopf, der an ihrer Schulter ruhte.

„Ja, wenn Fräulein Arnold wäre wie Sie!“ flüsterte Oly nach einer Weile, da sie ein wenig ruhiger geworden.

„Wir können nicht alle gleich sein, — aber nun sagen Sie mir bloß, Oly, wie kommen Sie zu diesem entsetzlichen Irrtum, Ihr Vater könnte Sie nicht lieb haben. Jeder Vater liebt sein Kind!“

„Ich — ich bin ihm zu — häßlich!“ Als schämte sie sich, das, was ihre Jugend verdunkelt, hier im hellen Sonnenlicht laut werden zu lassen, verbarg sie aufs neue den Kopf an der Schulter der Lehrerin.

Fräulein Richter lachte befreit auf.

„Kindskopf,“ schalt sie liebevoll, „als ob Elternliebe nach dem Äußeren ginge. Als ob ein Vater oder eine Mutter nicht gerade das häßliche Kind besonders an ihr Herz nähme! Im übrigen — ich finde Sie durchaus nicht häßlich, Oly!“

Das junge Mädchen hob jäh den Kopf.

„Jetzt sprechen Sie aus Mitleid gegen Ihre Überzeugung!“ Mutlos ließ sie den Kopf wieder sinken.

„Ich lasse mich auch durch Mitleid nicht in der Wahrheit beeinflussen. Elend sehen Sie aus, und als Sie zu uns kamen, noch viel mehr. Aber Sie haben ein interessantes und sympathisches Gesicht — im übrigen, Oly, ist das doch furchtbar gleichgültig! Der innere Wert bestimmt den Menschen, nicht der äußere, wenigstens vor

den Leuten, an deren Urteil uns liegen sollte. Ich habe gar nicht gedacht, daß Sie solch eine oberflächliche, kleine Eitelkeit find!" Fräulein Richter zog, um sie zu trösten, das ernste Gespräch ins Scherzhafte.

Aber so schnell kam Ollv nicht von dem sie in den Tiefen ihrer Seele aufrührenden Thema los.

Oberflächlich — eitel — nein, das sollte Fräulein Richter nicht von ihr denken.

"Sie haben mich zu Hause ‚das häßliche junge Entlein‘ genannt. Wie dieses bin auch ich wegen meiner Häßlichkeit herumgestoßen, verhöhnt und zurückgesetzt worden!" Selbst das Allerletzte löste die Güte der Lehrerin in dem jungen Herzen.

Da lachte Fräulein Richter nicht mehr. Was für eine beklagenswerte Jugend hatte das reiche Mädchen gehabt!

"Run denn," — Fräulein Richter hob Ollvs gesenktes Kinn empor — „soweit ich mich auf das Märchen besinne, ist das arme, verkannte Entlein doch mehr wert als all die anderen Enten im Hofe, und wird zuletzt ein herrlicher Schwan. Da müssen Sie ja den anderen für ihren Vergleich noch dankbar sein, Ollv", setzte sie lächelnd hinzu.

"Ich werde niemals zum schönen Schwan werden!" In tiefer Mutlosigkeit sprachen es die jungen Lippen.

"Denken Sie doch nicht immer nur an das Äußere, Ollv. Versuchen Sie es, innerlich aus dem grauen, unscheinbaren Entlein einen edlen Schwan zu machen. Das innere Wesen drückt auch unserem Äußeren seinen Stempel auf. Glauben Sie es mir, Kind! Sie sprachen vorhin davon, daß Sie Ihrem Vater zu häßlich seien, waren Sie denn in Ihrem Wesen lieb und gut zu ihm, gütlich und töchterlich?"

Aha — Sie schweigen, Ollv. Sehen Sie, daran liegt es, und nicht an Ihrer eingebildeten Unschönheit. Seien Sie ehrlich gegen sich, und Sie werden erkennen, daß Sie selbst zum großen Teil schuld sind an den mangelnden Liebesbeweisen Ihres Vaters. Wie es in den Wald einschallt, schallt es heraus! Versuchen Sie selbst es erst, Ihrem Vater liebevoll entgegenzukommen, dann werden

Sie sehen, daß auch er Liebe für Sie hat!" so tröstete Fräulein Richter.

"Es ist zu spät, heute ist es zu spät!" Die Tränen schossen wieder heiß in Ollvs Augen.

"Es ist niemals zu spät, um etwas Gutes zu beginnen! Schauen Sie um sich, Ollv. Sehen Sie das Leben, das Blühen und Reifen ringsum? So glanzvoll und licht der Tag, und doch war es vor einigen Stunden hier dunkle Nacht, vor einigen Monden unfruchtbarer Winter. Es erneut sich alles in der Natur! Haben Sie doch Hoffnungsfreude, wie das solchem jungen Menschenkinde zukommt. Der Lenz ist da — nun muß sich alles, alles wenden!"

Niemals hatte Ollv derartig gütige Worte vernommen; sie verfehlten nicht ihren Eindruck auf ihr empfängliches Gemüt.

"Ich danke Ihnen, Fräulein Richter, oh, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Güte! Und ich will versuchen, innerlich zum Schwan zu werden", setzte sie leiser hinzu.

"Bravo, Ollv! Guter Wille bedeutet schon den ersten Schritt!"

Die Lehrerin zog sie aus dem grünen Dämmerlicht der Weinspalisere hinaus in den strahlenden Sonnenschein.

"Horch — Glockenschlag!" Ollv blieb lauschend stehen.

"Das sind die Glocken der Kathedrale — die Osterglocken! Sie rufen zur Auferstehung. Wir wollen das Gute in uns, das geschlafen, das tot gewesen, erwachen und auferstehen lassen. Die Osterglocken singen Ihnen ganz besonders ihr Lied, Kind!"

"Ich habe noch eine Bitte, Fräulein Richter," — Ollv zögerte, weiterzugehen — „bitte, sagen Sie nicht ‚Sie‘ zu mir, Sie stehen mir seit heute so nahe, wie kein anderer Mensch!"

"Gern," — Fräulein Richter schlug einen heiteren Ton an — „aber nur in den Feiertags-, in den Ausnahmestunden! Jetzt wird wieder französisch gesprochen, jetzt heißt es ‚vous‘, sonst kriegen wir noch alle beide von Madame Pierre Schelte!"

Arm in Arm schritten die beiden unter dem ehernen Sange der Osterglocken durch das blühende Gelände. Die Wasser des Sees murmelten es, der Lenzwind säuselte es, die lichtgrünen Blätter rauschten und die Blumen flüsterten es leise, die trostbringende Frühlingsfunde: „Nun muß sich alles, alles wenden!“

12. Kapitel.

Ein mutiges Mädchen.

Ja — es wurde anders!

Ollly wurde eine andere, seitdem die junge deutsche Lehrerin ihr auf der Rebenbank den richtigen Weg gewiesen. Sie wollte mit allen Kräften versuchen, wenigstens innerlich das häßliche junge Entlein zu einem Schwan zu verwandeln.

Bei einer Bornahme blieb Ollly nie stehen. Sie ging gleich mit festem Willen heran. Noch an demselben Tage sandte sie ein Glückwunschtelegramm an den Vater ab, da sie es vorher trotzig zurückgewiesen hatte, an Senta's Gratulationsbrief einige Worte anzufügen. Papa sollte an dem heutigen Tage nicht zornig oder gar traurig an seine älteste Tochter denken.

Der Abend dieses eine Veränderung herbeiführenden Ostertages brachte auch in das Haus „Mon repos“ manche Veränderung.

Am Nachmittag sah man die Pensionsschwestern geheimnisvoll flüstern und fichern. Bei den gemeinsamen Spielen hatte keine so rechte Aufmerksamkeit. Ollly am wenigsten. Wenn sie sich auch nicht an dem Getuschel, das von Senta ausging, beteiligte. Ihr war das Herz heute so voll von dem, was Fräulein Richter gesagt.

Das „Gute Nacht“ war verklungen, die Böglinge suchten ihr Lager auf. Ollly und Madeleine stumm wie stets.

Miß Binsbes, der Senta den despektierlichen Namen „Binscher“ zugelegt hatte, machte heute als Nachtwächter

die allabendliche Runde. Überall waren die elektrischen Flammen vorschriftsmäßig ausgeknipst, die Mädchen in ihren Betten. Nur der Mond ruhte nicht, durch die unverhangenen Fenster strichte er sein silbermaschiges Licht neß über die jungen Gesichter.

Ein Bett knarrte leise, noch eins — jetzt hier — nun dort. Schlanke, weiße Gestalten erhoben sich lautlos allenthalben, glitten unhörbar auf bloßen Füßen über die Holzgalerie und verschwanden alle in demselben Zimmer.

Der Mond machte ein bestürztes Gesicht. Nanu — was hatte denn das zu bedeuten, die Geisterstunde war doch noch nicht da?

In Senta's Zimmer gab es einen heimlichen Hochzeitschmaus. Madeleines rothaariges Köpfchen hatte den abenteuerlichen Plan ausgeheckt, und Senta ihn jubelnd aufgenommen. Alle Pensionsschwestern waren zur Vertilgung der großen, von Papa gesandten Hochzeitskiste geladen, nur — die eigene Schwester nicht.

„Ollly hat keinen Sinn für Heimlichkeiten, die verpeßt uns am Ende“, hatte sie, ein wenig verlegen, geäußert, als die Gefährtinnen sich darüber gewundert hatten.

Madeleine pflichtete ihr bei. „Ja, sie ist zu sehr enfant gatée bei den Lehrerinnen!“

Ollly fuhr aus erstem Halbschlummer empor. Hatte da nicht die Verandatür geknarrt?

Madeleine mit malerisch gelöstem Rothaar stand mitten in der Mondscheinflut, wie eine schöne Nixe anzuschauen. Sie war gerade im Begriff, zu entweichen.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ Ollly ermunterte sich mit Anstrengung. Trotzdem sie Madeleine nicht mochte, war ihr Mitleid erregt.

„Nein, mir ist gar nicht gut, ich muß etwas frische Luft schöpfen — aber lassen Sie sich ja nicht stören, schlafen Sie nur ruhig weiter!“ Madeleine machte, daß sie davonskam. Sie wand sich — nicht vor Schmerzen — sondern vor Lachen. Die hatte sie fein düpiert!

Der Mond guckte neugierig in das Zimmer 15 hinein. Mit hochgezogenen Beinen hockten sie alle, die Bög-

linge der Bierreschen Pension, in langen Nachtgewändern auf den Stühlen, den Betten, ja, selbst auf dem Tisch hatten vier Platz genommen. Mit vollen Bäden verschmausten sie die große Hochzeitstorte, und dazwischen die feinen Pralinés und herrlichen Petits fours, welche die neue Mutter für das Naschmädchen eingelegt.

Madeleine stand in der Mitte und gab eine selbsterfundene, pantomimische Hochzeitssaufführung zum besten.

Die anderen jauchzten Beifall.

„Pst, Kinder — nicht so laut — der Pinscher hört uns!“

„Ach wo, wenn die mal schnarcht, können die Mauern einstürzen . . .“

„Mais la petite“, gab eine andere zu bedenken.

Aber die warnenden Mahnungen drangen nicht durch, man war viel zu sehr in Stimmung.

Die Hochzeitstafel war beendet, jetzt kam der Hochzeitstanz heran. Vissi, die festsche Wienerin, bildete die Kapelle. Sie pfiff kunstgerecht die neuesten Wiener Operettenwalzer, nach denen sich die Schar weißer Hemdenmäße übermütig drehte. Alles barfuß.

Der Mond machte ein ganz verdurtes Gesicht bei diesem merkwürdigen Anblick. Aber noch ein Gesicht spähte durch die Scheiben, nicht weniger verdurzt als der Mond droben. Das Oly.

Sie hatte nicht wieder einschlafen können, die Sorge um die erkrankte Madeleine hatte sie munter gehalten. Da die junge Pariserin nicht zurückkehrte, fürchtete Oly, daß sie sich in der Nachtlust erst recht erkälten könnte. Gutherzig, wie sie war, erhob sie sich trotz ihrer Müdigkeit vom Lager, um selbst nach der Kranken zu sehen.

Aber die Holzgalerie, auf die Oly trat, war leer. Nur silberförmige Mondstrahlen huschten darüber hin.

Wo war Madeleine hingekommen?

Aus einem Zimmer klang Flüstern und Lachen. Oly folgte dem Klang. Und nun stand sie, wie ein Dieb in der Nacht, am Fenster der Schwester und schaute hinein. Da schwenkte Madeleine, die Patientin, gerade ein großes

Stück Schokoladentorte in der Hand herum und rief in französischer Sprache: „Das Brautpaar soll leben!“

Kalt durchrieselte es Oly in der kühlen Frühlingsnacht. Man feierte dort drin Papas Hochzeitstest mit den Gaben der Heimat! Und sie, sie hatte Senta davon ausgeschlossen! Wenn sie auch bestimmt nicht an der Heimlichkeit teilgenommen, wenn sie auch der Schwester sicher abgeredet hätte, es tat doch weh! Alle Bitterkeit, die Fräulein Richters liebe Worte heute in ihr gelöst, quoll wieder jäh empor. Aber während die da drinnen übermütig im Mondenschein den Reigen schlangen, kämpfte Oly ernsthaft gegen dieses Gefühl. Sie wollte ja besser werden, Böses mit Gutem vergelten!

Das konnte sie nicht mehr betätigen, als wenn sie Senta und den Gefährtinnen den Rat gab, den heimlichen Unfug zu beendigen, ehe eine der Lehrerin etwa davon Wind bekam.

Die Verandatür öffnete sich plötzlich. Ha — stob die tanzlustige Schar da auseinander. Im Mondschein stand, wie ein Geist, Oly Hildebrandt — Gott sei Dank, keine Lehrerin!

Senta, die sich als Urheberin am meisten erschreckt und gleichzeitig Oly gegenüber ein schlechtes Gewissen hatte, fuhr sie aufgebracht an: „Na, spionierst du heimlich herum, willst uns wohl morgen bei deinem Fräulein Richter verflatschen und dich dadurch lieb Kind machen?“

Wieder mußte Oly alle Willenskraft aufbieten, um Sentas Schmähungen vor den Gefährtinnen nicht mit Gleichem zu vergelten. Aber sie brachte es fertig, in nicht unfreundlichem, wenn auch ernstem Ton zu antworten: „Ich möchte dir raten, Senta, mit eurem Beisammensein hier Schluß zu machen. Wenn es herauskommt . . .“

„Habt ihr's gehört, sie will uns verpehen!“ unterbrach die Schwester sie höhnisch. Und wie um Oly ihre Gleichgültigkeit gegen den gegebenen Rat zu beweisen, sagte sie Madeleine rundum und begann mit ihr aufs neue, eine Melodie trällernd, im Zimmer herumzuwalzen. Die anderen folgten ihrem Beispiel.

„Qu'est — ce que c'est que ça?“ Wie eine Bombe
u r h, Sommergartenrat Oly.

plagte plötzlich eine weiche Frauenstimme in diesen fröhlichen Tumult. In dem Rahmen der zum Treppenflur führenden Thür tauchte im losen Hausgewande „la petite“ auf. Aber in diesem Augenblick erschien sie keiner der entsetzten Pensionärinnen klein, sondern groß und drohend.

„Ja, schämt ihr euch denn gar nicht, uns derartig zu täuschen?“ begann Fräulein Richter ernst, und überflog die sich wie ängstliche Küchlein zusammenscharenden Mädchen. Da wurde ihr strafender Blick plötzlich traurig — sie hatte Ollly unter den weißen Gestalten entdeckt.

„Auch Sie, Ollly Hildebrandt — das habe ich allerdings nicht von Ihnen vermutet, besonders nicht nach dem heutigen Tage! Sie haben mich sehr enttäuscht!“

Ollly zitterte wie Espenlaub. Das Schlimmste, was sie treffen konnte, war, nun auch von Fräulein Richter verkannt zu werden! Und dennoch schwieg sie! Nicht aus Scheu oder aus Troß. Nein, sie, die stets ausgeschlossen gewesen, jetzt, wo es galt, die Strafe gemeinsam mit den Gefährtinnen zu tragen, jetzt dachte sie zu vornehm, um sich allein auszuschließen.

Die Mädchen sahen auf Senta — sprach die denn nicht, klärte die denn nicht den wahren Sachverhalt auf?

Nein, Senta schwieg. Ollly hatte ja allein einen Mund, was brauchte sie denn die Schwester weißzuwaschen! Da wandte sich Fräulein Richter ihr selbst zu.

„Ich irre mich wohl nicht in der Annahme, Senta, daß Sie in Gemeinschaft mit Ihrer Freundin Madeleine diese heimliche Zusammenkunft ins Werk gesetzt haben. Wir sprechen uns morgen. Jetzt schleunigst eine jede in ihr Zimmer, und daß ich keinen Laut mehr vernehme! Niemand hatte „la petite“ jemals so streng sprechen hören. Ohne noch einen Blick auf die flehentlich an ihren Bügen hängende Ollly zu werfen, wandte sie sich zum Gehen.

Da aber eilte Lisi, die lustige Wienerin, hinter ihr her.

„Fräulein Richter, a Schand wär's, wenn wir das mit anschauen täten, daß das arme Gascherl, die Ollly Hildebrandt, die gar nicht mitgetan hat, die von all dem

Rederen kein Bissel mitgefuttert, die uns lediglich gewarnt hat, jetzt mitbestraft wird!“ So rief sie in ihrem Heimatsdialekt, ohne es in ihrer Aufregung zu merken.

„Das ist brav, Lisi, daß wenigstens Sie der Wahrheit die Ehre geben!“ Fräulein Richter blickte wieder so freundlich wie sonst. Sie trat zu der befreit aufatmenden Ollly und drückte ihr die Hand.

„Ich habe mich doch nicht in dir getäuscht!“ sagte sie leise in warmem Ton auf Deutsch. Zum erstenmal gab sie ihr das erbetene „du“. Das war die schönste Rechtfertigung für Ollly.

Bald lag das Schweizerhäuschen wieder so still und verschlafen da, als ob nicht vor kurzem noch lustiger Mädchensputz darin sein Wesen getrieben. Und der Mond machte ein so dummes Gesicht, als hätte er das alles nur geträumt. Ach — auch die Mädchen wünschten am anderen Morgen, daß es nur ein böser Traum gewesen wäre. Wenn erst Madame Pierre von der Geschichte erfuhr, setzte es was ab.

Aber die erwartete Strafpredigt beim gemeinsamen Frühstück blieb aus. Nun, so kam sie mittags — wenigstens eine Galgenfrist! Die Mädchen wagten heute in ihrem Schuldbewußtsein kaum aufzublicken, ihre Arbeiten vollführten sie mit grenzenlosem Eifer.

So oft die Vorsteherin bei der Mittagstafel das Wort ergriff, duckten sich elf Mädchenköpfe. „Jetzt kommt's — jetzt geht's los!“ fürchtete eine jede.

Doch Madame Pierre war freundlich wie stets, nichts erfolgte. Sollte „la petite“ so anständig gewesen sein und Schweigen über die Angelegenheit bewahrt haben?

Nach Tisch ließ Fräulein Richter die Sünderinnen auf ihr Zimmer rufen.

„Ollly Hildebrandt hat heute morgen für euch gebeten, daß ich der Vorsteherin keine Mitteilung über die gestrige Ungehörigkeit mache. Bei ihr mögt ihr euch bedanken, wenn ihr diesmal so davonkommt. Ich habe lediglich Madame Pierre ersucht, einen Wechsel in der Zimmerverteilung vornehmen zu dürfen.“ Lange Gesichter.

„Madeleine wird künftig das Zimmer mit Miß

Pinshes teilen, Senta zieht zu mir. Ollly mag mit Risi von nun an zusammenhausen“, fuhr Fräulein Richter fort. „Ich denke, daß auf diese Weise derartige heimliche Übergriffe vermieden werden, und daß sich jede bemühen wird, mich diesen wenig erfreulichen Vorfall vergessen zu machen.“

Die Böglinge bedankten sich erleichtert, auch Senta und Madeleine. Wenngleich diese fürchterliche Grimassen schnitten, daß sie jetzt unter Aufsicht einer Lehrerin gestellt wurden. Das war eine große Veränderung im Pensionsleben. Aber es folgte noch eine zweite.

Die Mädchen, die bisher zu Senta gehalten und sich um Ollly wenig gekümmert hatten, wußten seit gestern den wahren Wert der beiden Schwestern richtig einzuschätzen. Man verurteilte allgemein Sentas Benehmen und fand, daß Ollly unglaublich anständig behandelt. Voll Dankbarkeit wandte man sich allgemein ihr zu.

Ollly empfand das freundliche Entgegenkommen der Pensionsschwestern mit innerer Glückseligkeit. Wie ein verkümmertes Pflänzchen, das man aus kaltem Schatten plötzlich in den warmen Sonnenschein verpflanzt, blühte sie auf. Innerlich und äußerlich. Fräulein Richter brauchte nicht mehr darüber den Kopf zu schütteln, daß sie Ollly niemals lachen gehört. Ihre Stimme und ihr Lachen klang jetzt so jugendfroh wie das der Altersgenossinnen. Das Zusammenwohnen mit der heiteren Wienerin zeigte sich besonders vorteilhaft für das frühesten Mädchen. Von Risi lernte Ollly es, jung zu sein.

Jetzt ging es nicht mehr stumm auf Zimmer 12 zu. Da wurde geschwatzt und gelacht, Ollly lernte nun erst den Reiz des Pensionslebens kennen.

Und noch manches andere lernte Ollly von der fischen Wienerin, die trotzdem nicht eitler war, als wie es ein niedliches, siebzehnjähriges Mädchen sein darf. Sie lernte eine Schleife zierlich binden, Wert auf einen geschmackvollen Anzug legen, unterscheiden, was fleidsam und was unvorteilhaft für sie war, und vor allem ihr schönes, schwarzes Haar netter frisieren. Jetzt trug Ollly Gildebrandt nicht mehr ihr Haar straff aus der Stirn ge-

striegelt, jetzt konnte Senta nicht mehr vor ihr behaupten, sie sähe wie ein abgeknabberter Knochen aus. Schlicht gescheitelt umschmiegte das reiche, tiefdunkelhaarige Haar in weichen Wellen das schmalgeschnittene Gesicht, im Nacken zu vollen Böpfen aufgenestelt.

Freilich, dem Spiegel hatte sie nach wie vor Feindschaft geschworen. Sie war von Hause aus so daran gewöhnt, stets mit abgewandtem Gesicht an ihm vorüberzugehen, daß sie dies auch hier beibehielt.

An einem heißen Sommertage aber, als die Mädel mit ihren Ruderbooten mal wieder draußen auf dem Genfer See lagen, beugte sich Ollly von ungefähr über den Rand des kleinen Nachens. Da stutzte sie.

Ja, war denn sie das wirklich und wahrhaftig, das Bild des anmutigen, weißgekleideten jungen Mädchens, das da aus dem kristallklaren Wasserspiegel mit großen, erstaunten Augen sie anstarrte?

Gleich dem häßlichen jungen Entlein, das im Spiegel des Sees plötzlich sein Bild als schönen Schwan erblickt, ward es da auch unserem häßlichen jungen Entlein zumute. Es starrte und starrte.

„Ei, Ollly, ist dir die Seejungfrau erschienen, oder schaust du da unten das blaue Kristallreich des Wasserkönigs?“ neckte Risi.

„Ja, ich habe eben in dem Wasser ein Märchen geschaut“, sagte Ollly leise, wie traumbefangen.

Zu Hause aber schlich sich das häßliche junge Entlein verstoßen zum Spiegel. Sie schämte sich ein wenig ihrer Eitelkeit, aber sie mußte sehen, ob der Wasserspiegel nicht gelogen habe.

Nein — das war nicht mehr die Ollly, die mit mißmutigem Gesicht in der Hofokovilla einhergegangen. Die schwarzen Augen, die mit banger Frage an dem Glas hingen, schauten nicht, wie einst, aus einem gelblich mageren Gesicht. Rofig gerundet hatten sich die Wangen hier in der schönen Luft und der glücklichen Atmosphäre. Der wenig gute Teint war durch das körperliche Besserfinden klar und rein geworden, Mund und Nase schienen durchaus nicht mehr zu groß für das jetzt vollere Gesicht.

Die Augen, die sonst meist trübe in die Welt geblickt, schauten zwar noch ernst, aber man sah es ihnen an, daß sie auch Frohsinn kennen gelernt. Auch die dünnen Backfischarme, der magere Körper, waren voller geworden, kein Kleid paßte Oly mehr.

Sie war noch immer keine Schönheit — bewahre — aber doch auch nicht mehr so abschreckend garstig, daß sie sich selbst nicht anschauen mochte. Und noch eins — die Ähnlichkeit mit ihrer verstorbenen Mama kam jetzt geradezu erschreckend zum Ausdruck.

Selbst dem innerlichst veranlagten Menschen gibt das Bewußtsein, äußerlich nicht abstoßend, sondern eher angenehm zu wirken, eine liebenswürdigere Art, ein freieres Auftreten. Bei Oly, deren ganze Verschlossenheit ihren Ursprung in dem niederdrückenden Gefühl ihrer Gählichkeit hatte, war das mehr als bei jedem anderen der Fall. Selbst Fräulein Richter war oft erstaunt über die Wandlung, die mit Oly vor sich gegangen. Wenn sie an das scheue, bleichsüchtige Mädchen dachte, das da in Gut und Mantel damals am Abendbrotisch erschienen, und es jetzt mit dem frischen, fröhlichen jungen Menschenkind verglich, dem man die Freude an der Arbeit ansah, dann erschien ihr diese Umwandlung fast wie ein Wunder. Mit Recht konnte sie sich den größten Teil an dieser Veränderung zuschreiben. Sie war glücklich darüber, denn sie hatte Oly in ihr Herz geschlossen.

Auch die Pensionsschwester waren oft ganz erstaunt, wie liebenswürdig die sich in den ersten Wochen so zurückhaltende Gefährtin jetzt zeigte. Oly war nun beliebter, als es Senta je gewesen.

Diese sah es mit heimlichem Neid. Die zweite Geige spielte das verwöhnte junge Fräulein nicht gern. Anstatt sich darüber zu freuen, daß die Schwester eine andere geworden, daß sie nicht mehr abseits vom fröhlichen Kreise stand, ärgerte sie sich heimlich darüber.

Fräulein Richter hatte gute und scharfe Augen. Trotz dem Senta meistens schon schlief, wenn die Lehrerin das gemeinsame Zimmer betrat, tat sie doch manchen Blick in die Seele des ziemlich oberflächlich veranlagten Mäd-

chens. An einem schwülen Augusttage war es. Die Böglinge der Bierreschen Pension tummelten sich unter Aufsicht von „la petite“ in der zum Pensionat gehörigen Badeanstalt. Übermütig spritzte man sich mit dem erquickenden Naß. Jubel und Lachen erscholl aus dem grün gestrichenen Bretterhaus.

Den guten Schwimmerinnen war es gestattet, ein Endchen aus dem engen Bassin in den blauen See hinauszuschwimmen. Eine gezogene Leine gab die Grenze, die einzuhalten war, an. Madame Pierre sah streng darauf wegen ihrer Verantwortung für die jungen Mädchen. Senta und Madeleine waren beide tüchtige Schwimmerinnen. Ihrer Unternehmungslust war die Absperzung stets im Wege. Heute hatten sie sich einen besonderen Witz ausgedacht. Madeleine hatte den Vorschlag gemacht, zu versuchen, heimlich weiterzuschwimmen. Um diese Zeit mußte der von Genf nach Montreux gehende Dampfer vorüberkommen, das gab einen Hauptspatz, wenn sie dem zuwinken würden. Daß dies als unschädlich verboten, erhöhte das Vergnügen nur noch.

Als Fräulein Richter gerade im Gespräch mit einigen Mädchen begriffen, schwammen die beiden unter Wasser geschwind über die Absperrungsleine hinaus.

Weiter, immer weiter! Herrlich war es, so frei und ungebunden in dem weiten, durchsichtig blauen See herumzuplätchern.

Der Dampfer, den sie erwarteten, schien Verspätung zu haben. Sentas Arme begannen zu ermüden. Aber Madeleine wollte durchaus nichts von Umkehr hören.

„Wirf dich auf den Rücken, da kannst du noch stundenlang schwimmen“, riet sie.

Fräulein Richter trieb zur schnellen Heimkehr. Von den Bergen her zog es schwarz auf. Das Gewitter, das man seit einigen Tagen ersehnt, schien mit Schnelligkeit heranzukommen. Sie zählte, wie sie es stets tat, die in die Ankleidezellen Verschwindenden. Zwei fehlten.

Natürlich Senta und Madeleine! Keiner hatte sie gesehen. Die zwei mußten immer etwas Besonderes haben!

Fräulein Richter schritt ungehalten bis zur äußersten

Pfanz des Badestegs. Aber soviel sie auch rief, so scharf sie auch auspöhte, weder Senta's roter, noch Madeleines blauer Badehut wollten sich zeigen. Bleigrau und düster lag der See jetzt unter den sich türmenden Wetterwolken.

Um des Himmels willen — die beiden würden doch nicht weitergeschwommen oder ihnen gar, ohne daß es jemand gemerkt, ein Unglück zugestoßen sein? Fräulein Richter lief in qualvoller Erregung hin und her.

„Senta — Madeleine . . .“ Der einsetzende Gewittersturm, der den ruhigen See plötzlich zu weißem Wellengischt aufpeitschte, verschlang ihr angstvolles Rufen. Da stand Oly neben ihr.

Sie hatte mit fliegender Hand die Kleider übergeworfen, jetzt schaute sie ebenso verängstigt wie Fräulein Richter nach der Schwester und der Gefährtin aus.

Da — dort — ganz hinten zwischen zwei Wellen — war das nicht — — Der Sturm schob eine neue Wellenwand dazwischen. Oly sah nichts mehr.

Aber jetzt — als der Wind einen Augenblick Atem schöpfte, jetzt — ja, ganz deutlich sah sie Madeleines blauen Hut, noch in ziemlicher Entfernung, aber er kam näher, Madeleine schwamm in langen Stößen zurück.

Wo aber, wo war Senta?

Vor Aufregung sah Oly jetzt überhaupt nichts mehr. Es flimmerte ihr vor den Augen. Trotzdem verließ ihre Geistesgegenwart sie nicht. Mit fliegender Hand löste sie den Kahn, der stets bereitstand, warf den Rettungsgürtel und Senta's am Geländer hängenden Bademantel hinein, und sprang selbst hinterher.

„Um Gottes willen, Kind, was willst du tun?“ Fräulein Richter flog am ganzen Körper.

Oly wies auf den größer und größer werdenden blauen Punkt, Madeleines Badehut.

„Wo Madeleine ist, wird Senta sicher nicht weit sein, ich will ihr entgegenrudern, vielleicht vermag sie nicht mehr zurückzuschwimmen.“

Da teilte ihr Boot auch schon die schäumenden Wellen „Oly — Oly — du begibst dich selbst in Lebens-

gefahr — ich darf dich jetzt beim Gewittersturm nicht hinauslassen . . .“ Oly hörte nicht mehr Fräulein Richters entfesselte Stimme.

Der Sturm sang ihr sein schauriges Lied in die Ohren, die Wellen schlugen gierig, opferbeischend an das dünne Fahrzeug und warfen es sich hohnlachend wie einen Spielball zu.

Es war unmöglich, eine bestimmte Richtung innezuhalten. Trotzdem bewegte das junge Mädchen, alle Kraft einsetzend, unermüdet die Ruder. Zwei Meter kam sie vorwärts, einen wurde sie wieder von den Wellen zurückgeschleudert. Sie begann das Ziellose ihrer Mühe einzusehen. In diesen Wellenwirbel hinein, ohne bestimmte Richtung zu rudern, war Wahnsinn.

Aber Senta — barmherziger Gott, Senta?

Die war vielleicht verloren ohne sie, ganz sicher, sonst wäre sie doch an Madeleines Seite gewesen! Wenn sie auch niemals einander nahegestanden hatten, es war doch ihre Schwester, die in Lebensgefahr schwebte! Was galt dagegen das ihr in all den Jahren angetane Weh?

„Papas Liebling . . . Nein, lieber Gott, hilf — nimm mich dafür! Tu Papa nicht den Schmerz an, ihm Senta zu entreißen! Mich wird er leichter entbehren . . .“ Wie stummes Gebet durchflog es den jeden Nerv anspannenden Mädchenkörper.

Da — ein bläulichgelber Blitzad über den Wassern — der erste Blitz. Er beleuchtet grell für die Dauer von einer Sekunde etwas Rotes, das unweit auf- und niederwog. Oly hatte genug gesehen. Das war Senta!

Ihre des Ruderns erst seit kurzem kundigen Arme, die von der gewaltigen Anstrengung zu erlahmen begannen, fühlten sich plötzlich von neuer Kraft durchrieselt. Der Donner einte schaurig seine Stimme mit dem Heulen des Sturmes und dem Tosen der Wellen. Kreisende Möwen flogen, wild mit den Flügeln schlagend, landwärts.



Wieder blendendes, schwefelgelbes Feuer ringsum — sie war der sichtbar in Todesangst mit den Wogen Ringenden ganz nahegekommen. Noch ein paar Ruderschläge — und sie konnte ihr den Rettungsgürtel zuwerfen.

Dreimal entrissen ihn der verzweifelt danach Greifenden die tobenden Wasser. Sie wollten sich ihr Opfer nicht rauben lassen.

Endlich vermochte Senta, die kaum noch ihrer Sinne mächtig war, ihn mit erstarrten Händen festzuhalten. Mit Aufbietung ihrer letzten Kraft versuchte Oly die mit dem Ertrinken kämpfende Schwester zu sich ins Boot zu ziehen.

Vergebens. — Sie war am Rande ihrer Kraft.

War alle Mühe umsonst, sollten sie jetzt, so nahe der Rettung, doch noch beide dem Untergange verfallen sein?

Schrilles Tuten ließ Oly in ihrem vergeblichen Tun innehalten. Der Dampfer — groß und majestätisch rauschte er in unmittelbarer Nähe heran, der verspätete Dampfer nach Montreux.

„Hilfe — Hilfe . . .“ das Rollen des Donners über-tönte dumpf ihren schwachen Ruf.

Da griff Oly zum letzten Mittel. Sie zog die Ruderstange ein, band Senta mitgenommenen Bademantel mit bebenden Fingern daran und versuchte ein Rotsignal zu geben. Ein Blitzstrahl hatte Mitleid mit den um ihr junges Leben Ringenden. Grell beleuchtete er die weiße Rotflagge. Man wurde aufmerksam auf dem Dampfer. Der Kurs ward verändert. Der Dampfer stoppte dicht neben dem schwankenden kleinen Nachen.

Eine Strickleiter wurde herabgelassen. Eiligst kletterte ein Matrose daran herab. Er griff nach der zu dem Rettungsgürtel gehörenden Leine und zog mit mächtigen Armen die sich darin einfallende Senta heran.

Es war die höchste Zeit. Trotzdem der Gummigürtel sie über Wasser hielt, ihre Finger wollten dem Lebensdrange nicht mehr gehorchen.

In den Bademantel gehüllt, so wurde die Gerettete auf den Dampfer getragen.

Inzwischen hatte ein anderer die sich kaum noch aufrecht haltende Oly ebenfalls aus ihrem wie eine Schaufel

auf- und niedergehenden Fahrzeug befreit und auf den Dampfer befördert. Man bettete die jungen Mädchen auf die Plüschpolster der Salonkajüte, fremde Damen halfen mit Kleidungsstücken aus.

Die Blonde, die zuerst ganz leblos gesunken, kam allmählich wieder zu sich. Aber die Schwarzhäaarige schien total erschöpft. Man rieb ihr die Schläfen mit Eau de Cologne und gab ihr feurigen Wein zu trinken. Da schlug auch sie die Augen auf.

„Bitte nach Ducky — legen Sie bitte in Ducky an!“ das war das erste, was Oly flehentlich hervorstieß, als sie wieder die Lider öffnete. Fräulein Richters sicher grenzenlose Angst und Sorge ließ bei ihr noch keine Freude über die Rettung aufkommen.

In der Badeanstalt standen, mit Ferngläsern bewaffnet, die Bierreschen Pensionärinnen in heller Aufregung. Fräulein Richter, die sonst so Sanfte, stets Gleichmäßige, war nicht zu beruhigen. Sie weinte und klagte ihre eigene Unaufmerksamkeit als Schuld an diesem entsetzlichen Unglück an. Madeleine, welche die ermattete Senta im Stich gelassen und die Badeanstalt selbst glücklich erreicht hatte, stand weinend daneben. Das Bewußtsein, zwei Gefährtinnen dem Verderben preisgegeben zu haben, war selbst für das oberflächliche Mädchen furchtbar.

Da schrien die durch das Fernglas Schauenden plötzlich auf. Sie hatten den neben Olys Boot haltenden Dampfer erblickt. Aber ob alle beide gerettet waren, vermochten sie nicht zu unterscheiden.

In strömendem Gewitterregen ging es jetzt im Trab, ohne Hut und Mantel, zu der nicht allzu fern gelegenen Dampferanlegestelle. Sie kamen gerade zurecht.

Von hilfreichen Armen gestützt, schwankten die beiden Hildebrandtschen Schwestern, noch immer matt, über die Landungsbrücke.

Wortlos zog Fräulein Richter Oly in ihre Arme, zu sprechen vermochte sie noch nicht. Immer wieder fuhr sie ihr streichelnd über die Wangen, als ob sie es gar nicht glauben könnte, daß sie wahr und wahrhaftig in ihren Armen ruhte. Dann kam Senta heran.

„Böses Mädell“ Aber selbst sie liebte das Fräulein Richter in ihrer Glückseligkeit. Ein Wagen brachte die Erschöpften schnell nach „Mon repos“ zurück, wo man sie sogleich in ihr Bett spedierte.

Diesmal wurde der Vorfall Madame Pierre nicht verschwiegen. Abgesehen davon, daß sich die heldenhafte Tat Olys herumsprach, hielt es Fräulein Richter für ihre Pflicht, der Vorsteherin sofort von dem Geschehenen Mitteilung zu machen. Ein zweites Mal durften die ihr anvertrauten jungen Mädchen nicht dem unverzeihlichen Leichtsinne Madeleines ausgesetzt sein.

Am Abend dieses aufregenden Tages gingen zwei Briefe ab. Einer in französischer Sprache nach Paris, und ein deutscher nach Berlin. Der erstere war von Madame Pierre, und an Madeleines Vater gerichtet. Die Vorsteherin ersuchte darin Monsieur, seine Tochter, die sowieso zu Oktober das Institut verlassen sollte, sobald als möglich heimzuholen, da das junge Mädchen die Statuten der Pension nicht innehalte, und nicht nur die dortige Disziplin, sondern auch das Leben ihrer Pensionsschwester gefährdet habe.

Madeleine stand dieser entehrenden Ausweisung durchaus nicht beschämt gegenüber. Im Gegenteil! Sie war froh, sobald die erwachsene junge Dame spielen zu können. Der andere, nach Deutschland gerichtete Brief ging an den Kommerzienrat Hildebrandt. Fräulein Richter hatte ihm geschrieben, ohne den Schwestern davon Mitteilung zu machen. Sie hatte es aus warmem Herzen heraus getan.

Olys Klage: „Mein Vater hat mich auch nicht lieb!“ tönte ihr noch immer im Ohre nach, sie konnte den Jammerlaut nicht vergessen.

Der Vater kannte seine Tochter nicht, dessen war sie sicher. Er ahnte den Gefühlsreichtum, der sich hinter unfreundlichem Wesen verschlangte, überhaupt nicht. Das heutige mutige Handeln Olys, die das eigene Leben ohne Besinnen zur Rettung der Schwester, die sich ihr gegenüber niemals schwesterlich gezeigt hatte, eingesetzt

hatte die junge Lehrerin aufs neue einen Blick in das selbstlose Herz des jungen Mädchens tun lassen.

Der Vater mußte von Olys Rettungstat erfahren, um seine Töchter richtig zu beurteilen. In ihrem Herzenstafel fand Fräulein Richter die treffenden Worte für das, was ihr an der Seele lag. Sie erzählte, wie beliebt Oly allgemein in der Pension sei, wie sie selbst das tief veranlagte Mädchen ins Herz geschlossen, und daß sie sich äußerlich und innerlich überraschend entwickelt habe. Zum Schluß berichtete sie, ohne Senta, die von einer Gefährtin angestiftet, die ganze Schuld beizumessen, von dem aufregenden Ereignis. Und wie Oly durch Mut und Selbstlosigkeit die Schwester mit eigener Lebensgefahr gerettet habe.

Aber damit gab sich Fräulein Richter noch nicht zufrieden. Sentas Herz war heute durch die ausgestandene Angst weich wie gelodertes Erdrich. Jetzt war es an der Zeit, den Samen der Schwesterliebe hineinzusäen. Wer mit einem Fuß schon an der Schwelle des Jenseits gestanden, der ist empfänglich für ein ernstes Wort.

Nach dem Abendessen leisteten die Zimmergenossinnen den beiden Schwestern Gesellschaft. Lisi kehrte ihre mutwilligste Laune hervor, um Oly, die immer noch etwas bleich und angegriffen in den Kissen ruhte, aufzuheitern. Fräulein Richter aber sprach ernste, eindringliche Worte zu der schon wieder ganz rosig und vergnügt dreinblickenden Senta. Sie stellte ihr vor, wie Oly unter ihrer Lieblosigkeit die vielen Jahre gelitten, wie sie sich oft nach einem guten Wort der Schwester gesehnt habe. Daß sie dadurch verschlossen und abstoßend geworden und erst in der Fremde davon gesundet sei.

„Sie sind nicht schlecht, Senta, davon bin ich überzeugt“, Fräulein Richter legte die Hand auf den Blondkopf der in Tränen Zerfließenden, „nur äußerlich, leichtsinnig und unbedacht. Der heutige Tag hat Ihnen gezeigt, was Sie an Madeleine haben, die Sie treulos in den Fluten zurückließ, und was an Ihrer Schwester. Das eigene Leben wollte sie für Sie, die das recht wenig um Sie verdient hat, opfern. Sie können ihr Ihre Rettung

nicht anders danken, als daß Sie das wiedergehenkte Leben mit dem Vorsatz beginnen, von nun an treu und schweesterlich zu Oly zu stehen!"

"Ich will, Fräulein Richter!" Tief senkte sich der sonst so lustige Blondkopf. Die Worte der Lehrerin waren der leichtsinnigen Senta so nahe gegangen, wie noch nie etwas in ihrem sechzehnjährigen Leben.

Am anderen Morgen, als Oly wieder erfrischt den Frühstückssaal betrat, machte sie erstaunt halt. Die Pensionsschwestern hatten ihr eine Überraschung bereitet. Ihr Platz war ganz und gar mit Rosen geschmückt, weiße, gelbe, rosa, rote, alle Farben. Die Vorsteherin aber sprach einige warme, anerkennende Worte zu ihr und belobte sie wegen ihres Mutes und ihrer Geistesgegenwart.

Oly glaubte, in die Erde sinken zu müssen. Sie, das verachtete, häßliche junge Entlein jetzt von allen geehrt — sie ward glutrot vor Verlegenheit. Zu Senta wagte sie gar nicht hinzusehen, gewiß neidete die ihr wieder den Triumph.

Aber als sie nach dem Frühstück in ihr Zimmer ging, um ihre Schulbücher zu holen, folgte ihr die Schwester. In dem stillen Stübchen schlang sie plötzlich die Arme um die Zusammenfahrende und preßte den blonden Kopf gegen Olys dunklen.

"Oly, ich weiß, daß ich dir für das, was du gestern für mich getan hast, nicht danken kann, ich will es dir durch die Tat beweisen, wie dankbar ich dir bin. Ich war schlecht zu dir, aber — ich will mich bessern!" so flüsterte sie halb lachend, halb weinend und drückte einen Kuß auf Olys Lippen. Das war ein anderer Kuß, als der gleichgültige Geburtstagskuß!

Oly wußte nicht, wie ihr geschah. Sie hielt die Schwester in den Armen, und alles Glück, das sich das Schicksal für sie aufgespart, schien sich in diesem Augenblick auf sie herabzusinken.

"Ich bin auch schuld an unserem schlechten Verhältnis gewesen, Senta," sagte sie weich, „aber wenn wir beide uns nur lieb haben wollen, dann wird es anders zwischen uns!" Die Schwestern schüttelten sich die Hand.

Es war noch nicht genug des Glücks. Wenige Tage später kam ein Brief von Papa, an Fräulein Oly Hildebrandt adressiert.

Papa, der sonst immer nur an Senta schrieb und sie grüßen ließ, richtete jetzt ein eigenes Schreiben an sie!

"Ich habe von Deiner Heldentat erfahren, ich werde noch ganz stolz auf meine Tochter", hieß es darin. Dann kamen Ermahnungen für Senta, künftighin weniger leichtsinnig zu sein. Und zum Schluß schrieb er noch einmal: „Du bist ein mutiges Mädchen, Oly!"

Sie erfuhr Oly, soviel sie auch fragte, mutmaßte und riet, wessen gütige Hand die Brücke geschlagen hatte zwischen dem Vaterherzen und dem seines Kindes.

13. Kapitel.

Wieder daheim.

Die schweren, tief niederhängenden Trauben über der Nebenbank, auf der Oly im Frühling eine andere geworden, hatten sich violett gefärbt. Das Fest der Weinlese war, wie alljährlich, in der Pierreschen Pension mit Jubel begrüßt worden.

Da zogen sie alle, die blühenden jungen Mädchen, in weißen Kleidern, mit Weinlaubfränzen im blonden und dunklen Haar, in die Rebhügel. Dort wurden die rötlichbeerigen Trauben, welche der Gärtner und seine Angestellten schnitten, von eifrigen Mädchenfingern fortiert und in Körbe verpackt. Und eifrige Mädchenlippen halfen ebenso eifrig wie die Hände die großen Mengen zu verringern. Ei, da wurde geschmaust! Selles Lachen erschallte hier, erschallte dort unter dichtem Nebengerank, junge Stimmen einten sich bei der fröhlichen Arbeit zu herzfremdigem Gesang.

Olys Wangen glühten. Sie war eine der eifrigsten. Sie fühlte ordentlich wie ihre früher so müden, schwerfälligen Glieder Jugendkraft und Lebensfreude durchströmte. Der alte, blinde Wilhelm, mit dem sie gemeinsam arbeitete, konnte ihr gar nicht schnell genug die herrlichen Trauben zureichen.

Die beiden waren inzwischen gute Freunde geworden. Der Blinde hatte das junge Mädchen mit der dunkelgefärbten, samtweichen Stimme, die immer freundliche Worte zu sprechen wußte, in sein Herz geschlossen. Und Oly vergaß es nicht, wieviel sie von dem einfachen Alten einst an Daseinsfreude gelernt hatte.

Fräulein Richter überwachte das Ganze. Sie saß auf derselben Lattenbank, auf der sie an jenem Ostermorgen mit Oly gegessen. Als das junge Mädchen, mit Körben beladen, an ihr vorüber wollte, hielt sie es an.

„Komm, Oly, leiste mir ein wenig Gesellschaft. Du bist so erhitzt, Kind“, sie strich ihr liebevoll die Haare aus dem heißen Gesicht.

„Oh, das schadet nichts — man muß das Schöne genießen, solange es noch Sommer ist!“ Das letzte klang ein wenig nachdenklich.

„Was, Oly, Herbstgedanken? Bei uns hier, am Genfer See, dauern die Sonnentage bis Weihnachten, und wenn wir uns Mühe geben, in unserer Pension sogar den ganzen Winter durch!“ Oly lachte.

„Siehst du, Oly, wie fein du das Lachen bei uns gelernt hast! Wenn ich daran denke, was für eine Tränenweide jetzt gerade vor einem halben Jahr hier neben mir gegessen hat, dann bin ich mit den verflossenen Monaten recht zufrieden.“

„Ich auch, Fräulein Richter.“ Oly drückte dankbar die Hand der gütigen Freundin. „Nur . . .“ sie verstummte.

„Na, was gibt's noch für ein 'nur' dabei? Ich glaube, Oly, die baldige Abreise unserer Oktoberzöglinge liegt dir am Herzen. Unsere lustige Wiener Lisi wird uns recht fehlen.“

„Ja, aber das macht's nicht allein. Der Hauptgedanke ist dabei für mich, daß nun auch meine herrliche Zeit hier ihren Höhepunkt erreicht hat und abwärts rollt.“

„Sie rollt dem Vaterhause zu, Kind. Wohl dem, der noch eins hat! Nicht undankbar sein!“

Das junge Mädchen sah still vor sich nieder.

„Oly, wir suchen dich wie eine Stednadel, wir wollen eine Winkerkönigin führen, komm schnell.“ Lisi und Senta standen vor ihr und zogen sie übermütig mit sich fort, hinein in das Zauchzen und Mädchenlachen.

Da mußten alle überflüssigen ernstesten Gedanken schweigen. Am Abend gab es einen Winkertanz im Schweizerhaus „Mon repos“, ohne Herren; Senta meinte erst naserümpfend, das würde sicher mopfig werden. Aber dann mußte sie selbst zugestehen, daß sie sich beinahe ebenfogut amüsierte, wie an ihrem sechzehnten Geburtstage, für sie der Inbegriff alles Vergnügens.

Die Mädchen stellten das Haus auf den Kopf. Sie verkleideten sich und walzten unermüdlich. Sie brachten sogar die steifbeinige Miß Pinshes dazu, im Galopp mit-zuhopfen. Nicht einmal Madame Pierres respektierte Persönlichkeit war heute vor der ausgelassenen Schar sicher. Fräulein Richter bildete die Hauskapelle. Sie war rührend in ihrer endlosen Geduld, aufzuspielen. Dabei sah sie mit frohen Augen auf die anmutigen Mädchen, die von Jugendlust überschäumten, wie der Most des jungen Weines bald schäumen würde, dessen Ernte man heute feierte. Oly und Senta tanzten flott miteinander. Die Schwestern waren sich seit jenem Gewittertage nähergekommen. Senta, die Leichtsinrige, hatte diesmal Wort gehalten. Sie blieb ihrem Versprechen treu. Sie gab sich Mühe, Olys ihrer eigenen Natur entgegengesetztes Wesen richtig zu würdigen. Dadurch wurde sie selbst wahrer und weniger oberflächlich. Sie gewöhnte sich, mit allen ihren Wünschen und Anliegen zuerst zur älteren Schwester zu kommen. Freilich, der verzogene Egoismus des blonden Mädchens trat doch noch oftmals dabei zutage. Oly jedoch war froh, daß die Schwester Vertrauen zu ihr gefaßt hatte. Ja, selbst wenn Senta in der ersten Zeit hin und wieder einmal in ihren früheren schnippischen Ton verfiel, hatte Oly jetzt Humor genug, in harmloser Weise ihre Glossen darüber zu machen. Dann lachten sie alle beide, und der Frieden blieb unangetastet.

„Oly,“ — Senta machte mitten im Rheinländer einen erschreckten Sprung, — „wir haben ja Wolfsgang

Steinhardts Geburtstag ganz vergessen. Übermorgen ist er; wenn wir gleich eine Karte schreiben, kommt sie noch rechtzeitig an.“ Sie ließ ihre Längerin stehen und jagte davon, Schreibutensilien zu holen.

O nein, Olly hatte den 1. Oktober nicht vergessen! Seit Tagen hatte sie schon an Wolfgang's Geburtstag gedacht, aber sie mochte Senta nicht daran erinnern, sie war froh, daß diese nicht davon sprach.

Nicht aus feindseligem Gefühl heraus wollte sie den Tag übergehen. Ihre Empörung über die Kränkung des ehemaligen Freundes, die kein Verzeihen gekannt, hatte sich, wie ihr ganzes Wesen, auch hier in der sonnigen Atmosphäre gewandelt. Sie hatte es nicht vergessen, was er ihr angetan — das würde sie wohl auch niemals können! Aber sie hatte unter Fräulein Richters sanfter Einwirkung milder denken, sie hatte verzeihen gelernt.

Still schaute sie zu, wie Senta Zeile um Zeile übermütig auf das Papier kribbelte. Fast ganz voll geschrieben hatte die Schwester die Karte in ihrem naiven Egoismus.

„Ach, Olly, du mußt ja auch noch eine Gratulation anquetschen, wirf die Karte dann gleich in den Kasten, der Briefträger kann jeden Augenblick abholen kommen.“ Senta wirbelte schon wieder im Tanze davon.

Olly aber starrte auf das Schreiben in ihrer Hand.

„Nochmals Gruß und Glückwunsch von Deinem Senti“, schloß es.

Da tauchte Olly die Feder ein und schrieb, auf die letzte Zeile reimend, mit ihren großen, energischen Schriftzügen unter die zierlichen Buchstaben der Schwester: „Und von dem häßlichen jungen Entchen.“

„Olly, du siehst ja aus, als ob du einem Verbrecher sein Todesurteil ausschreibst, so finster blickst du!“ rief Fräulein Richter lachend vom Klavier herüber.

Das junge Mädchen zuckte bei dem Ton der lieben Stimme zusammen. War sie ihrer Bornahme, sich innerlich zu veredeln, nicht soeben untreu geworden? Hatte sie nicht, statt eines freundlichen Wortes zum Geburtstag, nur scharfe Ironie gefunden? Wenn sie die Karte zerriß . . . aber da hatte Senta ihr dieselbe mit den

Worten: „Der Briefträger!“ schon aus der Hand gerissen und aus dem Parterrefenster hinausgereicht.

Es war zu spät.

Die Karte, die nach Deutschland reiste, zu einem großen, braunbärtigen Mann, trug wirklich ein Todesurteil in sich. Sie tötete Wolfgang Steinhardts Geburtstagsfreude. Die Mahnung an das einzige Mal in seinem Leben, da er unwissentlich brutal gewesen, die aus weiter Ferne zu ihm drang, schmerzte den feinfühlenden Mann doppelt.

Er konnte sich nicht denken, daß Olly, wie der Rommerzienrat es erzählt hatte, sich vorteilhaft in der Pension verändert haben sollte. Dann hätte sie doch sicher statt des gehässigen Wortes ein freundschaftliches zum Wiegenfest für ihn gehabt. Seine Antwort fiel so kühl aus, daß Senta mit drollig erstauntem Gesicht rief: „Du, Olly, Wolfgang Steinhardt scheint einen Rappel zu haben — ist das der Dank für unser nettes Schreiben?“

Olly schwieg. Sie wußte, für welches nette Schreiben das der Dank war.

„Mon repos“ leerte sich. Die Pensionschwester, die zu Oktober dort Einkehr gehalten, flatterte davon, lachend ins Leben hinaus. Neue Gesichter füllten die alten Räume. Die Monde wechselten. Aber die Sonnentage blieben. Nun sah man des Abends schon eifrig über den Weihnachtsarbeiten, die Mittage jedoch waren noch so wonnig, daß man sich nach wie vor im Freien tummeln konnte. Dies Jahr war Olly nicht von der eifrigen Weihnachtsvorfreude ausgeschlossen. Sie lernte hier in der Fremde, wie so vieles andere, auch die Poesie des Lichterfestes und das selbstbeglückende Gefühl des Schenkens kennen. Längst waren ihre Hände keine Reulinge mehr auf dem Gebiet der Fingerfertigkeit. Sie, welche die Blumen besonders liebte, hatte es in der Handarbeitsstunde bei Fräulein Richter gelernt, ihre Lieblinge in allen Schattierungen kunstgerecht auf Leinen und Seidenstoffe zu zaubern. Das machte ihr viel Freude. Langeweile war ein Begriff, den sie überhaupt nicht mehr kannte.

Es gab ja so viele, die sie Weihnachten bedenken

mußte. Vor allen Dingen Papa. Jetzt war Ollly nicht mehr so unreif wie im vorigen Jahr, zu denken, daß Papa eine kleine Liebesarbeit seiner Tochter als Zudringlichkeit auffassen könnte. Sie versuchte, das Rissen für seinen Schreibfessel so geschmackvoll als möglich zu stiften.

Die Geschwister durften dieses Jahr ebenfalls nicht leer ausgehen. Rudi, der dem Brieffschreiben abhold war, und von dem nur ab und zu fidele Vierkarten eintrafen, erhielt eine Briefmappe. Für Senta, die kleine Eitelkeit, hatte Ollly heimlich in ihren Ruhestunden einen weißen Sonnenschirm in Madeirastickerie gearbeitet, sie war in den letzten Wochen jeden Tag eine Stunde früher aufgestanden, um fertig zu werden. Herbertchen bekam eine gehäkelte Sportmütze für die Eisbahn.

Auch Rätchen Lehmann wurde nicht vergessen. Trotz der Trennung hielten die Freundinnen getreulich zusammen. Am Ersten eines jeden Monats schrieb Ollly, und am Fünfzehnten antwortete das flachshaarige Rätchen. So blieb man im Zusammenhang. Olllys Briefe machten die gutherzige Freundin von Mal zu Mal froher, sie erkannte daraus deutlich die günstige Wandlung, die mit Ollly vorging. Sie selbst war eine eifrige Seminaristin geworden. Rätchen mußte ganz besonders bedacht werden. Ollly stiftete ihr eine Sommerbluse in Schweizer

Auch für Fräulein Richter wurde natürlich mit dem Art, wie man sie so viel in Lausanne sah. größten Eifer gestrichelt. Ollly, die bisher noch kein Mensch dazu bekommen hatte, sich einmal photographieren zu lassen, tat es für die geliebte Lehrerin von selbst. Fräulein Richter sollte sie nicht vergessen, wenn sie wieder daheim war.

Als sie das Bild erhielt, wagte sie nicht, es aus dem Papier zu nehmen. Ihr Herz klopfte vor Erregung bis in den Hals hinein. Und als sie sich dann endlich entschloß, es anzuschauen, machte sie ein geradezu entsetztes Gesicht. Das war ja eine andere, bloß nicht sie, Ollly Sildebrandt! Ein wunderhübsches Mädchen blickte sie aus dem Bilde an, nein, so annähernd konnte sie unmöglich fein und dies als ihre Photographie verschenken.

Lieber mochte der Rahmen, den sie dazu gearbeitet, unbenutzt bleiben. Aber die anderen fanden das Bild so sprechend, so glänzend getroffen, daß Ollly nicht mit ihrer Absicht durchdrang.

„Weißt du, Ollly,“ sagte Senta, mehr ehrlich als taktvoll, „du bist schön dumm, daß du nur dies eine Bild hast machen lassen. Ich hätte überall mein holdes Konterfei hingeschickt, vor allem nach Hause, die hätten Mund und Nase aufsperrn sollen, wie anständig du jetzt aussiehst. Und Wolfgang hättest du auch eins schicken können, dann hätte er gewiß nicht mehr gesagt . . .“

„Schweig!“ unterbrach Ollly sie brüsk. Senta sah bei dem jetzt ungewohnten Ton ganz erstaunt auf. Manu, wollte Ollly etwa wieder efflig werden?

Es war eines Abends, kurz vor dem Fest. Man sah am offenen, knisternden Kaminfeuer und legte die letzte Hand an die Weihnachtsarbeiten. Nur ein kleiner Kreis der Böglinge war versammelt, die meisten waren über die Weihnachtsferien heimgefahren.

Auch der Kommerzienrat hatte seinen Töchtern, trotz der weiten Reise, das Nachhausekommen freigestellt. Aber Ollly hatte Senta himmelhoch gebeten, doch lieber in der Pension zu bleiben, es war, als ob sie geradezu Furcht davor hatte, heimzukommen. Die jüngere Schwester hatte ihr schließlich den Gefallen getan.

„Sag, Ollly“, wandte sich Fräulein Richter, die eben Sentas Leedecke für die neue Mutter, die leider erst zur Hälfte fertig war, begutachtete, „könntest du Senta nicht an ihrer Arbeit helfen? Dann schenkt ihr sie beide zusammen, oder hast du schon etwas anderes vorbereitet?“ Fräulein Richter wußte sehr wohl, daß Ollly es noch nicht hatte über sich gewinnen können, auch für die neue Mutter eine Arbeit zu machen. Das junge Mädchen errötete denn auch bis an den dunklen Scheitel. Sie schüttelte nur den Kopf, aber sie sah Fräulein Richter dabei nicht an. Nein — für Papas zweite Frau machte sie keinen Stich!

„Schade, daß man die schönen Schwäne jetzt gar nicht mehr draußen auf dem See sieht“, sagte Fräulein Richter harmlos, als ob sie ein neues Gesprächsthema anschnitt.

Ollly verstand ihren Hinweis.

„Ich könnte ja Senta helfen — ohne — ohne daß wir die Arbeit zusammen schenken“, vermochte sie schließlich einzuräumen.

„Nein, Kind, du bist selbst viel zu ehrlich dazu, um deine Schwester zu einer Täuschung zu verleiten.“ Zum erstenmal war Fräulein Richter mit Ollly nicht zufrieden,

Ollly litt darunter, aber so schnell konnte sie sich nicht bezwingen. Dazu war sie trotz ihrer Jugend ein zu gefestigter Charakter. Doch am nächsten Tage griff sie stillschweigend nach der unvollendeten Dedenede. Fräulein Richter nickte ihr aufmunternd zu.

„Es soll ein Fest der Liebe sein, Ollly!“ sagte sie leise, nur für ihr Ohr bestimmt.

Ein Fest der Liebe — die Worte wollten Ollly nicht aus dem Sinn. Hatte sie nicht noch mehr gutzumachen? Bei dem, der ihr voriges Jahr etwas Liebes hatte antun wollen, das sie schroff zurückgewiesen? Für den sie auch zum Geburtstag kein gutes Wort gefunden?

Senta hatte, wie alljährlich, auch diesmal für Wolfgang Steinhardt eine Kleinigkeit gearbeitet; eine Zigarettentasche, trotzdem er so gut wie gar nicht rauchte. Herrgott, was konnte man solchem Herrn auch schenken!

Alle, selbst die neue Frau des Hauses, für die Ollly doch nichts weniger als Sympathie hegte, würde sie zu Weihnachten bedenken, und nur er, der sicherlich den Heiligabend wie alljährlich in ihrem Familienkreise brachte, sollte leer ausgehen? Zurückgesetzt werden, ausgeschlossen sein? Sie wußte doch, wie weh das tat.

Und ein Fest der Liebe sollte es sein . . . als Ollly so weit mit ihrem Grübeln und ihrer Unentslossenheit gekommen, war das Schwanken zu Ende. Sie ließ sich aus grauem Seiden eine Mappe anfertigen, darauf sticht sie mit roter Seide „Maschinenmodellzeichnungen“. Da arbeitete sie gleichzeitig für ihre lieben Maschinen.

Diesmal wurde es kein kühler Dank. Wolfgang Steinhardt schrieb von Herzen erfreut über das Zeichen der früheren freundschaftlichen Gesinnung, welches den Ehrenplatz auf seinem Arbeitstisch bekommen, daß Ollly

sich recht schlecht vorkam. Wie lange hatte sie ihn, der so reuig um Verzeihung gebeten, darauf warten lassen!

Noch ein Dankeschreiben kam. Von der neuen Mutter. Ollly hatte bisher niemals an sie geschrieben, immer nur „Lieber Papa!“ über ihre Briefe gesetzt, und zum Schluß „viele Grüße an alle“ gesandt. Dadurch umging man so schön jede Anrede.

Nun schrieb die neue Mutter, wie sehr sie sich über die Arbeit ihrer Töchter gefreut habe. Das gab Ollly wieder einen Stich ins Herz, es kam ihr wie ein Verrat an ihrer verstorbenen Mama vor. Aber mit Fräulein Richter wagte Ollly nicht darüber zu sprechen, sie wußte ganz genau, wie deren Antwort ausfallen würde.

Trotzdem der Weihnachtsabend wunderhübsch und gemüthlich verlaufen war und überreiche Gaben gebracht, hatte Ollly sich heimgebangt. Wonach, das wußte sie selbst nicht zu sagen. Sie war doch dieses Jahr viel froher gewesen, als im vergangenen! Und dennoch . . .

Nun waren die Feiertage vorüber, die Wandervögel kehrten zur Pension zurück, der Ernst des Werkeltages löste wieder die Festtagsstimmung ab. Das heißt, wenn man siebzehn Jahre alt ist, bedeutet eigentlich jeder neue Tag ein Fest, und von Ernst war, abgesehen von den Schulstunden, wo auch noch gerade genug Alotria getrieben wurde, in der Pierreschen Pension nicht viel zu merken. Und als eines schönen Tages auch noch über Nacht ganz leise und unhörbar der Winter von den Schneebbergen herabgeschritten kam, und das ganze Tal am Morgen, wie ein großer Kuchen überzudert, dalag, gab es des Jubels in „Mon repos“ kein Ende.

Die Rodelschlitten, die auf dem Boden, von grauem Spinnweb überzogen, träumten, wurden aus ihrer Verborgenheit hervorgeholt. Lachende Mädchengestalten, die Sportmütze unternehmungslustig ins Haar gedrückt, zogen sie die beschneiten Hügel hinauf.

Zuchhei — gab das eine Lust, wenn eine nach der anderen zu Tal sauste, und wer auf der Nase lag, weich gebettet im Schnee, lachte am meisten.

Ollly bekam der Aufenthalt in der frischen Winter-

luft vorzüglich. Sie blühte wie eine Rose. Ihr schöndurftiges Auge schwebte jetzt in der weißglühenden Herrlichkeit des Schneereiches.

Aber ach — eines Morgens war die ganze schloßweiße Pracht wie weggepustet. Droben aber, am zartblauen Himmel, stand die Frühlingssonne und lachte die mit ihren Schlitten zu Berg ziehenden Mädel weidlich aus.

Das Zeitenrad, das Olly so gern angehalten, rollte unaufhaltsam weiter, schon begannen die Hotels am Genfer See wieder zur Saison zu rüsten. Das Pensionsjahr der Hildebrandtschen Schwestern ging zu Ende.

Kurz vor ihrer Heimkehr kam ein inhaltsvoller Brief, der Olly ganz ihrer Fassung beraubte.

Sie hatten noch ein Brüderchen bekommen!

Niemals hatte Olly an die Möglichkeit gedacht, daß sich ihr Familienkreis vergrößern könnte — und jetzt gab es da plötzlich in der Roskovilla ein fremdes kleines Wesen, das Heimatsrechte dort hatte.

Ein Auckucksei — seit langer Zeit hatte Olly nicht solch ein Gefühl der Bitterkeit gehabt. Wieder etwas Neues, das Anspruch auf Pappas Liebe und Gütlichkeit machte, wie wollte er da wohl noch etwas für sie übrig haben?

„Olly, ich glaube, du freust dich gar nicht,“ meinte Senta erstaunt, „ich finde die Sache sehr ulkig. Nur quaken darf das Wurm nicht!“

Die Schwester antwortete nicht. Olly schämte sich, etwas von ihren häßlichen Gefühlen verlauten zu lassen. Und doch vermochte sie nicht, dieselben zu bezwingen.

Sogar Fräulein Richter gelang es nicht, das Empfinden der Abneigung, das Olly von der neuen Mutter auch auf das unschuldige kleine Brüderchen übertrug, ganz zu zerstreuen. Zu ihren mahnenden Worten, daß der Kleine ein Bindeglied sein solle zwischen dem Herzen seiner Mutter und dem seiner großen Schwester, schüttelte sie ablehnend den Kopf.

Und dabei spannen sich die Tage jetzt mit einer geradezu unglaublichen Schnelligkeit von der Jahrespule. Schon sah man das Ende des Schicksalsfadens, der Olly

und Senta an den Genfer See knüpfte. Der letzte Tag war herangenahet. Die Koffer standen gepackt.

„Komm, Olly, wir wollen noch einen Spaziergang zu Zweien machen“, schlug Fräulein Richter, der das Scheiden von dem ihr lieb gewordenen Mädchen ebenfalls schwer wurde, vor.

Olly, die heute den ganzen Tag über in Abschiedsstimmung war, schob dankbar ihren Arm in den der verehrten Lehrerin. Fräulein Richter schlug den Weg zur Nebenbank ein. Der junge Wein begann gerade zu spritzen.

„Siehst du, Kind, hier hat es angefangen, und hier soll es aufhören. Wenigstens räumlich. In deinem Herzen und Sinnen, hoffe ich, wirst du noch manch liebes Mal bei uns am schönen Genfer See weilen.“ Die junge Lehrerin zog Olly zu sich auf die Nebenbank.

„Oh, Fräulein Richter,“ Olly barg das Gesicht im Trennungsweg an ihre Schulter, „ich wünschte, ich dürfte immer hierbleiben.“ Ihre Tränen flossen, aber das waren andere als die, welche sie im vorigen Jahre hier gemeint.

„Kind, ein jeder Mensch gehört in den Wirkungskreis, in den unser Herrgott ihn gestellt hat.“

„Ach, hätte ich einen Wirkungskreis — aber was soll ich zu Hause? Überflüssig werde ich dort sein wie früher, und dadurch wieder auf schlechte Gedanken kommen.“ Ollys Furcht vor dem Heimkehren formte sich zu Worten. „Studieren durfte ich nicht, weil ich zu faul und zu dumm war; und einen Beruf ergreifen — ja, wenn ich nicht die Tochter vom Kommerzienrat Hildebrandt wäre! Wie gern würde ich den Reichtum, den ganzen klingenden Plunder hergeben — — —“

„Kind, Olly, du bist außer dir! So habe ich dich ja bis auf das eine Mal hier nicht wieder gesehen. Ich glaubte schon, mein Entlein wäre ein Schwan geworden! Aber das graue Entenfederkleid kommt noch allenthalben unter dem neuen weißen Gefieder zum Vorschein.“

Olly senkte traurig den Kopf.

Da saßte Fräulein Richter ihre beiden Hände.

„Schau, Kind, es liegt nur an dir, deinen Reichtum, über den du dich beklagst, zu einem Segen für Viele wer-

den zu lassen. Es gibt so manchen Weg, auf dem ein junges Mädchen aus begütertem Hause, das keinen Beruf ergreift, ihre Kräfte und ihre Zeit edel verwerten kann. Hast du niemals etwas von sozialer Frauenhilfe gehört? Da gibt es Kleinkinder-Krippen und Kindergärten, wo weiche Hände und junge, freundliche Gesichter gebraucht werden. Volksküchen, Waisen- und Armenfürsorge, wo du dich nützlich machen kannst. Altersversorgungen und Asyle, in denen solch junges Menschenkind, das für die alten Leute ein Stündchen zum Vorlesen übrig hat, mit Freuden begrüßt wird. Du brauchst dich nicht überflüssig zu fühlen, du am wenigsten, Oly. Hast du mir nicht von eurer ausgedehnten Fabrik mit ihren vielen hundert Arbeitern, für die du besonderes Interesse zu haben scheinst, erzählt? Nun wohl, kümmere dich um eure Arbeiter, schau nach ihren Kindern, die vielleicht ohne Aufsicht bleiben, wenn die Eltern beide in der Fabrik tätig sind. Hilf ihre Kranken pflegen, Not und Elend nach Kräften steuern. Da hast du einen edlen Lebenszweck vor dir!"

Oly blickte hinaus auf den bläulichen See. Goldene Bilder der Zukunft zogen da vor ihrem Auge vorüber. Das, was sie selbst schon öfters gefühlt und gewünscht, das hatte Fräulein Richter mit ihrem reiferen Denken in die richtigen Bahnen gelenkt. Ja, sie wollte — sie wollte den Armen zum Segen werden!

"Sie sind mein guter Engel, Fräulein Richter," sagte sie warm, "wenn ich Sie nur nicht morgen verlassen müßte!"

"Ein Engel kann uns auch unsichtbar umgeben, Oly", lächelte die junge Lehrerin. "Sei meiner Worte eingedenk, und du wirst meine Gegenwart empfinden. Noch eins, Kind — ein Anliegen habe ich noch zum Schluß — willst du mir meine letzte Bitte erfüllen?"

"Jede!" sagte Oly ohne Besinnen.

"Nun, so komme deiner neuen Mutter nicht mit feindseliger Abneigung entgegen. Versuche sie lieb zu haben und auch das Brüderchen!"

"Das — das kann ich nicht!"

"So hast du mich auch nicht lieb, Kind", sagte Fräulein Richter traurig. "Es ist mein innigster Wunsch für dich, ich kenne dich vielleicht besser als du dich selbst, und weiß es, daß du nicht eher froh und zufrieden in deinem Elternhause werden wirst!" Sie hatte Tränen im Auge.

"Ich werde es versuchen, Fräulein Richter, weil Sie es wünschen!" Oly zog die Hand, welche die ihre umfaßt hielt, errötend an die Lippen.

Da hob die Lehrerin das junge Gesicht zu sich empor und drückte einen Kuß auf den jetzt purpurroten Mund.

"Brav, mein Mädel — nun ist der Schwan bald fertig!"

Auf der Nebenbank, die ihr schon einmal zum Segen geworden, ward Oly heute wiederum der richtige Weg gewiesen. Diesmal der Lebensweg.

Am nächsten Morgen gab es einen tränenreichen Abschied. Von dem lieben Haus und den lieben Menschen, unter denen sie selbst ein neuer Mensch geworden war.

"Ich will bei allem, was ich tue, an Sie denken, dann weiß ich, ob es das Rechte ist!" flüsterte Oly noch ganz zuletzt ihrem lieben Fräulein Richter zu. Diese sah mit schwimmenden Augen dem enteilenden Zuge nach.

Bis Heidelberg, wo wieder Station gemacht wurde waren die Tränen längst getrocknet. Zwei frohe Mädchengesichter lachten Rudi, dem schmutzen Bruder Studio, der sie auf dem Bahnhof in Empfang nahm, entgegen.

Aber auch der lachte übers ganze Gesicht. Ja, da soll einer wohl nicht lachen, wenn zwei so bildhübsche Mädel plötzlich vor einem auftauchen, und noch dazu seine Schwestern sind! Daß die Senta ein netter Käfer war, das hatte er ja immer gewußt, aber Oly — "Bist du's denn wirklich, Mädel?" Er vermochte gar nicht, an diese Umwandlung zu glauben.

"Leibhaftig!" Oly lachte — tatsächlich, sie lachte!

Wie ein Weltwunder staunte Rudi die Schwester an.

Jetzt aber schob Senta ihr zierliches Persönchen vor die sie fast um Kopfeslänge überragende.

"Du, Rudi, jenseits des Berges wohnen auch noch Leute!" sagte sie mit niedlichem Schmolzen.

Da packte Rudi die Schwarze rechts und die Blonde links, so zog er stolz, untergeärmelt, durch die alte Mäusenstadt. Sei — wie flogen die bunten Studentenmützen in die Luft, wo der junge Mediziner mit seinen hübschen Begleiterinnen auftauchte. Jetzt brauchte sich Rudi nicht mehr Ollys zu schämen, ihre aparte Erscheinung zog die bewundernden Blicke der Vorübergehenden fast noch mehr auf sich wie das rosige Puppengesicht des Blondchens.

Abends nahm Rudi sie mit zur Stammkneipe Perseo. Er mußte seine Schwestern doch mit den Kommilitonen bekannt machen. Farbenfrohe Mützen, wohin man auch blickte, darunter frohe, junge Gesichter mit festen Schmissen. Hier war Senta mehr in ihrem Element als Ollly. Sie nahm die Guldigungen der Rotgrünweißen, der zu Rudis Burschenschaft Gehörenden, wie eine kleine Königin in Empfang. Das war doch etwas anderes, als Pensionsmädel zu spielen.

Ollly dagegen kamen die schönen Redensarten der jungen Herren banal vor, sie war trotz allem erlangten Jugendfrohsinn doch älter als ihre achtzehn Jahre.

Nun hieß es auch von Rudi wieder scheiden. Ein stattlicher Kreis von rotgrünweißen Mützen gab den beiden Schwestern das Geleit. Die ganze Verbindung war an der Bahn erschienen. Es regnete Blumensträuße.

Und dann zogen sich gegen Abend wieder märkische Sandflächen längs des schwarzen Schienenbandes hin, Lichter strahlten auf, wie ein Riesenetz von gelblichen Leuchtkörpern spann es sich aus — ratternd fuhr der Zug in die Berliner Bahnhofshalle.

Ollly klopfte das Herz zum Berspringen. Sie zitterte vor dem Moment des Wiedersehens. Sollte sie Papa von selbst einen Kuß geben?

Aber als sie ihren Vater jetzt auf dem Perron stehen sah, da gab es keine Überlegung mehr für sie. Nur ein wehes Gefühl durchzitterte Ollly.

War das wirklich ihr schöner, stattlicher Papa, den sie in voller Jugendkraft vor einem Jahr verlassen?

Die Haltung war nicht mehr straff und stramm wie einst, das Gesicht bleich und müde, das bligende Auge

matt, und durch den blonden Schnurrbart zogen sich lichte Fäden.

Beide Arme schlang Ollly in schmerzlicher Aufwallung um den Hals des Gealterten: „Papa — lieber Papa!“

Der sah mit großen, erschreckten Augen auf das schlanke Mädchen.

„Eugenie“ — sagte er tonlos, und noch einmal „Eugenie!“ Keinen Blick wandte er von dem zarten Antlitz unter dem tiefschwarzen, weichen Scheitel. Vergeblich schmiegte sein Liebling Senta den Blondkopf an seinen Arm.

„Ich bin's ja, Papa, die Ollly“, sagte das junge Mädchen mit schüchternem Lächeln.

„Ja, ja, Ollly —“ der Kommerzienrat fuhr sich über die Stirn. „Ich glaubte, die Toten kämen wieder, wie bist du deiner Mutter ähnlich geworden, Kind!“

Das war der schönste Willkommensgruß, der Ollly in der Heimat werden konnte.

Nun kam auch Senta zu ihrem Recht. Der Kommerzienrat schüttelte mit Gewalt den Bann ab, der auf ihm lastete. Und das übermütige, rosige Ding, das noch nicht einmal bemerkt hatte, daß der Vater ein anderer geworden, wußte im Augenblick alle grauen Schatten der Vergangenheit zu scheuchen. Das Plappermäulchen stand nicht still, tausend Fragen tat es auf einmal.

Ollly war schweigsam während der Heimfahrt. Sie sah immer wieder auf den ersten Schnee in Pappas blondem Haar. Da lag die weiße Moskovicilla wieder vor ihr — als ob sie gar nicht fort gewesen wäre. Und doch — anders war es hier geworden.

Wie riesengroße, schwarze Zeigefinger wiesen die Fabriksschlöte in das Abendgrau. Ollly nickte ihren Freunden einen stillen Gruß zu.

Dann preßte sie tapfer beide Hände auf das klopfende Herz. In den bläulichen Lichtschein der elektrischen Bogenlampe trat in einem rosa Hausgewande die neue Frau Kommerzienrat. Ihre zweite Mutter.

„Ich will, Fräulein Richter — ich will!“ sprach Ollly unhörbar, ohne daß sie die Lippen bewegte. Dann trat

sie mit möglichst freundlichem Gesicht auf die ehemalige Hausdame, die Senta im Arme hielt, zu.

„Guten Abend“, sagte sie leise. Mehr wollte nicht über ihre Lippen. Aber die neue Mutter faßte herzlich ihre beiden Hände.

„Ollly, ist es denn die Möglichkeit — eine richtige junge Dame bist du geworden — jetzt haben wir zwei erwachsene Töchter“, der Mutter Blick glitt bewundernd an Olllys schlanker Gestalt herab. Wenn sich das Mädel auch innerlich so zu ihrem Vorteil verändert hatte, wie äußerlich, konnte man zufrieden sein.

Herbertchen kam wie ein Pfeil aus einer Tür geschossen und umarmte Senta stürmisch mit Tintenfingern. Vor Ollly blieb er mit verdutztem Gesicht stehen.

Da beugte sich diese nieder und küßte den vor Staunen offenen Zungenmund.

„Das ist die Olle?“ Herbertchen, der inzwischen ein hoffnungsvoller Quintaner geworden, fand sich nicht mehr in der Welt zurecht. Er hatte sich darauf gefreut, daß die Hänseleien mit der stets unfreundlichen großen Schwester jetzt von frischem beginnen würden. Und nun stand da eine erwachsene junge Dame vor ihm, ein schönes Fräulein, und küßte ihn sogar!

Rührend war Murks in seiner Freude über das Wiedersehen. Schwanzwedelnd sprang er von einer Schwester zur andern, als wüßte er, daß die Entfremdung zwischen den beiden ausgeglichen.

Senta, der Wirbelwind, war bereits in der Kinderstube. Sie mußte das neue Brüderchen bewundern.

Da lag das winzige Etwas, die rosigen Häufchen gegen den Kopf gepreßt, in seinem mit duftigem Mull verhängten Wiegenkorb. Senta jubelte so laut bei seinem Anblick, daß es die Augen aufschlug und den Mund jämmerlich verzog.

Ollly folgte langsam an Pappas Seite. Jetzt kam das Schwerste für sie. Als aber das mauzende dünne Stimmchen an ihr Ohr klang, wurde es ihr mit einem Male ganz merkwürdig zumute. Ein hilfloses, kleines Wesen war das, und dem brachte sie Abneigung entgegen?

Papa griff nach dem weinenden Bündel, nahm es im Kissen heraus und legte es mit einem sprechenden Blick, der viele ungesagte Worte in sich schloß, der neben ihm stehenden Ältesten in den Arm.

Da bedurfte es nicht mehr der Erinnerung an Fräulein Richters Bitte. Als Ollly das unschuldige Brüderchen an ihrem Herzen hielt, da quoll nichts als warme Zärtlichkeit zu dem Kleinen in ihrer weichen Seele auf. Sie neigte sich und drückte einen leisen Kuß auf eines der winzigen Häufchen.

Dann legte sie das Brüderchen mit einem tiefen Atemzug in die Arme seiner Mutter zurück.

„Wie er dir gleicht — Mama!“ sagte sie leise.

Zum erstenmal gebrauchte sie den Namen, den sie nie wieder auszusprechen geglaubt hatte.



14. Kapitel. Streif.

Spät war es, als Ollly am andern Morgen in ihrem altvertrauten Balkonzimmer erwachte. Ein regenschwerer Apriltag graute draußen.

Sie dehnte sich wohligh in den gestickten Kissen. Es war doch etwas Eigenes um das Gefühl, wieder daheim zu sein. Nur Papa machte ihr heftige Sorge.

War er krank? Sein elendes Aussehen ließ darauf schließen. Aber jede dahin zielende Frage hatte er verneint. War er nicht glücklich in seiner neuen Ehe? Auch dies schien nicht der Fall zu sein. Das Verhältnis zu seiner jungen Frau war entschieden ein harmonisches. Die Mutter sorgte, wie selbst Ollly es sich hatte zugestehen müssen, mit liebevoller Aufmerksamkeit für den Gatten, und er hatte für ihre Bemühungen immer ein Lächeln, wenn auch ein müdes. Aber was war mit Papa, was hatte ihn so verändert? Ollly grübelte und grübelte. Sie kam zu keinem Resultat.

Entschieden war er nervös, ihr schöner, starker Papa, der immer auf das schwache, nervöse Geschlecht verächtlich herabgesehen hatte.

Als sie ihm gestern abend zum „Gute Nacht“ die Rippen bot, zum erstenmal wieder seit vielen Jahren, da hatte er Tränen im Auge gehabt. So weich war Papa geworden, der immer von sich gesagt hatte, er sei hart wie seine Maschinen.

Die Maschinen — Oly setzte sich plötzlich jäh in die Bette hoch. Warum hörte man sie denn gar nicht, warum sangen sie ihr nicht den Willkommensgruß in der Heimat? Kein Rasseln und Rattern, kein Sämmern, alles still — totenstill. — War denn Sonntag heute? — Nein, es war Wochentag, und dennoch feierte die Fabrik? Herrgott — was hatte das zu bedeuten?

Am Ende war es noch gar nicht sechs, sie hätte ja sonst auch den gellenden Pfiff, der den Arbeitsbeginn meldete und sie früher stets zu wecken pflegte, hören müssen. Sie griff nach der kleinen Taschenuhr, einem Erbstück ihrer Mutter.

Schon neun — Himmel, das konnte doch gar nicht sein, hatte sie vergessen die Uhr aufzuziehen? Aber das deutlich vernehmbare Ticken überzeugte Oly vom Gegenteil. Sie sprang aus dem Bett und ans Fenster.

Kein Rauch wirbelte aus den hohen Schornsteinen da drüben auf, der Atem des gewaltigen Arbeitskörpers stand still. Die ungewohnte Ruhe legte sich geradezu befremdend auf das junge Mädchen, mit fliegender Hand zog es sich an. Senta, die Langschläferin, blinzelte inzwischen auch gähnend. Oly teilte der Schwester ihre beunruhigende Wahrnehmung mit.

„Pah“ — Fräulein Leichtfinn lachte unbesorgt, „vielleicht hat Papa der Fabrik unserer Ankunft zu Ehren einen freien Tag bewilligt.“

Oly schüttelte den Kopf. Sie kannte ihren Vater, trotzdem sie ihm die Jahre über ferngestanden, besser.

Das Frühstückszimmer war leer. Papa pflegte schon um acht Uhr ins Bureau zu gehen. Herbert war in der

Schule, und die gnädige Frau badete gerade Bubi, wie das servierende Hausmädchen meldete.

So nahm Oly ihr Frühstück nur in Gesellschaft von Murks ein. Sie blickte sich um in dem gemütlichen, noch immer geheizten Raume. Es stand alles wie sonst, die neue Mutter hatte keine Änderung der Einrichtung vorgenommen. Das berührte Oly angenehm. Aber das Brötchen wollte trotzdem nicht rutschen. Die Unruhe wuchs im Alleinsein. Selbst Murks' Liebesbezeugungen vermochten sie nicht zu zerstreuen.

Aus dem durch das Bibliothekzimmer von ihr getrennten Rauch- und Arbeitszimmer des Vaters kamen gedämpfte Stimmen. Oly strengte ihr Ohr an.

Papa zu dieser Zeit nicht drüben im Bureau, das war ebenso merkwürdig wie das seltsame Feiern der Fabrik! Wem gehörte die andere tiefe Männerstimme? Alles Blut drängte der jungen Lauscherin plötzlich zum Herzen. Sie hatte die Stimme erkannt. Niemals war Wolfgang Steinhardt zu so früher Morgenstunde in der Hofkoviilla erschienen. Sie mußte erfahren, was vorlag.

Sollte sie zur neuen Mutter gehen und sie befragen? Nein, ihr Verhältnis zueinander war vorläufig nur ein höflich-freundliches, Vertrauen konnte Oly, trotz aller guten Vornahmen, noch nicht zu ihr fassen.

Senta, die mit blanken Augen am Kaffeetisch erschien, plauderte lustig drauflos. Daß sie vormittags vor allen Dingen mit der Mama einen Frühjahrshut kaufen müßte, denn mit dem Winterhut konnte sie Irmgard von Buschen unmöglich mehr besuchen. Ob Oly nicht auch mitkommen wollte? Oly schüttelte den Kopf. Ihr war augenblicklich nicht nach neuen Frühjahrshüten zumute.

„Mädel, du bist ja heute so tranig“, Senta sah verwundert auf die in der Pension stets frohe Schwester.

„Ich weiß nicht, Senta, ich wünschte, ich hätte deine heitere Lebensauffassung. Es liegt hier irgend etwas in der Luft, was jede Fröhlichkeit in mir niederdrückt. Fühlst du's denn nicht?“ Senta schnupperte mit ihrem feinen Näschen ähnlich wie Murks in der Luft umher.

„Nee“, sagte sie dann lachend, und entwich in die Kinderstube zum Bubi.

Ollly trat ans Fenster und blickte in den regenschweren Garten hinaus. Hier war die Vegetation dies Jahr noch weit zurück, kaum die ersten grünen Spitzchen wagten sich ans Licht.

Ach, die Sonnentage am blauen Genfer See!

Eine starke Sehnsucht nach der lachenden Schönheit des gesegneten Fleckchens Erde wallte in ihr empor. Dort war auch sie ein lachendes junges Menschenkind gewesen, und hier fühlte sie förmlich, wie die Schwere und der Ernst der nördlichen Heimat sich ihr wuchtig auf das für Sonnenschein so empfängliche Gemüt legte.

„Ein jeder Mensch gehört in den Wirkungskreis, in den unser Herrgott ihn gestellt hat!“ War es nicht, als ob Fräulein Richters weiche Stimme eben den Raum durchzittert? Und doch schrie Bubi nur im Kinderzimmer nach seinem Gläschen mit künftiger Feldherrnstimme. Ollly richtete sich straff auf. Nein, sie wollte den Mut nicht gleich wieder sinken lassen. Vor allem nicht ihrem früheren Fehler, dem untätigen Grübeln, aufs neue verfallen. Sie hatte jetzt den Segen der Arbeit kennen gelernt. Also frisch ans Auspacken und Einräumen ihrer Sachen. Eher war sie nicht richtig daheim.

Als sie die Tür zur Diele öffnete, hemmte sie jäh den Schritt. Denn nebenan hatte ebenfalls eine Tür geknarrt. Wolfgang Steinhardt trat hinaus und griff nach seinem Mantel.

Ollly zögerte. Der Wunsch, von dem jungen Ingenieur zu erfahren, was in der Fabrik vorlag, war stark. Stärker aber noch das Herzklopfen vor der ersten Begegnung mit dem einstigen Freunde. Es benahm ihr fast den Atem. Ehe Ollly noch ihr pochendes Herz zur Ruhe gebracht, war aus der gegenüberliegenden Kinderstube Senta getreten.

„Wölschen Steinhardt — — —“ sie eilte mit alter Herzlichkeit auf ihn zu. Beide Hände streckte sie ihm unbefangen entgegen.

„Sentschen — Mädel, was bist du für eine hübsche

junge Dame geworden!“ Wolfgang sah mit Freude auf die gleich einem hellen Sonnenstrahl in der regengrauen Diele Auftauchende.

Olllys Herz pochte nicht mehr erregt. Es war sogar, als ob es seinen Schlag von Sekunde zu Sekunde verlangsamte. Leise schloß sich die Tür zum Frühstücksaum. Ollly wollte die beiden in ihrer Wiedersehensfreude nicht stören. Aber Sentas rosiges Ohr hatte den Schall aufgefangen.

„Ollly, sieh nur, Wölschen ist hier!“ Sie zog die Schwester auf die Diele hinaus.

Wolfgang Steinhardt rührte sich nicht vom Platz. Keinen Schritt kam er Ollly entgegen. Er blickte mit ungläubigen Augen auf die gertenschlanke Mädchengestalt im Rahmen des tiefroten Türvorhangs. Wie auf etwas Unwirkliches, was der nächste Augenblick wieder in nichts zerfließen lassen könnte.

Olllys zartes Gesicht färbte sich mit warmer Blut. Dann aber nahm sie sich zusammen. Sie trat auf Wolf-

gang zu und reichte ihm mit einem Nicken die Hand. „Guten Tag, Herr Ingenieur, kennen Sie mich nicht mehr?“ Ihr Mund lächelte und scherzte, aber die großen dunklen Augen wußten nichts davon. Über denen lag es wie ein Schleier heimlichen Wehs.

„Ollly“ — — — nein, das ging doch nicht, daß er eine erwachsene junge Dame, die ihn mit „Herr Ingenieur“ anredete, duzte — „Fräulein Ollly, seien Sie willkommen daheim!“ Er zog die schmale Hand des häßlichen jungen Entleins, die sich ihm als Zeichen der Verzeihung bot, dankbar an die Lippen.



„Ein Handfuß — und mir hast du nicht die Hand geküßt, du unhöflicher Mensch — ich verlange auch meinen respektvollen Handfuß, sonst kündige ich dir die Freundschaft und nenne dich ebenfalls ‚Herr Ingenieur‘.“ Senta spitzte drollig geziert das rote Mäulchen und reichete Wolfgang mit hoheitsvollem Gesicht gnädig die kleine Grübchenhand zum Kusse. Die merkwürdige Stimmung die den Raum noch eben durchwebte, war zerstoßen.

Wolfgang lachte.

„Um Gottes willen nicht, es ist genug an einer!“ Auch Oly vermochte in das Lachen der beiden einzustimmen. Der weiche, glockenhelle Ton, der seit dem Tode ihrer Mutter hier in diesen Räumen verstummt gewesen, ließ Wolfgang Steinhardt wieder mit stiller Bewunderung auf die so anmutig Gewordene schauen. Er fand keine Worte, wie die andern alle, für die kaum glaubhafte Verwandlung des häßlichen jungen Entleins.

Aus dem Rauchzimmer klang gedämpftes Husten. Es erinnerte Oly an ihre für einige Minuten vergessene Sorge.

„Bitte, Herr Ingenieur,“ sie wandte sich in zögerndem Ton an ihn, „geben Sie mir darüber Aufschluß, was bei uns hier vorgeht. Papa sieht elend aus, die Fabrik feiert — bitte sagen Sie, was hat das zu bedeuten?“ Sie hob in ihrer Unruhe flehend die gefalteten Hände zu ihm empor. Wolfgangs Gesicht war ernst geworden.

„Wir haben ein schweres Jahr durchlebt, Fräulein Oly. Aber das kann ich Ihnen unmöglich hier draußen auseinandersetzen. Wenn Sie gestatten, trete ich noch auf einen Augenblick ein. Die Kinder des Hauses haben, meiner Ansicht nach, das Anrecht und die Pflicht, die Sorgen der Eltern zu teilen.“

Oly setzte sich dem jungen Ingenieur mit großen, angstvollen Augen gegenüber. Was würde sie hören müssen? Senta wippte im Schaukelstuhl.

„Haben Sie nichts von dem allgemeinen Maschinenstreik gelesen?“ begann Wolfgang Steinhardt.

Oly schüttelte den Kopf. Es war keine deutsche Zeitung in das Pierresche Pensionat gekommen.

„Es geht schon seit Monaten“, fuhr der junge Mann

die Stirn in Falten legend, fort. „Zuerst das Murren und die Unzufriedenheit hier und dort unter der Arbeiterschaft. Aber das wurde immer wieder zum Schweigen gebracht und gütlich beigelegt. Ihr Vater hat stets freundschaftlich zu seinen Arbeitern gestanden. Er wußte die Wellen des Aufruhrs, bevor sie überschäumten, zu glätten. Aber solch ein Streik ist wie eine tödliche Krankheit, wie eine Epidemie, welche auch die Besten und Zuverlässigsten überfällt. In anderen Fabriken hatten sie längst schon die Arbeit niedergelegt. Ja, sogar zu Ausschreitungen war es dort gekommen. Wir konnten uns vor Aufträgen nicht retten, da ein großer Teil der Maschinenfabriken außer Betrieb gesetzt war. Wir wußten nicht, wo wir genügend Hände herkriegten sollten, und stellten an Arbeitskräften ein, was sich uns bot. Das war der Fehler. So bekamen wir die Aufwiegler hier hinein, grüne, unreife Burschen, welche die erfahrenen Männer mit großprahlerischen Worten aufhetzten. Sie kamen mit Lohnerhöhungen und Arbeitszeitkürzung. Ihr Vater tat, was in seiner Macht stand, aber die Forderungen gingen zu weit. Diese unreifen Burschen hatten alles Vertrauen zu ihrem Herrn in den erregten Arbeitergemütern zerstört, allenthalben Groll und Aufruhr gesät. So kam es auch bei uns zum Streik. Seit Wochen währt der Ausstand bereits, wie lange noch, ist gar nicht abzusehen. Und Ihrem Vater hat die Aufregung, der Unbäuf seiner Arbeiter und die mit dem Streik verknüpften Sorgen einen Teil seiner Lebenskraft gekostet!“ Der Ingenieur schwieg und blickte teilnehmend auf die ihm Gegenüberstehende. Sie hatte ihn durch keinen Laut unterbrochen, nur eine Träne löste sich von den langen, seidenweichen Wimpern.

Die Fabrik — ihre Fabrik, mit der sie seit frühester Kindheit aufs innigste vertraut und verwachsen, die alte, liebe Freundin, trat plötzlich als drohender Feind ihr gegenüber? Sie konnte es nicht fassen.

„Sind — hat Papa auch pekuniäre Schwierigkeiten durch den — Streik?“ Das leiser gesprochene letzte Wort schien ihr geradezu körperlichen Schmerz zu bereiten.

Wie ernst und verständig das Mädchen war!

„Machen Sie sich keine Sorgen, Fräulein Ollly, die Firma Hildebrandt kann schon einer Streifepoche die Stirn bieten. Freilich, allzu lange darf sie nicht mehr anhalten. Auch das vollste Faß erschöpft sich schließlich!“

„Ich finde die Sache eigentlich ganz famos“, Senta gab ihrem Schaukelstuhl einen kraftvollen Stoß. „Solch Arbeiterausstand, das ist doch tausendmal interessanter als das ewige langweilige Maschinengerassel da drüben!“ Sie lachte selbst in diesen ernstesten Augenblicken.

„Du bist noch ebensolch ein Rindskopf wie du warst, Senta! Ich wollte, wir hörten das langweilige Maschinengerassel recht bald wieder! Weißt du, du solltest zum Vater gehen und ihn auf andere Gedanken bringen. Deinem lachenden Übermut werden die grauen Sorgen-geister, die ihn nicht loslassen wollen, nicht standhalten. Er braucht Sonnenschein!“ Senta sprang erschreckt auf.

„Ree, Wölschen, geht heute absolut nicht, ich habe ja über die interessanten Streifgeschichten ganz vergessen, mich fertigzumachen. Mama wird gewiß schon auf mich warten. Ree, heute muß ich mir notwendig einen neuen Frühjahrshut kaufen! Aber morgen, Wölschen — au revoir!“ Damit war sie auch schon aus dem Zimmer gehuscht.

„Ja — freilich, der neue Frühjahrshut ist notwendiger!“ Wolfgang blickte kopfschüttelnd hinter dem sorglosen blonden Ding drein.

„Senta besitzt eine glückliche Natur, sie tanzt lachend über die Hindernisse, über die ein anderer strauchelt, hinweg. Aber sie hat trotzdem ein gutes Herz!“ Wolfgang sollte von dem Mädchen, das er lieb zu haben schien, nicht enttäuscht sein. Er lächelte denn auch.

„Ich freue mich, Ollly — Fräulein Ollly, daß Ihr schwesterliches Verhältnis ein besseres geworden. In dem einen Jahr hat sich vieles geändert —“ er überflog ihre reizvolle Erscheinung — „ist es auch zwischen uns wieder anders geworden — sind wir dieselben guten Freunde wie einst?“

„Ja“ — Ollly atmete tief auf und blickte ihn voll an.

Ihrem künftigen Schwager durfte sie keine feindselige Empfindung mehr entgegenbringen, das war sie Senta schuldig.

„Dann will ich gern das ‚Sie‘ und den ‚Herrn Ingenieur‘ in den Kauf nehmen“, meinte er ein wenig schalkhaft. „Und nun, Fräulein Ollly, gehen Sie zu Ihrem Vater, ich fand ihn heute verstimmt als je. Ihre Gegenwart wird ihm wohl tun.“

Ollly erfreuten diese letzten Worte besonders.

Ihre — des häßlichen jungen Entleins — Gegenwart sollte jemandem wohl tun! Sie sah ihn dankbar an.

„Ich vermag aber nicht soviel Sonnenschein zu verbreiten wie Senta“, sagte sie dann leise.

„Solch lachender, übermütiger Frühlingssonnenschein ohne Bestand ist nicht für jeden, Fräulein Ollly. Einem versorgten Gemüte wie das Ihres Vaters wird ein gleichmäßig von innen heraus warmer Sommersonnentag, wie Sie ihn zu bringen vermögen, mehr helfen! Leben Sie wohl und — Kopf oben!“ Er schüttelte ihr noch einmal die Hand und schritt hinaus.

Ollly starrte auf die Tür, hinter der seine hohe Gestalt verschwunden. Mit Anstrengung gab sie ihren Gedanken eine andere Richtung. Sie mußte zu Papa.

Als Ollly in das Arbeitszimmer trat, rührte sich Papa nicht. Der tatkräftige Mann, den sie nie anders als beschäftigt gesehen, lehnte in seinem Lederfessel in unfruchtbarem Grübeln. Über dem Schreibtisch hing nach wie vor das große Ölgemälde von Mama, nicht, wie sie gefürchtet hatte, von einem andern Bilde verdrängt. Nur auf dem Schreibtisch stand eine kleine Photographie der neuen Mutter.

Der dicke Smyrnateppich fing den Hall ihrer Schritte auf. Langsam ging sie näher. Bei dem grauen Tageslicht sah das Gesicht des Vaters noch grauer und abgepannter aus. Sicher war er krank.

Ein schwerer Seufzer traf Olllys Ohr. Da stand sie bei ihm und legte schüchtern den Arm um ihn.

„Papa — Wolfgang Steinhardt hat mir von deinen Sorgen erzählt — du mußt es dir nicht so zu Herzen

nehmen, es wird sicher alles bald wieder gut werden!" tröstete sie mit weicher Stimme.

Der Kommerzienrat fuhr empor. Er blickte von der Tochter zu dem Bilde über dem Schreibtisch.

"Es ist fabelhaft — geradezu fabelhaft, wie du der Verstorbene auch im Wesen ähnlich geworden bist, Oly. Gerade so kam sie zu mir herein, legte den Arm um meine Schulter, gerade so war ihre Stimme — ja, damals, da wußten wir hier noch nichts von Aufwiegelei und Streif."

"Du bist es ja nicht allein, Papa, dasselbe Los trifft doch auch viele andere Fabriken", wagte Oly vorzustellen.

"Ich war wie ein Vater zu meinen Arbeitern, über zwanzig Jahre haben wir treulich zusammengehalten, und nun ist dies der Dank — Lumpen diel!" Papas Stimme schwoll zu alter Heftigkeit.

"Sie sind sicher nur verblendet" — Oly trat für ihre alten Freunde aus den Kindertagen ein. "Hast du denn schon mit den langjährigen Arbeitern persönlich gesprochen? Die müßten doch einem verständigen Wort zugänglich sein!"

"Wolfgang Steinhardt unterhandelt mit ihnen. Er sagte mir soeben, daß die älteren die Arbeit ganz gern wieder aufnehmen würden. Aber sie wagen es nicht, aus Furcht, als Streifbrecher zu gelten. Da gibt es nur eins — die Bande aushungern!"

"Papa!" — Oly rief es entsetzt — "aushungern, auch die armen, unschuldigen Kinder? Nein, das kann dein Ernst nicht sein!"

"Sie wollen es ja nicht anders — lange können sie der arbeitslosen Zeit nicht standhalten. Ihre Organisation vermag so viele hungrige Mäuler auf die Dauer auch nicht zu stopfen. Dann müssen sie entweder zu Kreuze kriechen, oder es kommt, wie in verschiedenen anderen Betrieben, zu Aufruhr und Meuterei. Am Ende zünden sie uns noch das Haus über dem Kopf an!"

Oly preßte die Hand auf das Herz. So stand es, so?

"Papa," sie legte bittend die Hand auf seinen Arm, "versprich mir, bitte, eins. Ich kann es mir denken, daß

du durch die vielen Streifwochen große Verluste haben mußt. Mache dir deshalb wenigstens keine Sorgen. Du selbst hast uns mal gesagt, daß unsere Mama sehr reich gewesen, und daß du ihr Geld für Senta und mich sicher angelegt hast. Bitte, lieber Papa, nimm mein Geld, ich brauche es nicht und würde es für nichts lieber verwendet sehen, als für unsere Fabrik!"

Der Kommerzienrat sah seine hochherzige Tochter, deren Wert er so wenig gekannt, schweigend an. Schweigend zog er sie zu sich nieder. Oly ruhte im Vaterarm.

Nun nahm sie gern alles Schwere, was hier in der Heimat ihrer wartete, in den Kauf.

"Ich will versuchen zu arbeiten, notwendige Briefe sind zu erledigen, aber ich fühle mich so unlustig und müde zu jeder Tätigkeit." Der Vater gab sie frei.

"Papa — könntest du mir nicht diktieren, ich würde dir schrecklich gern helfen." Oly sah den Vater bittend an.

"Du, Mädel," — jetzt lächelte Papa wieder ein wenig — "ich halte nicht viel von Frauenarbeit — unter langen Haaren spuken allerlei Firtelgedanken, nur keine ernstern, zielbewußten. Aber immerhin, wir können es ja versuchen."

Oly nahm am Schreibtisch Platz, und Papa diktierte.

Es war nicht leicht, ihm zu folgen, denn der Kommerzienrat sprach schnell hintereinander; er vergaß während der Arbeit, daß er seiner ungeübten Tochter diktierte und nicht einem Stenographen.

Aber Oly gab sich grenzenlose Mühe, nicht zurückzubleiben, die fremden Sachausdrücke richtig zu schreiben und den Vater zufriedenzustellen. Mit vor Eifer brennenden Wangen legte sie zum Schluß die Feder nieder.

"Brav, Oly," Papa durchflog das Geschriebene, "sieh mal an, das hätte ich dir gar nicht zutraut. Ich werde dich zu meiner Sekretärin ausbilden."

Nie war Olys Herz so von freudigem Stolz erfüllt gewesen als in diesem Augenblick.

Da lag wieder eine Aufgabe vor ihr!

Stunde um Stunde verging, Papa diktierte unentwegt. Oly konnte kaum noch die Hand rühren, das Ge-

lenk schmerzte sie von der ungewohnten Anstrengung. Aber sie mochte Papa nicht bitten, eine Pause zu machen. Er sollte eine bessere Meinung von Frauenarbeit bekommen.

Als Senta mit der Mama von ihren Einkäufen heimkehrte und wie ein Wirbelwind in Pappas Zimmer gestürmt kam, um ihr entzündendes Frühjahrsbüttchen bewundern zu lassen, machte Papa ein ganz erstauntes Gesicht. Was — so spät war es schon, da hatte er doch wirklich über der gemeinsamen Arbeit mit der Tochter für mehrere Stunden seine Sorgen vergessen.

„Du siehst heute frischer aus, Ludwig.“ Die eintretende Mutter küßte den Vater erfreut auf die Stirn.

Ollly fühlte in diesem Augenblick entschieden schon etwas wie Sympathie für sie. Da reichte sie auch der Tochter freundlich die Hand.

„Wir haben uns ja heute noch gar nicht gesehen, Ollly; ich glaubte, du würdest zu mir kommen und dir Bubi im Bade anschauen. Er ist süß, der kleine Kerl, wenn er so strampelt.“

Das junge Mädchen wurde ein wenig verlegen.

„Ich war heute nicht so recht in der Stimmung wegen — wegen des Streiks“, setzte sie leiser, mit einem Blick auf den die Briefe unterschreibenden Vater hinzu.

Am Nachmittag stattete Ollly dem Garten ihren Besuch ab. Es hatte aufgehört zu regnen. Sie war jetzt an Luft gewöhnt, am liebsten hätte sie einen weiten Spaziergang mit Senta unternommen. Aber die war zu ihrer Freundin Irmgard gefahren.

Unter dem Reinettenbaum, ihrem Lieblingsplatz, stand Ollly lange. Sie blickte in das noch kahle, mit blizenden Regentröpfchen in der vorbrechenden Aprilsonne wie Diamanten sprühende Gezweig. Bald würde die Sonne die Regentränen trocknen, wie sie auch jene getrocknet, die sie hier einst geweint.

Langsam schritt sie dem Fabrikterrain zu.

Ausgestorben lag es da. Die Arbeitsäle leer, keine feurige Lohe prasselte aus der Esse hernieder. Das rege Treiben der vielen Hunderte, die Stimme der Arbeit

war verstummt. Drohend reckten sich die rußgeschwärzten Schloten gen Himmel, wie eine verödete Stadt umfing es das einsame Mädchen.

Das war das Wiedersehen mit ihrer lieben Fabrik.

Hinter dem gewaltigen Eisenkahn, mittels dessen die schweren Maschinenteile gehoben wurden, regte es sich. Ein weißhaariger Kopf wurde sichtbar.

Ollly kannte den Alten von klein auf.

„Guten Tag, Grundemann.“ Sie legte dem Zusammenfahrenden die Hand auf den schäbigen Rock.

Der blickte sie mit unsicheren Augen an. Er sah schlecht aus, der alte Mann.

„Ist — sind Sie 't denn wirklich?“ Nein, das konnte doch unmöglich „die Häßliche“ sein — der Alte schüttelte den Kopf und rückte verlegen an seiner Mütze.

„Doch, Grundemann, ich bin's — die Ollly Silberbrandt, die Sie vor vielen Jahren manches Mal auf den Arm genommen haben. Ich bin traurig, daß ich Sie hier draußen wiederfinde, und nicht dort drinnen!“ Ollly wies auf die tote Fabrik.

„Je — jnädiges Fräulein,“ — der Alte fragte sich das Ohr, — „det is eine verfluchte Sache mit 's Streifen. Der eine will und der andere will nich! Aber mitmachen, det müssen sie schließlich alle.“

„Ich verstehe das nicht, Grundemann, so ein alter Mann wie Sie, der hier im Dienst meines Vaters ergraut ist, der sollte doch ganz genau wissen, daß wir es gut mit euch meinen. Der dürfte sich doch wirklich nicht von ein paar Grünschnäbeln aufheben lassen!“ sagte Ollly ernst.

„Ja, sehen Sie, Freileinchen,“ meinte der alte Mann vertraulich, „wat id bin, id hab' det Faulenzen bis hierher. Id mechte lieber heut' als morjen wieder an meine Maschine ran. Und wie mir, so jekt das auch noch 'nen ganzen Hümpel älterer Arbeiter. Aber wa derfen nich — nee, wa derfen nich — sonst schimpfen se uns Streikbrecher! Nee, det soll keener nich dem ollen Grundemann nachsagen!“ Er schlug sich auf die Brust.

„Ja, was wollen Sie dann aber noch hier?“ fragte das junge Mädchen traurig. Der Hoffnungsstrahl, den sie beim Anblick des Alten hatte aufleuchten sehen, erlosch wieder.

„Et treibt mir immer wieder her, wie so 'n Hund, der velle Jahre an eenen Ort treu jedient hat. Und denn, man muß doch ooch kiesen, ob's nich doch wieder mit de Arbeit losjeht — wat meine Enkelchen sind, die müssen nu schon seit Tagen hungrig zu Bette. Gott, man is doch man ooch bloß 'n Mensch!“

„Ihre Enkelchen sollen nicht mehr hungern, lassen Sie mich dafür sorgen, Grundemann“, sagte Oly, mit Tränen des Mitleids in den Augen. „Hier,“ — sie schüttete den Inhalt ihres Portemonnaies in die immer noch zwischen den Händen gehaltene Mütze des Alten — „und wenn's zu Ende ist, kommen Sie wieder zu mir.“

„Znädiges Freilein, nee, det tu' id Ihn mein Lebtag nich verjessen, det Se selbst in' Ausstand 'n Herz vor unfer eins haben!“ Der Alte lief, so schnell er konnte, mit dem geschenkten Gelde heim.

In der Thür des Bureaugebäudes aber erschien ein anderer — Wolfgang Steinhardt. Er hatte vom Fenster des Ingenieurzimmers den Vorgang beobachtet.

Er sah sehr ernst aus.

„Fräulein Oly, Sie haben unrecht gehandelt“, begann er vorwurfsvoll. „Zum mindesten unüberlegt. Sie haben sich von einer mitleidigen Regung fortreißen lassen, gegen Ihren eigenen Vater Partei zu ergreifen.“

„Was,“ — Oly war erschreckt zusammengezuckt — „können wir es beantworten, daß unschuldige Kinder verhungern?“

„Nein, soweit darf es nicht kommen, aber damit sie's nicht müssen, sollen die unvernünftigen Eltern ihre Arbeit wiederaufnehmen. Wenn Sie die Streifenden unterstützen, machen Sie mit ihnen gemeinsame Sache gegen uns!“

„Ich halte es für ein Unrecht, Menschen in Not zu lassen, wenn man dieselbe lindern kann“, sagte Oly, den Kopf senkend. „Und ich glaube auch nicht, daß dies uns

schaden wird, im Gegenteil, wenn die Leute sehen, daß man es gut mit ihnen meint . . .“

„Die Menschen denken nicht alle wie Sie, Fräulein Oly. Sie sind jung und wissen zum Glück noch nicht, wieviel schlechte Elemente die guten zum Schweigen bringen, besonders in Zeiten des Aufruhrs. Übrigens dürfen Sie jetzt nicht allein das Fabrikterrain betreten — ich bitte Sie darum! Sie sind hier nicht sicher, überall hungern jetzt arbeitslose Burschen umher, es kann täglich zu Ausschreitungen kommen. Sehen Sie, dort hinter dem Staket, das ist so einer von der Sorte, die nur darauf warten, die Fackel der Empörung in diese Stille zu schleudern!“ Oly wandte den Kopf.

Böse Augen lugten durch das Gitter zu ihnen herüber — Barmherziger — was hielt der Kerl denn in der erhobenen Hand — war es eine Pistole — zielte er damit nicht nach Wolfgang Steinhardt?

Da kam es auch bereits saufend durch die Luft — aber schon war Oly ohne Besinnen schügend vor den getreten, der ihr einst das größte Weh im Leben zugefügt hatte. Der Stein traf ihre Stirn, statt die des Freundes. Mit unterdrücktem Schmerzenslaut brach sie zusammen.

„Oly!“ Entsetzt beugte sich Wolfgang über die Blutende. Dann faßte er sie mit starken Armen und trug sie behutsam in das Ingenieurzimmer auf eine Chaiselongue. Er riß sein Tuch aus der Tasche und versuchte das sickernde Blut zu stillen.

Gottlob — die Wunde schien nicht tief zu sein. Der Stein des Bösewichts hatte nur ihre Schläfe gestreift. Aber sie hielt die Augen fest geschlossen, der Schreck hatte sie überwältigt. Mit warmem Blick schaute Wolfgang auf das schmale, liebevolle Mädchen Gesicht.



Da regte sie sich, sie schlug die Augen auf.

„Ollly — Fräulein Ollly, haben Sie große Schmerzen, können Sie wohl schon zur Villa hinüber, müssen wir an den Arzt telefonieren?“ fragte er besorgt.

Ollly richtete sich auf. Sie schwankte noch ein wenig.

„Es wird schon gehen“, sagte sie, mühsam lächelnd.

„Wie soll ich Ihnen danken, Fräulein Ollly — Sie sammeln glühende Kohlen auf mein Haupt!“ Leise kamen die Worte von seinen Lippen.

„Bitte, sprechen Sie nicht davon.“ Noch immer ein wenig wankend und matt von dem Blutverlust, schritt sie, mit angstvoll spähenden Augen, an seiner Seite der Rokovilla zu.

Am Abend des ersten Tages nach ihrer Heimkehr lag Ollly in hohem Fieber. An ihrem Lager wachte die neue Mutter.

Eine ganze Woche mußte Ollly das Bett hüten. Aber sie hatten doch etwas Gutes, diese Tage. Sie webten ein Band zwischen sie und die Mutter, die sich getreulich in die Pflege mit Senta teilte. Olllys dankbares Gemüt erkannte jetzt gern die guten Eigenschaften der sich um sie Mühenden an, ihre stets heitere Art brachte sie über manche Stunde quälender Sorge hinweg. Denn noch immer währte der Streif.

Wolfgang sandte der Genesenden täglich die herrlichsten Blumen, bis Ollly, die nun schon wieder im Lehnstuhl am Fenster sitzen konnte, ihn bat, davon abzusehen. Trotzdem sie Blumen liebte, schmerzte es sie, daß dafür Geld verausgabt wurde, während Arbeiterfamilien darben.

Mührend war Papa während dieser Zeit. Seinen eigenen Zustand schien er ganz zu vergessen, er saß stundenlang am Bett seiner Tochter, hielt ihre Hand und erzählte ihr von früheren Tagen. Als wollte er sie die Jahre, in denen sie seine väterliche Liebe entbehrt, vergessen machen.

Auch Rätchen Lehmann stellte sich getreulich ein. Trotz der Seminararbeit noch rosiger als sonst. Und das hatte seinen Grund. Denn, als die beiden Freundinnen

allein waren, vertraute das flachshaarige Rätchen unter Lachen und Weinen Ollly an, daß sie heimlich mit Herrn von Treuenfels verlobt sei, jenem jungen Maler, der an dem Märchenabend in der Rokovilla die lebenden Bilder gestellt hatte. Nur ihre Eltern wußten davon, sonst keiner, denn sie mußten noch manches Jährchen warten. Aber was schadete das — sie waren ja beide jung.

Ollly nahm innigen Anteil an dem Glück der Freundin. Aber auch Rätchen sah mit herzlichster Freude, wie gut Ollly das Pensionsjahr getan hatte. Daß sie nicht mehr abseits von den anderen stand, daß sie jetzt erst richtig in ihrem Vaterhause daheim war.

„Habe ich es dir nicht gesagt, Ollly,“ flüsterte sie beim Fortgehen, „daß noch alles gut werden wird? Nun prophezeie ich dir wieder etwas: Es wird nicht lange dauern, und du wirst ebenso glücklich sein, wie ich es jetzt bin!“ Damit war sie zur Tür hinaus.

Ollly aber schüttelte traurig den Kopf.

Wieder war eine Woche dahingegangen. Immer noch mußte Ollly die breite weiße Binde über der verletzten Stirn tragen. Sie saß am Fenster und blickte hinaus in den Garten, in dem der Frühling jetzt an allen Ecken und Enden schaffte. Das frische, junge Lenzgrün tat ihrem Auge und ihrem Herzen wohl.

Neben ihr lag im Wagen das kleine Brüderchen, strampelnd und frahlend. Der lebendige Frühling!

Junge Hoffnungsfreude ringsum — da regte es sich auch in ihrem zagenden Herzen, es mußte doch nun bald besser werden! Die Botschaft des Frühlings hatte ja auch im vergangenen Jahre nicht getrogen.

Lautes Gedröhn hallte wildlärmend in ihre lenzfreudigen Gedanken. Es kam von der Fabrik herüber, Ollly preßte erregt die Hände auf die Brust. Erfüllte es sich schon, war der Streif zu Ende?

Gellendes Gejohle — und dazwischen Krachen und ohrenbetäubende Schläge auf Eisen — war das die friedliche Arbeit, die sie ersehnt?

Da stürmte, die Tür weit offen hinter sich lassend, Herbertchen ins Zimmer hinein. Er trug seine bunt-

federige Indianerausrüstung, in der Hand Röcher und Pfeile.

„Es geht los, Oly“, jubelte er. „Sie ziehen heran in schwarzen Scharen, unsere Mädchen sagen es. Jetzt gibt es Krieg, hör' nur, sie zertrümmern die Maschinen in unserer Fabrik. Aber ich werde sie beschleichen, ich werde euch als Häuptling vor den Pfeilen der Rothhäute schützen!“ Er wollte wieder zur Tür hinaus.

„Du bleibst hier!“ Mit fester Hand hatte Oly den begeisterten Zungen, in dessen Kopf Indianergeschichten spukten, gepackt. „Keinen Schritt gehst du aus diesem Zimmer!“ Trotzdem ihre Stimme tonlos klang, machte sie auf den Knaben Eindruck. Er sah scheu zu der erbleichenden Schwester auf. Jeden dröhnenden Schlag, der ihren lieben Maschinen galt, empfand sie schmerzhaft, als wäre er gegen den eigenen Körper gerichtet.

„Mein Kind — mein Kind — sie werden mir mein Kind töten!“ In verzweifelter Aufregung stürzte die neue Mutter herein und warf sich schirmend über ihren harmlos lallenden Kleinen.

Sinter ihr Senta, weinend, die Ohren gegen das laut und lauter herüberdringende Getöse mit den Händen verschließend.

„Wo ist Papa?“ Oly sah verstört von einem zum anderen.

„Wohl noch in seinem Zimmer — rufe ihn, Oly, er muß sofort die Polizei alarmieren — die wilde Rotte wird auch uns bedrohen — Gott schütze mein Kind!“ Die Mutter war ganz außer sich. Oly eilte in das Zimmer des Vaters. Die Beine wollten ihr kaum gehorchen.

Papa saß regungslos auf seinem Platz, stierte vor sich hin und lauschte dem wachsenden Tumult.

„Papa — lieber Papa, komm zu uns herüber, Mama bedarf deines Zuspruchs, wir werden das Schwere gemeinsam leichter durchleben!“

Der Kommerzienrat gab keine Antwort.

„Papa, wir brauchen dich, wir bedürfen deines Schutzes!“ flehte Oly. Die stumme Starre des Vaters ängstigte sie mehr als die laute Verzweiflung der Mutter.

„Ihr braucht mich — mich — hahaha! Ich soll euch schützen — und kann doch nicht einmal meine Lebensarbeit vor den rohen Händen der Zerstörer retten! Hörst du's — dort drüben zertrümmern sie mein Lebenswerk, nur zu — nur weiter!“

Mit zitternder Hand strich Oly über den ergrauten, den Kopf des Vaters.

„Es ist nur totes Material,“ flüsterte sie mit erstickter Stimme, „aber hier — hier sind deine Kinder, Papa!“

Da erhob sich der Kommerzienrat schwerfällig. Sich auf den Arm seiner Tochter stützend, schritt er mühsam zu seiner Familie — ein kranker Mann.

„Ludwig, du mußt die Polizei benachrichtigen, sie müssen uns Bedeckung schicken.“ Die junge Frau flog am ganzen Körper.

„Keine Wassengewalt auf meinem Grund und Boden.“ Der Kommerzienrat schüttelte langsam den Kopf. „Oly, telephoniere an Wolfgang Steinhardt, er möchte sofort hinauskommen. Solange ich noch einen Pfennig mein Eigen nenne, darf kein Blut fließen. Ich will ihnen noch mehr entgegenkommen, Wolfgang soll mit ihnen unterhandeln — ich selbst vermag es nicht!“ Er sank wieder teilnahmslos in sich zusammen.

Oly eilte ans Telephon.

„Sie kommen — sie kommen . . .“ Aus dem Souterrain stürzte die Köchin, den Schneeschläger kriegerisch in der Hand schwingend, herauf. Sinterdrein die freischenden Mädchen. Oly, die gerade den Hörer wieder angehängt, stellte sich den schreienden Diensthofen mit zwingendem Ernst entgegen.

„Geht an eure Arbeit, sie werden euch nichts tun!“ Wolfgang Steinhardts telephonische Worte: „Keine Angst — ich bin in kurzer Zeit zur Stelle!“ hatten sie wunderbar beruhigt.

Wie eine schwarze Riesenschlange wälzten sich die Arbeitermassen von der Fabrik her unheilvoll auf die weiße Moskoviilla. Schon waren sie im Garten, plumpe, schwere Männerstiefel zerstampften mitleidslos das frühlingduftige zarte Grün.

U r v, Kommerzienrat Oly.

„Ollh, komm' vom Fenster fort, sie werden wieder mit Steinen nach dir werfen.“ Senta verbarg jammernd den Kopf in die Sofakissen.

Herbertchen legte herzlopfend den ersten Pfeil in den Röcher. Für ihn war das Furchtbare nur aufregendes Knabenspiel. Die Mutter hielt Bubi fest gegen ihre Brust gepreßt.

Ollh rückte sich einen Stuhl neben Papa und griff nach seiner Hand. Er sollte in der schwersten, entmutigendsten Stunde seines arbeitsreichen Lebens fühlen, daß sein Kind mit ihm litt.

Näher und näher kam das Stimmgebräuse und Gejohle. Jetzt unterschied man schon schrille Rufe.

„Brot — Brot — wir wollen Brot!“ — Dumpfes Murren durchtönte die Luft.

„Wo steckt der Kommerzienrat — er schwelgt im Überfluß, und unsere Kinder hungern!“ Deutlich drangen die feindseligen Worte an Ollhs aufs äußerste gespanntes Ohr. Sie sprang auf.

„Ollh, was willst du tun?“ Die Mutter und Senta riefen es entsetzt wie aus einem Munde.

„Brot . . .“ Wie einziger, wilder Schrei durchgestellte es wieder die Luft.

Da trat Ollh entschlossen zur Verandatür.

„Daß mich zu ihnen sprechen, Papa, ich will sie zu beruhigen suchen, bis Wolfgang Steinhardt kommt!“ Sie wartete keine Antwort des Vaters ab. Sie hörte die angstvoll beschwörenden Bitten der anderen nicht mehr.

Schon stand sie draußen auf der vom ersten Grün umrankten Säulenveranda, schutzlos der entfesselten Menge gegenüber.

Das Schreien, Johlen und Murren verstummte plötzlich. Man sah erstaunt auf das hochgewachsene liebliche Mädchen, das fast ebenso Weiß war wie die Binde, die sich um ihren dunklen Scheitel legte.

Mit großen, traurigen Augen blickte Ollh in die drohenden, finsternen Gesichter. Da war manch einer darunter, mit dem sie in den Tagen der Kindheit gut Freund gewesen.

„Was wollt ihr?“ fragte sie, die Stimme zur Ruhe zwingend, und trat mutig an die Verandabrüstung.

„Brot — gebt uns Brot — wir hungern!“ Wilder Tumult erhob sich wieder.

Bergeblich versuchte Ollh, sich in demselben Gehör zu schaffen.

„Was will das Mädel hier — der Kommerzienrat soll kommen!“ wurden Stimmen laut, während unreife Burschen, welche die Arbeiter ausgeheßt, mit gellenden Pfiffen alles übertönten.

Da trat aus den ungezügelten Massen ein weißhaariger Alter. Er schritt zur Veranda und stellte sich neben die Tochter des Kommerzienrats.

„Seid ruhig,“ begann er, „sie hat es stets jut mit uns Arbeitern gemeint. Selbst jetzt, im Ausstand, hat sie mir Geld jegeben, damit meine Entschens nich hungern sollten.“

Beifälliges Gemurmeln erhob sich. Hier und da löste sich einer aus der Menge und trat zur Veranda. Der Arbeiter Schulz, den Ollh einst im Krankenhause besucht, und so mancher andere ihrer alten Freunde. Wie eine schirmende Mauer stellten sie sich vor das furchtlose Mädchen.

„Ruhe — sie soll zu uns reden!“ Die johlenden Burschen wurden zum Schweigen gebracht.

„Mein Vater ist krank von der Aufregung und dem Gram, den ihr ihm bereitet; ihr könnt ihn nicht sprechen“, begann Ollh mit gepreßter Stimme. „Ich bin, wie ihr seht, von einem Stein verwundet, den Gehässigkeit aus eurer Mitte geschleudert.“

Sie mußte eine Pause machen, das Murren wurde wieder laut, aber diesmal galt es dem Missetäter.

„Ihr selbst hungert — das sind die Errungenschaften des Streiks!“ fuhr Ollh mutiger fort. „Viele, viele Jahre habt ihr treu mit uns zusammengehalten, mein Vater ist auch euch stets wie ein Vater gewesen. Und das



soll mit einem Male alles vergessen sein? Stets habe ich meine Freunde in euch gesehen, und nun seid ihr plötzlich meine Feinde geworden!" Es war, als ob die weiche Mädchenstimme die tosenden Bogen des Aufstandes zurückeben ließ. Wieder traten einige der Streikenden mit gesenktem Kopf zu den an der Veranda Stehenden.

"Mein Vater hat es verschmäht, die Polizei gegen seine Arbeiter zu Hilfe zu rufen. Er will friedlich mit euch unterhandeln und euren Forderungen, soweit es recht und billig ist, zu entsprechen suchen. Wenn ihr die Arbeit ruhig wiederaufnehmt, wird er vergessen, wie ihr heute dort drüben" — sie wies nach der Fabrik — „gehaust habt. Vor allem aber sollen eure unschuldigen Kinder nicht länger Hunger leiden. Wer wieder arbeiten will, der trete hierher und nehme an Brot und Lebensmitteln in Empfang, was wir hier im Hause haben, soweit es reicht; den anderen wird Geld zu Brot vorge-schossen."

"Brot . . ." Die hungernden Massen drängten unaufhaltsam nach vorn. Umsonst ertönte hier und da der verächtliche Ruf: „Streikbrecher!"

Keiner vernahm in dem Lärm das Rattern eines anfahrenden Autos.

Da stand neben der jungen Sprecherin plötzlich mit geladenem Revolver der Ingenieur Wolfgang Steinhardt.

"Zurück," donnerte er, „wenn euch euer Leben lieb ist!" Er glaubte nicht anders, als der Ansturm entspränge feindlichen Absichten. Oly legte ihm beschwichtigend die Hand auf den drohend erhobenen Arm.

"Nicht so — ordnen Sie es friedlich, die Leute sind bereit, die Arbeit wiederaufzunehmen, die Bedingungen müssen Sie mit ihnen besprechen. Wir wollen nur erst für den ersten Hunger sorgen." Sie ließ von den Mädchen Körbe mit Schwären herbeischleppen, die sie unter die gierig danach Greifenden verteilte.

Am nächsten Tage arbeitete die Fabrik wieder. Ihr Herr aber lag in schwerem Nervenfieber danieder.

Der Streik war zu Ende.

15. Kapitel.

Aus dem Entlein ist ein Schwan geworden.

Über ein Jahr war seit jenem Tage vergangen, da unbarmherzige Arbeiterfüße das lenzjunge Grün niedergetreten. Im Garten blühten die Schlingen.

Übermütig wirbelten krause Dampfwölkchen aus den Fabriksschornsteinen in den blauen Himmel hinein und erzählten von emsigem Treiben und Schaffen. Friedliche Arbeit war nach den Tagen des Aufruhrs wieder an dieser Stätte eingefeiert.

In der weißen Kokosvilla freilich, die mit ihrem verschörfelten Baustil so lustig dreinblickte, hatte es lange Zeit gebraucht, bis die Folgen der Schredenstag getilgt waren. Lange stand der düstere Sensenmann unsichtbar draußen an der Pforte, die Sichel gewetzt, um sie unbittlich gegen das Haupt des Hauses zu schwingen.

Aber den treuen Pflegerinnen, die mit ihm rangen, wurde schließlich der Sieg. Als der Arzt, aufatmend nach bösen Fiebertagen und -nächten, sich vom Lager des Schwerkranken wandte und das eine Wort „Gerettet" sprach, da waren sich Oly und die neue Mutter, wortlos in ihrem Glücksempfinden, in die Arme gesunken. Ihre Freudentränen mischten sich. Nichts verbindet zwei Herzen so fest miteinander, wie das Band gemeinsamer Sorge. Oly hatte in diesen Tagen der Krankheit des Vaters die neue Mutter in ihrer unermüdlichen Tatkraft und Selbstentäußerung dem Gatten gegenüber schätzen und lieben gelernt.

Senta war nicht im Krankenzimmer zu gebrauchen. Sie war zu beweglich, ihr unruhiges Temperament scheuchte auch dem Fiebernden die Ruhe. Sie hatte sich inzwischen Bubi angenommen, in die Kinderstube paßte ihre Sonnennatur besser als in das Krankenzimmer.

Monatelang konnte sich der Kommerzienrat nicht von jenen Tagen des Aufstandes, die sein innerstes Mark getroffen, erholen. Und als er schließlich zum erstenmal wieder seine Fabrik betrat, da wandte sich manch Arbeitergesicht in schuldbewußt erschrecktem Gruße ihm zu. Ein

alter Mann mit schneeweißem Haar war es, der ihre Reihen durchschritt. Kaum kannten sie ihren stattlichen, jugendschönen Herrn in dem Gebeugten, sich noch immer am Stod Vortwärtsschiebenden wieder. Der Wetterstrahl zerschmettert zuerst die höchste, stolze Eiche.

Oly war Papas Sekretärin geworden, seine „rechte Hand“, wie er schmerzlich sagte. Denn diese versagte ihm, trotz aller Massage und Elektrifizierens, ihre Dienste. Morgens, pünktlich mit dem Glockenschlage acht, trat sie ihr Amt an, und bis Mittag beugte sie, eifrig schreibend, den dunklen Kopf über die Papiere. So hatte sich ihr Wunsch doch noch erfüllt, ihre Arbeitskraft für die Fabrik einzusetzen. Zweimal in der Woche aber, während Senta Reitstunde hatte, fuhr sie nach Berlin hinein. Sie hatte Fräulein Richters Worte nicht vergessen und sich als Helferinnen den sozialen Frauengruppen zur Verfügung gestellt.

Da hatte sie ihre bestimmten Pfleglinge, Waisen, die in Familien untergebracht waren, deren körperliches und geistiges Gedeihen sie überwachen mußte. Da galt es, armen Kranken ein Labfal zu bringen, für ausreichende Pflege und ärztliche Behandlung zu sorgen.

Ihre liebsten Stunden aber waren die im Kindergarten. Sowohl bei den ganz Kleinen, die sie badete und wickelte, als auch bei den Größeren, mit denen sie spielte und lernte, und denen sie zur Belohnung für ihr Bravsein Geschichten erzählte. Hier fand Oly auch ihr jugendfrohes Lachen, das sie während der Krankheitstage des Vaters fast verlernt hatte, wieder.

Tante Oly war die beliebteste Tante im Kindergarten geworden. Viele kleine Händchen streckten sich ihr jubelnd bei ihrem Erscheinen entgegen. Keine verstand so schön mit ihnen zu spielen, tausend herrliche Dinge aus fast nichts zu zaubern. Denn das war die Hauptsache, was das reiche, im August ausgewachsene Mädchen hier lernte. Alles mußte praktisch sein und mit möglichst geringen Kosten hergestellt werden.

Abends, wenn sie Abschied nahm, nachdem sie die Kleinen mit Milch und Brot versorgt hatte, da hingen sich die Händchen wie die Kletten an das Kleid der lieben

Tante Oly. Man wollte sie niemals fortlassen. Dies Bewußtsein gab ihr, der einst als Backfisch allgemein Unbeliebten, reiches Glücksempfinden.

Für Senta, die Reitstunde mit Irmgard von Buschen zusammen hatte, existierte überhaupt nichts anderes mehr als „Lady“, ihr graubraunes Reitpferd. Allenfalls konnte sich daneben noch Irmgards Better, der lustige Leutnant Erwin von Treuensels, ihr getreuer Kavalier im Tatterfall, behaupten.

Papa hatte ihr mit Lady, den sie zu ihrem achtzehnten Geburtstag erhielt, den heißesten Wunsch ihres Lebens erfüllt. Auch Oly sollte ein Reitpferd bekommen. Aber diese hatte den Vater gebeten, davon Abstand zu nehmen, und ihr lieber das Geld, das der Gaul wohl kosten würde, zu geben.

„Nanu, Mädels, ich habe ja gar nicht gewußt, daß ich solche geldgierige Töchter habe, — willst du Schätze scheffeln?“ hatte Papa amüsiert gefragt.

Da war Oly mit ihrem langgehegten Wunsch herausgerückt. Bungalow wollte sie kaufen, das hier draußen noch billig war, und darauf ein Arbeiterkinderheim aufführen lassen.

„Siehst du, Papa, ich habe jetzt öfters die Familien unserer Arbeiter besucht und Umschau gehalten, ob eine Notwendigkeit dafür vorliegt. Die Kinder sind fast überall, wenn die Eltern in der Fabrik tätig sind, sich selbst überlassen, haben selten warmes Essen, und verwahrlosen ohne Aufsicht. Willst du mir etwas schenken, so gib mir, bitte, die Erlaubnis, von meinem Vermögen die Gelder für solch einen Bau zu nehmen.“

Der Kommerzienrat reichte seiner Tochter in stummer Anerkennung die Hand.

Auf ihrem Geburtstagstisch aber lag bald darauf die Schenkungsurkunde für soundsoviel Quadratrunder Land, das sich an das Fabrikterrain anschloß.

Oly war „Großgrundbesitzerin“, wie Wolfgang Steinhardt sie lachend nannte.

Ein emsiges Leben und Treiben begann bald auf ihrem Grund und Boden. Brettergerüste wurden auf-

geschlagen, auf den Leitern kletterten kalkbespritzte Maurer auf und ab, ihr Sämmern einte sich mit dem Fabrikgetöse. Stein fügte sich auf Stein, das Haus wuchs in die Höhe.

Jeden Tag stattete Oly ihrem Bau einen Besuch ab und blickte mit frohen Augen auf das Werk, das den Kindern der Arbeiter zum Segen werden sollte.

Sie hatte den Plan für die Verwaltung ihres Kinderheims schon vollständig im Kopf. Morgens früh wurden die noch nicht schulpflichtigen Kleinen hingebacht, und abends nahmen die Eltern sie wieder mit nach Hause.

Da wurde ein großer, lustiger Babysaal gebaut für die Allerkleinsten. Selbst weiße Gitterbettchen sollten darin aufgestellt werden, daß die Kinder zur Ruhe gebracht werden konnten. Ein Zimmer war für die Arbeiterwaisen vorgesehen, die ständig im Kinderheim wohnen durften. Dann gab es da einen großen, hellen Spiel- und Arbeitsaal, wo die Kinder nach der Schule ihre Aufgaben machen und spielen konnten, eine Küche, in der nahrhaftes Essen für die blassen Kinder der Armut gekocht wurde, und vor allem einen Garten. Einen ganzen großen. Mit grünen, weiten Rasenflächen, auf denen sich die Kinder tummeln sollten. Apfel- und Birnbäume mußten darin aufgepflanzt werden, Oly hatte die sehnsüchtigen Blicke der Arbeiterkinder zu dem herrlichen Obstgarten des Kommerzienrats nicht vergessen.

Die Leitung des Kinderheims behielt Oly sich selbst vor. Aber zur ständigen Aufsicht hatte sie bereits eine junge Lehrerin, eine Bekannte von Rätchen Lehmann, verpflichtet. Rätchen wollte ihre freie Zeit ebenfalls gern der Freundin für ihr schönes Werk zur Verfügung stellen. Auch einige Seminaristinnen hatte sie schon als Helferinnen dafür gewonnen. Sogar Senta hatte sich herbeigelassen, einen Nachmittag in der Woche ihren Tschy im Stich zu lassen und sich der menschenfreundlichen Aufgabe zu widmen.

„Aber die Schmutznäschen wische ich fremden Kindern nicht!“ hatte das elegante junge Fräulein gleich dabei erklärt.

Selbst einen Arzt hatte Oly für ihr Kinderheim schon in Aussicht. Freilich vorläufig nur einen angehenden. Rudi, der jetzt in Berlin studierte, trug bereits seine erste Anstellung in der Tasche.

Wolfgang Steinhardt zeigte warmes Interesse für Olys edles Unternehmen. Er hatte ihr das Technische, das sie nicht beherrschen konnte, abgenommen, mit dem Architekten und den übrigen Fachleuten unterhandelt. Sie war ihm von Herzen dankbar dafür. Trotzdem wußte sie es einzurichten, daß sie so selten wie möglich mit ihm, der auch täglich auf dem Bau nach dem Rechten schaute, bei der Besichtigung zusammentraf.

Zu Ostern hatte die Silbebrandtsche Maschinenfabrik eine Umwälzung erfahren. Der Kommerzienrat, der sich noch immer schonen mußte, hatte Wolfgang Steinhardt als Teilnehmer aufgenommen.

Oly glaubte bestimmt, daß diese Veränderung die Vorboten einer ebensolchen innerhalb ihres Familienlebens bedeutete. Täglich war sie darauf gefaßt, Senta und Wolfgangs Verlobung zu erfahren.

Ein wonniger Maienitag blaute über dem in voller Frühlingsblüte stehenden Garten. Die großen weißen und rötlichblauen Syringenzweige strömten betäubenden Duft aus. Die unter ihrer blumigen Last tief niederhängenden Zweige des Rotdorns bildeten purpurne Gedenwege, und die Obstbäume hatten sich in schneeige Blüten Schleier gehüllt. In den Büschen jubilierten die Amseln, als wollten sie mit ihrem Sang das Rasseln und Sämmern, das aus den Maschinenjalen erschallte, überhören. Olys Balkon glich einer Blumenlaube. Tiefblaue Klematisglocken schaukelten leise im Maienwind über dem dunklen Mädchenscheitel.

Oly sah zu ihrem Kinderheim hinüber. Das Haus war fertig. Mit seinem funkelnagelneuen weißen Sandsteinkleid, mit den grünen Fensterläden grüßte es seine junge Besitzerin gar freundlich und hoffnungsfroh. Morgen sollte die Einweihung stattfinden.

Trotzdem schauten Olys Augen nicht so freudig drein, wie sie es eigentlich hätten tun müssen. Ihr Herz

stimmte nicht in den Frühlingsjubiläum des Wonnemonats ein. Jrgendeine Vorahnung, die sie nicht in Worte zu fassen vermochte, lag ihr schwer auf der Brust.

Drunten im Garten machte Bubi jauchzend seine ersten Gehversuche. Über ihrem Haupte segelten in weitem Bogen die glückbringenden Schwalben.

Glück. — Oly verzog wehmütig den roten Mund. Aber gleich darauf sprach sie kopfschüttelnd zu sich selbst: „Nicht undankbar werden, Oly, du hast nur Grund, froh und zufrieden zu sein!“ Doch aller Philosophie zum Trotz stahl sich ein leiser Seufzer aus der jungen Brust.

In das gemeinsame Zimmer trat Senta mit heißen Wangen und zerwehmem Blondhaar. Sie kam soeben von einem Spazierritt nach Hause und war noch im Reitkleide. Sie warf die Gerte auf den Tisch, schleuderte die Handschuhe daneben und trat zu Oly hinaus.

„Na, war's schön, Senti?“ Oly wandte sich der Schwester zu.

Diese nickte. Ihre Wangen schienen sich noch tiefer zu färben. Dann schlang sie plötzlich in jäher Erregung die Arme um den Hals der Älteren und lehnte aufschluchzend den blonden Kopf an ihre Schulter.

Erschreckt umfing Oly die Fassungslose. Senta, das Sonnenkind, weinte, was hatte das zu bedeuten?

Da aber hob sie schon das Haupt, und wie nach einem Frühlingsregen lachte aus ihren vergißmeinnicht-blauen Augen bereits wieder Sonnenschein.

„Oly — es soll zwar heute noch keiner wissen — er will morgen abend erst zu Papa kommen — aber dir muß ich es sagen — ich bin ja so unendlich glücklich!“

Mechanisch streichelten Olys Hände das weiche Blondhaar. Wie ein eisiger Strom hatte es sich bei Sentas heißen Worten durch ihre Adern ergossen. Es war ihr, als ob ihr Herz plötzlich still stand.

Jetzt kam es, das Vorhergeahnte!

„Du — hast dich — verlobt?“ Wie aus weiter Ferne drangen Oly ihre eigenen Worte ins Ohr.

Senta nickte in heißem Erröten.

„Wir sind uns schon lange gut“

Oly brachte ihr törichtes, dummes Herz mit Gewalt zum Schweigen. Sie drückte die Schwester an sich.

„Mögest du recht, recht glücklich werden mit ihm — und ihn ebenso glücklich machen!“ sagte sie leise. Ihre Stimme gehorchte ihr nicht weiter.

„Glaubst du, daß Papa nichts dagegen haben wird? Er ist noch so jung — — —“

„Ich denke, daß du ihm keinen liebsten Schwiegersohn zuführen kannst, Senta, und so jung ist er doch schließlich nicht, er ist ja über seine Jahre ernst“, Olys Stimme klang noch weicher als sonst.

„Ernst —“ Senta lachte hell auf. „Ich glaube, er hat noch nie ein ernsthaftes Wort mit mir gesprochen, selbst heute beim Antrag nicht. Wenn nur der Dienst nicht wäre, er ist fast den ganzen Tag in Anspruch genommen, wir werden wenig von unserer Verlobungszeit haben“, meinte Senta, das Reithütchen aus dem Goldhaar lösend.

„Papa ist ja kein Tyrann, er wird schon ein Einsehen mit euch haben und ihn mehr entlasten“, tröstete Oly.

„Papa — wie kommt denn Papa dazu, der ist doch nicht sein Vorgesetzter — — —“

„Jetzt freilich nicht mehr, seitdem er sein Sozium geworden, aber — — —“

„Um Himmels willen, Oly, von wem sprichst du denn eigentlich?“ Senta starrte die Schwester mit weit aufgerissenen Augen an.

„Von Wolfgang Steinhardt, deinem Verlobten —“

„Von Wölfschen — hahahaha — — —“ Senta brach in ein helles Lachen aus.

Jetzt war es an Oly, die Schwester mit weit aufgerissenen Augen anzustarren.

„Senta — ich verstehe dich nicht — was bedeutet das — — —“

„Das bedeutet, daß ich mich mit Leutnant Erwin von Treuenfels verlobt habe — du Schäfchen — und nicht mit Wolfgang Steinhardt — Wölfschen, hahahaha — der Gedanke ist zu komisch!“

Ollly mußte nach dem neben ihr stehenden Stuhl greifen.

„Er — er wird sehr unglücklich werden durch deine Verlobung — er hat dich sicher lieb!“ sagte sie dann mit tonloser Stimme.

Kein Gefühl der Freude wallte in ihr auf, nur grenzenloses Mitleid mit dem enttäuschten Freunde.

„Wölfschen mich lieb —“ Senta begann aufs neue zu lachen — „na ja, wie Rudi und Herbertchen mich auch lieb haben, nicht 'ne Spur anders! Liebe schaut anders aus, komm du erst in meine Jahre!“ Übermütig wollte sie die Schwester auf dem schmalen Balkon herumwirbeln.

Aber die machte sich frei.

„Daß mich, Senta, du siehst in deinem jubelnden Glück nicht die am Wege Weinenden. Mir tut Wolfgang schrecklich leid — — —“

„Weißt du was, dann nimm du ihn, Ollly!“ unterbrach Senta sie in ihrer impulsiven Art. „Für dich paßt er auch viel besser —“ sie konnte nicht weiter sprechen, der Schwester Hand legte sich ihr gebieterisch auf den die Worte herausprudelnden Mund.

„Red' keinen Unsinn!“

Senta sah der vom Balkon Gehenden verdutzt nach. Nanu — es war doch nur ein Scherz gewesen — Ollly pflegte doch längst nicht mehr eine harmlose Rederei krumm aufzunehmen!

Ollly tat in dieser Nacht kein Auge zu. Wie sie sich hingelegt, erhob sie sich wieder. In ihr stand es fest, daß Senta im Begriff war, das Lebensglück des Freundes zu gerümpeln.

Als der junge Morgen ins Fenster lugte, war sie mit sich im reinen. Sie selbst wollte Wolfgang Steinhardt von Sentas Verlobung Mitteilung machen, in zarter, schonender Weise, es nicht dem jähen Zufall überlassen, ihm grausam die Kunde zuzutragen.

Papa blickte seine junge Sekretärin, die heute aus übernächtigten Augen schaute, prüfend an.

„Du siehst angegriffen aus, Kind, wir wollen unsere Arbeit heute lassen, es liegt nichts Dringendes vor. Gehe

ein paar Stunden spazieren, daß du nachmittags zu deiner Einweihung frisch bist“, sagte er gütig.

Ollly nahm dankbar Papas Vorschlag an. Es wäre ihr heute schwer geworden, ihre Gedanken zu konzentrieren. Wolfgang Steinhardt hatte als Teilhaber der Fabrik jetzt sein eigenes Privatzimmer. Als Ollly es mit neuem Gruß durchschritt, hielt er sie an.

„Sie sehen heute so bleich aus, Fräulein Ollly, sind Sie krank?“ fragte er besorgt.

Sie schüttelte stumm das Haupt. Einen Augenblick schwankte sie. Sollte sie es ihm jetzt gleich sagen?

Nein — nein, sie brachte es nicht über sich, den tödlichen Streich gegen sein Glück zu führen. Leutnant von Treuenfels wollte erst gegen Abend zu Papa kommen, inzwischen fand sie wohl noch einige Minuten Zeit, mit Wolfgang zu sprechen.

Die kofende Maienluft tat ihrem schmerzenden Kopf wohl. Mit helleren Augen und zartgefärbten Wangen erschien sie bei Tisch. Papa war mit ihr zufrieden.

Sie fand jetzt keine Zeit mehr, ihren Gedanken nachzuhängen. Es gab noch allerlei im neuen Haus zum Empfang ihrer kleinen Schützlinge zu rüsten.

Die Fabrik hatte der Einweihung zu Ehren einen freien Nachmittag. Um vier Uhr waren die Eltern mit ihren Kindern hinbestellt.

Ollly schritt im weißen Sommerkleide ihrem neuen Reich zu. Die Goldbuchstaben über dem Eingange „Arbeiter-Kindenheim“ bligten und funkelten in der Maisonne. Mit zufriedenen Auge durchwanderte Ollly die vor Sauberkeit leuchtenden Räume. Hier würde manch verkümmertes Menschenblümchen aufleben und erstarken. Ein frohes Gefühl überkam sie.

In der Küche war die neue Köchin damit beschäftigt, einen großen Kübel Schokolade zu kochen. Die Kinder sollten eine schöne Erinnerung an die Einweihung ihres Heims behalten. Auf den niedrigen Tischen in dem Arbeits- und Spielsaal stand vor jedem Platz ein blauer Emaillemilchbecher. Ollly schnitt von Riesennapfuchen für jedes Kind zwei Stücke und legte sie neben die Becher.

Die Familie des Kommerzienrats war vollständig versammelt. Auch Wolfgang Steinhardt nahm an der Einweihung teil. Er schritt mit bewunderndem Blick durch die ebenso praktischen, hygienischen, als auch dem Auge wohlthuenden Räume. Was Olly hier geschaffen, trug den Stempel ihrer vollgültigen Persönlichkeit.

Der junge Ingenieur fuhr sich mit der Hand löchernd in den Halsfragen. Der Gedanke an das, was er sich für diesen Tag vorgenommen, beengte ihn.

Er wollte heute mit Olly sprechen. Ihr offen seine Neigung gestehen — er mußte endlich Gewißheit haben! Dieses feige Versteckspielen ertrug er nicht länger, entweder — oder! Der heutige frohe Festtag, ihr ganz besonderer Ehrentag, schien ihm dafür günstiger als jeder andere.

Die Fabrikuhr schlug vier.

In langen Scharen zogen die Arbeiter in sonntäglichen Kleidern dem Heim, das ihnen edle Menschenfreundlichkeit errichtet, zu.

Einige achtzig Kinder waren für den Anfang gemeldet. An der Schwelle des neuen Hauses empfing Olly, in ihrem weißen Gewande wie eine gütige Fee anzuschauen, mit schlichtfreundlichem Gruß die Eintretenden.

Die Kinder nahmen ihre Plätze auf den Bänken ein, die Eltern ringsum Aufstellung. Aus jungen, frischen Kehlen erklang es: „Unsern Eingang segne Gott.“

Dann sprach Olly einige warm empfundene Worte, daß heute sich der größte Wunsch ihres Lebens erfüllt habe, und wie sie hoffe, daß sich die Kinder in ihrem Heim wohl fühlen würden und dort zu braven, pflichtgetreuen Menschen heranwachsen.

Während ihrer Rede dachte wohl so mancher der Arbeiter daran, daß der junge Mädchenmund schon einmal zu ihnen gesprochen in den Tagen der Gewalttat und der Empörung, und wie sie heute Böses mit Gutem an ihnen verjagt. Die Gefühle der Treue gegen ihren Herrn und sein Haus erstarrte dieser Augenblick.

Es war eine Lust, zu sehen, wie es den Kleinen zum erstenmal in ihrem Reich mundete. Das schlechte und

leckte, stopfte und schlürfte, allenthalben sah man braune Schokoladenbärte in frischen Kinderge Gesichtern. Da wich der Druck, der auf Olly lastete, und sie war froh und heiter mit den Kleinen.

Aber als die Napfkuchenreste unter den Arbeiterfamilien verteilt, als das letzte „Willen Dank ooch, jnädiges Fräulein!“ verklungen war, legte es sich wieder wie ein Bentnergewicht ihr auf die Seele.

Die Mutter war zu Gubi geeilt, Senta hatte sich in Papas Arm gehängt, um ihn auf den bevorstehenden Besuch vorzubereiten, Rudi, der Studio, mußte heute noch zu einer Fuchstaupe, und Herbertchen sich mit dem lateinischen Ablativ anfreunden. Das neue Haus leerte sich.

Wolfgang brauchte keine Furcht zu haben, daß Olly ihm heute wieder entweichen würde. Sie wartete auf ihn.

An seiner Seite schritt sie durch den im brennenden Abendfluß rosig erglühenden Frühlingsgarten.

Keiner sprach.

Keiner wagte von dem, was ihm am Herzen lag, zu beginnen. Die duftigen Blüten streiften ihre Stirn. Die Vögel flogen zum Nest. Sie standen unter dem Reinettenbaum.

„Ich muß mit Ihnen sprechen“, hub Wolfgang da plötzlich an, seine Stimme klang seltsam in die Abendstille hinein.

Olly atmete auf. Gott sei Dank — wenigstens noch eine kurze Galgenfrist! Sicher wollte er mit ihr die Abrechnung des Neubaus durchgehen.

„Sie sprachen vorhin zu den Arbeitern davon, daß der heutige Tag Ihnen den größten Wunsch Ihres Lebens erfüllt habe, Fräulein Olly. Vielleicht bringt er auch meinem heißesten Lebenswunsche Erfüllung —“ er machte erregt eine Pause.

Olly preßte die Hände auf das erregt schlagende Herz. Wollte er jetzt mit ihr von Senta sprechen?

„Sie müssen es längst schon gemerkt haben, daß ich Sie liebe, daß ich keinen anderen Gedanken mehr habe, als Sie zu besitzen — Olly, können Sie mir kein Wort der Hoffnung geben?“

Tief hatte sich das dunkle Mädchenhaupt gesenkt. Olys uneigennütziges Fühlen bezog das „Sie“ ganz selbstverständlich auf die Schwester — es war ja nicht das erstemal in ihrem Leben, daß sie abseits stand — heute vom Glück. Wenn sie nur ihm hätte das Weh ersparen können! Sie kam sich vor wie der Henker, der Leben und Tod in seinen Händen hält. Sie blickte in die zartduftige Blütenpracht des Apfelbaumes. Hier hatte sie schon einmal die schwerste Stunde ihres Daseins durchlebt.

„Ich kann Ihnen keine Hoffnung machen, Wolfgang“, sagte sie mit weicher, tränenverschleierter Stimme. In diesem Augenblick des Mitleids kam ihr der vertraute Name der Kinderzeit wieder auf die Lippen.

Er erbleichte.

Sie legte sanft die Hand auf seinen Arm.

„Senta liebt einen andern, sie —“

„Senta, was frage ich in dieser Stunde nach Senta! An dich nur denke ich, Oly, von dir will ich wissen, warum du mich mit meiner großen Liebe abweist — sag, hast du mir noch immer nicht verziehen?“

„Mich — mich — das häßliche junge Entlein — ich glaubte Senta — — —“ sie kam nicht weiter.

Wolfgangs Arme umfingen sie, seine Lippen preßten sich auf die kleine rote Narbe an ihrer Stirn.

„Mein Schwan — mein schöner, edler Schwan!“

Und der alte Reinettenbaum ließ seinen bräutlichen Blütenregen herniederrieseln auf das glückliche junge Paar.

